ADMIRAL JACOBSEN

TRUTZIG UND TREU

KÄMPFE DER DEUTSCHEN MARINE AN FLANDERNS KÜSTE 1914-1918

JA

246708

Trutzig und treu!

KÄMPFE DER DEUTSCHEN MARINE

AN FLANDERNS KÜSTE 1914–1918

VON

ADMIRAL a. D. JACOBSEN

IN B. BEHR'S VERLAG ZU BERLIN

1. Auflage: 1935. Neue Ausgabe: 1943
Fotos: Archiv des Verfassers
nbandentwurf: Gertraude Jaeger

Mit 16 Abbildungen

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1935 by B. Behr's Verlag, Berlin
Satz und Druck: Bibliographisches Institut AG. in Leipzig

INHALT

Geleitwort: 7

Erstes Kapitel: 1914

Der Vormarsch der deutschen Armeen 9
Die Marinedivision in Belgien 13

Zweites Kapitel: 1914

Brügge und die offene Küste Flanderns 17

Drittes Kapitel: 1914/15

Beschießung von Zeebrügge 37
Die Kämpfe an der Landfront Nieuport 43

Viertes Kapitel: 1914/15

Der erste und gefährdetste Teil der Bauarbeiten 48
Das Landungsgespenst 56
Fliegerangriffe / Flakbatterien 63

Fünftes Kapitel: 1915

Neue Batterie mit großer Schußweite 70
Das Ende von L 12 72
Zahlreiche Beschießungen der Küste durch englische Monitoren 78

Sechstes Kapitel: 1915

Quartierwechsel 98
Ein langer Winter 102
Eine Erinnerung zum Gedächtnis der Kameraden der gesunkenen Kreuzer „Blücher" und „Prinz Adalbert" 108
England der gefährlichste Gegner unter den Alliierten 111
Die „Presse" im Kriege eine der Hauptwaffen 114

Ein Gang in die Nieuportstellung 121
Der U-Boot-Krieg 126

Siebentes Kapitel: 1916

Handstreich gegen die feindlichen Stellungen bei Nieuport.. 128
Was wird Holland tun, wenn England die Scheldemündung angreift und Truppen landet? 133
Überraschende feindliche Operation auf See 139
Netz- und Minensperren 141
Der U-Boot-Krieg und die Seeschlacht vor dem Skagerrak .. 143

Achtes Kapitel: 1916

Feindliche Maßnahmen gegenüber der „Tirpitz"-Batterie.... 158
Überraschende Beschießung der Batterie 159
Unsere alten Bekannten: die Monitoren 166
Endgültige Abrechnung mit dem Landungsgespenst 170

Neuntes Kapitel: 1916

Weitere Beschießungen von See und von Land 178
Die Marine-Infanterie-Brigade in der Sommeschlacht 180
Lehren aus der Sommeschlacht 182
Die militärische Lage im Westen Ende 1916 185
Verdoppelte Tätigkeit zur Abwehr einer neuen Offensive im Frühjahr 1917 187

Zehntes Kapitel: 1916

Schöner Erfolg der III. und IX. Torpedobootflottille 189
Das Friedensangebot 191
Flieger und U-Boot-Krieg 199
Abmarsch in die Siegfriedstellung 207
Die Front im Westen steht fest! 209

Elftes Kapitel: 1917

Endlich: der uneingeschränkte U-Boot-Krieg 211
Der fünfte Kontinent — die Vereinigten Staaten von Amerika — tritt zum Feindbund 215
Weiterer Ausbau der Küstenbefestigungen 221

Neue Überraschungen: Durch künstlichen Nebel getarnte feindliche Monitoren beschießen Zeebrügge 223
Lehren aus der Beschießung 230

Zwölftes Kapitel: 1917

Flanderns Küste als Sehenswürdigkeit 233
Generalfeldmarschall von Hindenburg trifft am Pfingstmontag zu einer Besichtigung ein 237
Beschießung der Werft Ostende am 5. Juni 1917 243

Dreizehntes Kapitel: 1917

Batterie „Pommern" beschießt Dünkirchen auf 44 Kilometer Entfernung — eine Rekordleistung deutscher Schießtechnik 251
Feindliche Fliegertätigkeit 256
Unser erster Fliegerangriff auf London 259
Die 3. Marine-Division (drei Regimenter Marine-Infanterie) wirft am 10. Juli 1917 die Engländer über die Yser zurück 260

Vierzehntes Kapitel: 1917

Die aufgeräumte Netzsperre und die ahnungslosen Monitoren 270
Heftige Kämpfe von Land und See aus gegen Ostende 274
Feindlicher Erfolg gegen die Werft Ostende 275
Die Stadt Ostende wird beschossen und die Kathedrale getroffen 276
Kurze Betrachtungen über das Schießen von Küstenbatterien gegen Monitoren 280
Die Rüstungen der Vereinigten Staaten von Amerika 283
Sorgen um den Ausfall des Krieges 286

Fünfzehntes Kapitel: 1918

Ein harter Winter mit Sturmflut 288
Weitere Beschießungen der Küste 289
Tätigkeit der Küstenbatterien 290
Flieger und Seestreitkräfte 291
Die großen Blockversuche gegen Ostende und Zeebrügge am 23. April 1918 296
Die Beurteilung des Unternehmens in der englischen und deutschen Presse 305
Lehren aus dem Blockversuch 311

Sechzehntes Kapitel: 1918

Verstärkte Fliegertätigkeit 313
Unsere Flakbatterien 317
Minenräum- und Schnellboote 322
Ein neuer, mißglückter Blockversuch gegen Ostende am 10. Mai 1918 323
Weitere Verbesserungen an den Verteidigungsanlagen 325
Das Urteil eines Engländers über die Auswirkungen des U-Boot-Krieges 328
Kämpfe der Monitoren und Küstenbatterien 332
Die Räumung der Küste Flanderns 337
Das Marine-Korps verläßt unbesiegt den vier Jahre lang behaupteten Kriegsschauplatz 339

Einschaltbilder:

Feldmarschall von Hindenburg in der „Batterie Hindenburg“
„Batterie Pommern“ feuert
Geschützmontierung der „Batterie Pommern“ (3 Aufnahmen)
Getarntes Geschütz der „Batterie Pommern“
Fesselballon-Aufnahme: Bauarbeiten an der 28-cm-„Batterie Tirpitz“
Kommandostand eines Eisenbahn-Flakzuges
Geschütz der „Batterie Wilhelm II.“
Der Affenberg
Wachtposten in den Dünen
10,5-cm-Flakbatterie in Zeebrügge
Der Templerturm
3,7-cm-Maschinen-Kanonenbatterie auf dem Molenkopf in Zeebrügge
Einsatz der Batterie „Großdeutschland“
Marineflugzeuge starten

GELEITWORT

„Trutzig und treu!" Diese markigen Kennworte, mit denen der Kommandierende Admiral von Schroeder das Wirken des Marinekorps in Flandern gezeichnet hat, mögen auch Titel und Schild dieses Buches sein. Seiner aufrechten, tapferen Persönlichkeit, seiner geschickten Führung ist es zu verdanken, daß die Taten der Marine auf dem Lande im ersten Weltkriege ein Ruhmesbild sind, das sich den glorreichen Erfolgen zur See würdig an die Seite stellt und in der deutschen Kriegsgeschichte unvergessen sein wird.

Das Marinekorps – in Wirklichkeit kein Korps, sondern eine große Marinestation mit Befestigungen, See-, Luft- und Landstreitkräften – war eine Schöpfung aus Nichts, im wahrsten Sinne des Wortes aus dem Boden gestampft noch dazu auf feindlichem Gebiet, war eine der vielen genialen Überraschungen, an denen der Weltkrieg 1914—1918 so reich ist, ein Markstein deutschen Organisationstalentes, militärischer Befähigung verbunden mit seemännischer Geschicklichkeit.

Admiral a. D. Jacobsen,
ehemals Kommandeur der 1. Marinedivision, Marinekorps Flandern

1914

Der Vormarsch der deutschen Armeen / Die Marinedivision in Belgien

Bereits am 4. August 1914 gingen die zwei noch in Friedensstärke befindlichen Brigaden Emmichs nebst Kavallerie und Artillerie in kühnem Ansturm gegen Lüttich vor. Am 7. August war Lüttich genommen. Als Vorbote der in diesem Völkerringen einsetzenden modernen Kriegstechnik erschien das erste Zeppelin-Luftschiff über dem Kriegsschauplatz, den Gegnern kündend, daß nun auch aus dem Luftreiche bisher unbekannte Angriffe bevorständen. Dem Zeppelin gesellte sich das zweite Wunder zu – die dicke Bertha! Die 42-cm-Kanone – das sorgfältig gehütete Geheimnis der Artillerieschießkunst – erschütterte mit ihrem mächtigen Donnerknall die Luft und ließ die Welt aufhorchen. Am 12. August abends fiel der erste Schuß gegen das Fort De Pontisse. Am 13. August mittags ergab sich das Fort. Am 15. August flog das Fort Loncin in die Luft. Wie Kieselsteine waren die Betonklötze umher geschleudert, ganze Panzertürme umgeworfen. In diesem Trümmerhaufen konnte kein lebendes Wesen mehr existieren. Am 16. August fiel das letzte Fort. Damit waren die 12 modernen Forts der Maaslinie in 10 Tagen außer Gefecht gesetzt.

Mit diesem in der Kriegsgeschichte aller Zeiten unerhörten Erfolg war das Maastal geöffnet, so daß am

und die Stadt vorgetragen werden. Damit war das Schicksal der Festung besiegelt. Am 9. Oktober war Antwerpen in unseren Händen!

In dichten Scharen drängten sich die Flüchtlinge auf Straßen und Feldern, um sich mit ihrem wertvollsten Besitz nach Frankreich in Sicherheit zu bringen. Viele Tausende von Soldaten flohen ohne Ausrüstungsgegenstände und Waffen erschöpft der Grenze zu. Der Verlust von Antwerpen hatte jegliche Moral untergraben, die Stimmung in der Truppe war verzweiflungsvoll. Die Deutschen konnten in dem unübersichtlichen Gelände nur langsam folgen. Dies war ein Glück für das belgische Heer, das zwischen Dixmuiden und Nieuport hinter dem Yserkanal eine neue Stellung einnehmen konnte. Als am 23. Oktober die deutschen Truppen Tervaete stürmten und auf das linke Yserufer übergingen, entschloß sich die belgische Heeresleitung, ihre letzte Verteidigungslinie durch Herstellung eines weiten Überschwemmungsgebietes zwischen dem Yserdeich und dem Damm der nach Nieuport führenden Eisenbahn zu sichern. Sobald die Flut einsetzte, wurden die Schleusen geöffnet, bei Eintritt der Ebbe wieder geschlossen. Auf diese Weise wurde 3 Tage lang das Gelände vor den belgischen Stellungen allmählich unter Wasser gesetzt. Bald dehnte sich vor der 5 Kilometer langen Front ein künstlicher See aus, der, etwa 1 Meter tief und von vielen kleinen Kanälen durchschnitten, ein weiteres Vordringen der deutschen Truppen an dieser Stelle unmöglich machte. Als am 30. Oktober die deutschen Truppen den Bahndamm erreichten und in

Ramscapelle eindrangen, gebot die Flut und das damit verbundene Steigen der Überschwemmung ihnen Halt, so daß das Gefecht abgebrochen werden mußte. Die ersten französischen Verstärkungen trafen am selben Tage ein; englische Schiffe beschossen mit schwerem Geschütz die deutschen Stellungen an der Küste, die gänzlich verzweifelten Belgier faßten wieder frischen Mut. An der Yser aber hinderte eine breite schlammige Wasserfläche, aus der hier und da Häuser, Bäume und Strauchwerk herausragten, meilenweit jegliche Tätigkeit bei Freund und Feind.

Sobald sich übersehen ließ, daß die belgische Küste in unser Operationsgebiet fallen würde – das war also der Zeitpunkt, als die Kämpfe im Maastal mit dem Fall der Grenzforts endeten – wurde aus der Marine-Infanterie und den überschüssigen Reserven der Matrosenartillerie eine Marinedivision gebildet. Dieser Anordnung lag die Erkenntnis zugrunde, daß die Marine zur Mitwirkung auf dem Kriegsschauplatz herangezogen werden mußte, da sie über das Personal an Seeleuten, Seesoldaten, Artilleristen, Technikern verfügte, welches ihrer Natur nach die geeignetste Kampftruppe für die Seefront war. Zum Kommandeur dieser Marinedivision wurde der in der Marine als tatkräftiger Führer bekannte und allgemein verehrte Admiral von Schroeder ernannt. Als der Stab der Division am 2. September 1914 in Brüssel eintraf, um den neu zusammengefügten Verband zu übernehmen und in den von einem Teil der Mannschaft wenig geübten Felddienst einzuführen, geriet die Division sofort in eine höchst kritische Lage.

Die Belgier machten von Antwerpen den bereits erwähnten Ausfall mit fünf Divisionen und suchten die deutsche Aufmarschlinie Aachen–Brüssel zu unterbinden. Zusammen mit einer Landwehrbrigade bestand die Marinedivision ihre erste Feuertaufe in den schweren Kämpfen am Dyle-Kanal. Darauf wurde sie dem Korps Beseler zur Belagerung Antwerpens zugeteilt und nahm auf dessen linkem Flügel Aufstellung. Im Wetteifer mit der hervorragend durchgebildeten Kampftruppe der Seebataillone und im Verein mit den Kameraden der Armee paßten sich die Matrosenartilleristen gewandt, tapfer und ausdauernd schnell den Anforderungen der offenen Feldschlacht an. Kaum hatte die schwere Artillerie die Lücke in den äußeren Festungsring gerissen, da ging es im Sturm nach Mecheln hinein, über Waelhem und die Nethe-Stellung nach Antwerpen. Während die Belgier und Engländer an die Yser zurückgeworfen wurden, marschierte die Marinedivision an die Küste Flanderns und besetzte die belgischen Häfen Zeebrügge und Ostende. Als Divisions-Stabsquartier wurde die im Mittelalter berühmte Handelsstadt Brügge ausgewählt. Da sich einige Tage vorher eingetroffene französische Territorialtruppen in dem Dünengelände, dem anschließenden Polder, dem Dorf Lombartzyde und dem Boterdyk festgesetzt hatten, mußten diese zurückgeworfen werden. Der Angriff wurde am 11. November von 5 Seebataillonen sowie dem 3. Bataillon des 1. Matrosen-Artillerie-Regimentes mit fabelhaftem Schneid durchgeführt. Die Dünen sind für den Angreifer ein unangenehmes Kampfgelände.

Meistens ziemlich flach, dann wieder ansteigend auf Höhen bis zu 20 Meter, zieht sich die Dünenkette in einzelnen Wellen über 1 Kilometer landeinwärts. Die Strandlinie, die nach See zu flach verläuft, kann von der weit ins Meer ragenden Nieuport-Mole eingesehen und beschossen werden. An die Dünen grenzt der Polder, ein morastiges, von Wassergräben durchzogenes Gebiet; durch diesen Polder führt eine Straße, die von Ostende über Westenddorf nach Lombartzyde geht und am Kanal von Nieuport endet.

Obwohl ein eisiger Nordwestwind, der zum Sturm auffrischte, den Dünensand in Massen aufwirbelte und ein Schießen infolge von Hemmungen an den Schloßteilen fast zur Unmöglichkeit wurde, ein Fortbewegen im feindlichen Maschinengewehr- und Schrapnellfeuer in dem losen Dünensand ungeheure Schwierigkeiten verursachte, gelang es doch den wackeren Marinetruppen, wenn auch mit schweren Verlusten, den Gegner zu werfen und die feindlichen Stellungen zu nehmen. So war nun mit der Besetzung von Lombartzyde, des Polders und der Dünen bis hart an den Kanal von Nieuport die ganze flandrische Küste von der holländischen Grenze bis nach Nieuport in den Händen der Marinedivision.

Im Besitz dieses Teils der Küste mit den Häfen Ostende und Zeebrügge waren wir unserem stärksten Gegner zur See ganz nahe. Nur etwa 50 Seemeilen trennten uns von der Themsemündung; der Englische Kanal – Dünkirchen, Calais an der einen, Dover an der anderen Seite – war auf dem Luft- und Seewege in

wenigen Stunden zu erreichen. Welch überraschende ungeahnte Aussichten boten sich da, die Kriegsereignisse zu unseren Gunsten zu beeinflussen! Allerdings fehlten uns noch die dazu nötigen Luft- und Seestreitkräfte; doch wozu hatten wir denn unsere Hochseeflotte? Gespannt warteten wir Tag für Tag auf die Kunde von einem Zusammenstoß zwischen unseren und den englischen Seestreitkräften. Mit etwas Kriegsglück und geschickter Ausnutzung unserer taktischen und artilleristischen Ausbildung konnten Erfolge nicht ausbleiben. Dann war die Bahn frei für größere Unternehmungen, dann würde die neue Operationsbasis in Flandern sicherlich äußerst wertvoll sein! So sahen wir im Geiste bereits große Flotillen von Torpedobooten und U-Booten von unseren Stützpunkten aus den Verkehr zwischen Frankreich und England im Kanal aufs stärkste bedrohen und Truppentransporte unmöglich machen. Bis dahin aber mußte hier an Ort und Stelle eine ungeheure Arbeit geleistet werden; denn die Küste war offen und ganz unbefestigt. Jeden Augenblick konnte der Feind, in vollem Besitz der Seeherrschaft, Bombardements, Handstreiche, große Landungsversuche unternehmen! Dem mußte vorgebeugt werden!

1914

Brügge und die offene Küste Flanderns

Im Anfang des 14. Jahrhunderts war Brügge eine der großartigsten und blühendsten Handelsstädte. In alten Chroniken lesen wir, daß Brügge das Haupt der „flandrischen Hansa in London" war und vom Deutschen Hansabunde als Stapelplatz seiner Waren benutzt wurde. Aus den entferntesten Gegenden der Welt kamen die Erzeugnisse aller Länder nach diesem berühmten Platz, um sich dann über ganz Europa auszubreiten. Prachtvolle Bauten errichtete die Stadt, die Großkaufleute und Bürger sammelten immer mehr Reichtümer und die Einwohnerschaft wuchs auf viele Hunderttausend an. Diesen Aufschwung verdankten Brügge und in gleichem Maße Ypern vor allem der Tuch- und Leinenweberei, sowie der außerordentlich günstigen Lage als Mittelpunkt der Schiffahrtslinien vom Mittelmeer, dem Atlantischen Ozean durch den Englischen Kanal nach der Nordsee, von dort nach den Nordischen Reichen und der Ostsee. Brügge, jetzt ganz binnenlands etwa 14 Kilometer von der Küste entfernt, war damals durch den Zwyn – einen tiefen und breiten Meeresarm der Schelde – über Sluis direkt mit der Nordsee in Verbindung. Große Flotten der Kriegskoggen fanden in ihrem Vorhafen Damme oder im Brüggehafen selbst Zuflucht. An einem Tage – so sagt die Chronik – pas-

sierten im Jahre 1456 150 fremde Schiffe von Sluis auf dem Wege nach Brügge.

Alles Erdenleben ist stetem Wechsel unterworfen. Mit den Jahrhunderten, die über das Schicksal von Völkern entscheiden, ändern sich auch die Gestaltungen der Länder und der Reiche, die Menschenhände aufgerichtet und zu erhalten strebten. Die alten Gebilde zerfallen und neue treten an ihre Stelle. Besonders die Küsten- und Stromgebiete mit den vorgelagerten Watten sind der elementaren Naturkraft ausgesetzt. Gewaltige Überschwemmungen spülten ganze Teile des Wattenmeeres weg und brachten Inseln und Städten den Untergang. Vergebens suchte sich der Mensch durch Deiche dagegen zu schützen. Wohl gelang es ihm, die Kraft des Meeres etwas zu brechen, doch niemals wurde er ihrer Herr. So nahte langsam das Verhängnis! Der „Zwyn" versandete mehr und mehr. Überall in der Schelde häuften sich die Schlammablagerungen und wurden zu fruchtbarem Land – sogenannten Poldern – eingedämmt. Flut und Ebbe konnten in den alten Schiffahrtsstraßen nicht mehr wirken und die Fahrrinne in der nötigen Tiefe erhalten. Die Schiffe konnten schließlich Brügge nicht mehr anlaufen; Schiffahrt und Handel stockten. Am Ende des 15. Jahrhunderts machte sich der neidische Konkurrent England die trostlose Lage Brügges zunutze und riß den Handel in Webstoffen und Tuchen an sich. Viele flandrische Weber wanderten nach England aus. Brügges große Zeit war vorbei.

Nichts wurde unversucht gelassen, durch Bauen von Kanälen die alte Handelslage wieder herzustellen, jedoch

ohne Erfolg. Krieg im Lande tat das übrige, um die wirtschaftlichen Verhältnisse zu verschlechtern. Schließlich war Brügge fast jeder Verkehrsmöglichkeit nach See zu beraubt. England und Holland behielten im Handel die Oberhand. Brügge war und blieb schachmatt gesetzt. Nachdem bereits früher der Kanal nach Ostende vertieft und ein Kanal nach Sluis gebaut war, kam endlich in unserer Zeitepoche ein großzügiges Projekt zur Ausführung, Brügge wieder zu einer Seehafenstadt zu machen. Am 23. Juli 1907 wurde der Brügge–Zeebrügge-Kanal nebst Seehafen von König Leopold II. eingeweiht und in Betrieb genommen. Doch alles, was man erhofft und ersehnt hatte von diesen mit Aufwand modernster Wasserbautechnik und einem Kapital von 40 Millionen Frank hergestellten Anlagen blieb unerfüllt. Es gelang nicht – abgesehen von einer kleinen Besserung des Handels – den Großschiffahrtsverkehr nach Zeebrügge zu ziehen und die Konkurrenz Antwerpens sowie der deutschen und holländischen Seehäfen zu überwinden. Wir werden auf dies eigenartige Unternehmen bei der Beschreibung von Zeebrügge noch zurückkommen.

Die Stadt Brügge selbst, wie sie sich jetzt unseren Blicken darstellt, hat ihren Charakter als alte See- und Handelsstadt bewahrt. Wohin wir uns auch wenden mögen, stoßen wir auf Seen, Kanäle und Wassergräben. Aus allen Ecken und Winkeln der engen Gassen und Grachten lugt die Vergangenheit; auf dem mit Schlingpflanzen bewachsenen Wasserspiegel der Teiche und Gräben, auf den Hafenbecken mit seinen vielen Spei-

chern ruht der Hauch längst dahingesunkener Zeiten. Die breiten Straßen, der große Marktplatz wiederum, die vielen altertümlichen Häuser, darunter hervorragende Kunstbauten, prachtvolle Kathedralen und Kirchen, alte Wälle mit schönen Promenaden, einsame Plätze, wie weltverloren – unter ihnen die berühmten Beguinenhöfe nebst Kloster – viele gut erhaltene antike Tore und eine Unmenge von Brücken, die meistens in hohem Bogen malerisch die Wasserwege überspannen, deuten auf die einstige Größe und Ausdehnung der Stadt, die jetzt wohl kaum noch 50000 Einwohner zählt. Inmitten dieser eigenartigen Stadt ragt auf dem großen Platz ein Bauwerk empor – eins der „sieben Wunder" Brügges – das allen Stürmen der Zeit getrotzt hat. Das ist der Belfried, ein mächtiger Turm von über 100 Meter Höhe, dessen Grundfläche von einer breiten Halle gebildet wird. Erst in verhältnismäßig kleinen Umrissen im 13. Jahrhundert errichtet, wuchs mit dem Wachsen des Reichtums und der Bedeutung der Handelsstadt auch der Belfried-Turm immer mehr himmelwärts, bis er schließlich in der jetzigen Gestalt die Höhe der Kirchtürme erreichte. Jede Viertelstunde setzt hoch oben im Turm das Glockenspiel ein und mahnt die Gegenwart an ferne Zeiten, ferne Taten und die Vergänglichkeit alles Irdischen. Dies etwas melancholische, nicht immer melodiöse Geläute paßt gut zu dem altertümlichen Rahmen der Stadt, die einst der Stolz und die Zierde des Mittelalters war und jetzt in sanftem Dornröschenschlaf der Zeitenwende entgegensieht.

Und plötzlich war die Wende da! Der Wecker kam! Von der belgischen Grenze ertönte Kriegslärm; Gerüchte und Nachrichten flogen hin und her: Die mächtigen Maasforts sollten, von deutschen Kanonen riesigen Kalibers beschossen, in Schutt und Asche liegen, Antwerpen sogar belagert sein. Nun, Brügges Bürger brauchten sich nicht zu sorgen! Diese stärkste Festung der Welt konnte jahrelang dem Feinde trotzen! Doch bald kam weitere Kunde von den siegreichen Schlachten der Deutschen und dem Rückzug der französisch-englischen Heere. Deutsche Kavallerie streifte durch ganz Belgien. Das Unglaubliche geschah: Antwerpen fiel! Da klopfte der Krieg selbst an die Tore der alten Stadt, Marschschritte ertönten; deutsche Truppen – Marine-Infanterie, Matrosenartilleristen – zogen in die Stadt ein. Kolonnen von Autos und Bagagewagen folgten. Bootskanonenbatterien, leichte und schwere Artillerie rasselten über das holperige Pflaster; Munitions-, Proviant- und Sanitätswagen gesellten sich ihnen zu. Jäh war die Stadt aus ihrem Schlafe aufgescheucht. Kriegerisches Leben schlug alles in den Bann. Die Unterbringung und Verpflegung der Truppen erforderten die Mitwirkung der Einwohnerschaft. Militärische Verordnungen sorgten für Ruhe und Sicherheit. Auf dem Belfried ging die stolze Flagge der Kaiserlich Deutschen Marine hoch und blieb dort 4 Jahre lang wehen, allen Belgiern als sichtbares Zeichen deutschen Kampfgeistes und militärischer Oberhoheit!

Der Kommandeur der I. Marinedivision, der sehr

bald nach Eintreffen der II. Marinedivision zum Kommandierenden Admiral des nun formierten Marinekorps ernannt war, hatte sein Stabsquartier im Gouvernementshaus auf dem Großen Platz von Brügge aufgeschlagen. 14 Kilometer von der Küste, in der Mitte des ganzen Abschnitts gelegen, der dem Marinekorps zugewiesen, entsprach Brügge allen Bedingungen, die an einen Hauptstützpunkt zu stellen waren. Ein Blick auf die Karte zeigt die vier Kanäle: den „Brügge–Sluis"- und „Leopold"-Kanal – beide für den Verkehr zunächst ohne Bedeutung –, ferner den „Brügge–Zeebrügge"- sowie den „Brügge–Ostende"-Kanal, welche in vollem Umfange für die Verbindung mit den beiden Häfen Zeebrügge und Ostende ausgenutzt wurden. Daneben liefen von der Zentralstelle Brügge gute Straßen der Küste zu, die für Autos und Radfahrer besonders geeignet waren.

Die Küste selbst, mit der wir uns im Laufe der Kriegsereignisse beschäftigen werden, ist etwa 50 Kilometer lang in einer Ausdehnung von Knocke, dem östlichsten an der holländischen Grenze gelegenen Ort, bis zu Westende unmittelbar vor Nieuport gelegen. Der besseren Übersicht halber teilen wir diese ganze Strecke in annähernd drei gleiche Teile! Erster Abschnitt, rund 16 Kilometer, von Nieuport über die Ortschaften Westende und Middelkerke nach Ostende. Zweiter Abschnitt rund 16 Kilometer, von Ostende über Breedene, De Haan und Venduyne nach Blankenberge. Dritter Abschnitt, rund 18 Kilometer, von Blankenberge über Zeebrügge, Heist, Duinbergen und Knocke bis zur hol-

ländischen Grenze. Eine ausgezeichnete Autostraße sowie eine elektrische Strandbahn laufen parallel zur Küste und sichern eine schnelle Verbindung von Ort zu Ort. So im allgemeinen über die Gegend unterrichtet, wollen wir nun den einzelnen Abschnitten einen Besuch abstatten.

Es ist Mitte November 1914, das Wetter unfreundlich und kalt; von Brügge aus fahren wir im Auto in die schneebedeckte Landschaft hinaus. Bald ist Lisseweghe erreicht. Wir erkennen die schnurgerade Linie des Kanals, lassen die Rombacher Hütte mit ihren hohen Schornsteinen rechts liegen und halten an einem mächtigen Prachtbau, dicht am Strande, am Fuße der Zeebrügge-Riesenmole, die in schwungvollem Bogen weit ins Meer hinausläuft. Der Prachtbau ist ein großes modernes Hotel, in dem der Abschnittskommandeur wohnt. Rechts und links des Zeebrügger Hafens sind bereits Matrosenartilleristen eifrig dabei, tiefe Ausschachtungen im Dünensand zu machen. Die ersten Küstenbatterien sind im Entstehen begriffen. Unter Anleitung einiger Fachleute, die in den Matrosenartillerieregimentern infolge des vielseitigen Ersatzes nie fehlen, sind links von der Mole einige Betonnierungen hergestellt, die für die Pivots von vier 10,5-cm-Schnelladekanonen bestimmt sind. Die Geschütze sind aber noch nicht eingetroffen. Am Strande liegen viele englische Minen; einzelne dieser unangenehmen Eindringlinge sind von dem Minensuchkommando bereits unschädlich gemacht.

Wir begeben uns auf die Mole. Der Anblick dieses

gigantischen Werkes mitsamt des Hafens und seiner großartigen Anlagen ist geradezu überwältigend. Wer wußte bisher in Deutschland etwas von diesem Unternehmen? Die Mole ist 2847 Meter lang, eine der größten derartigen Bauwerke in der Welt, aus gewaltigen Granit- und Betonblöcken zusammengefügt, um dem Anprall der hochgehenden See, der rollenden Brandung und dem zersetzenden Einfluß von Flut und Ebbe standzuhalten. Schleusen mit Drehbrücken führen zum Kanal, der etwa 10 Kilometer lang, 8 Meter tief und 70 Meter breit sich vorzüglich als Stützpunkt für große Torpedoboote und U-Boote eignet. Wenn man auf dem Molenkopf steht und die ungeheure Ausdehnung der Anlagen überblickt, zu denen ein großer Bahnhof mit Lokomotiven, Eisenbahnwagen, Güterschuppen und Reparaturwerkstätten gehört, so legt man sich unwillkürlich die Frage vor: „Bestand bei Ausführung dieses Projekts nur die Absicht, der alten Handelsstadt Brügge zu einem neuen Seehafen zu verhelfen?“ Es ist doch eigenartig, daß sich die belgische Regierung in der Beurteilung der Rentabilität des mit ungeheuren Arbeiten und Kosten verknüpften Unternehmens so täuschen konnte. Denn in den sieben Jahren, die seit der Herstellung des Hafens verflossen, hätte sich der Handelsaufschwung bemerkbar machen müssen. Gewiß, der Schiffsverkehr nach Ostende und Zeebrügge war etwas gehoben und damit auch Brügges Handel; aber die überseeischen Dampferlinien blieben aus, die Auswanderungsdepots wurden nicht benutzt, der Seehafen lag einsam und verlassen da. Ab und zu kamen einige

englische Dampfer, um die jährlich sich einstellenden Badegäste den Badeorten zuzuführen, an denen die herrliche Küste ja Überfluß hat. Dafür hätte Ostendes Hafen vollauf genügt. Was also hatte König Leopold II. veranlaßt, diesem Riesenopfer an Geld und Arbeit zuzustimmen? War vielleicht im Hintergrund eine andere Nation, die Interesse an dem Werk hatte? Der im November 1914 von der deutschen Regierung veröffentlichte authentische Bericht des Belgischen Generalstabs über die englisch-belgischen Verhandlungen zwecks Verwendung englischer Truppen in Belgien hat Aufklärung dieses merkwürdigen Rätsels gebracht. Der Bericht trägt am Kopf das Datum 10. April 1906 und ist abgeschlossen September 1906. Jahrelang vorher war dies Bündnis für den gemeinschaftlichen Angriff auf Deutschland geplant. Zu gleicher Zeit entstand das Projekt des Zeebrügger Hafens. Holland ließ sich in seiner Neutralität nicht beirren und sperrte den Weg nach Antwerpen. Was lag näher, als für die Ausführung der Arbeiten englisches Kapital anzunehmen und dafür sich zu verpflichten, die in dem geschlossenen Bündnis getroffenen Maßnahmen zur Verwendung der Truppen sicherzustellen? So bleibt kaum ein Zweifel, daß Zeebrügges großartige Anlagen dazu bestimmt waren, als Ausschiffungshafen für die Belgien im Falle eines Kriegs mit Deutschland zu Hilfe eilenden englischen Truppenmassen zu dienen und den Nachschub der Munitions-Ausrüstungsgegenstände sowie aller sonstigen Erfordernisse, die eine Armee im Felde gebraucht, sicherzustellen!

Wir fahren weiter auf der prächtigen Autostraße über Blankenberge nach Ostende. Das bekannte Weltbad hatte im Oktober 1914 schwere Tage erlebt. Die Regierung war beim Anrücken unserer Truppen nach Calais geflohen. Im letzten Augenblick fuhren noch Dampfer nach Dover, vollbesetzt mit Flüchtlingen. Viel Gepäck mußte jedoch zurückgelassen werden und ganze Eisenbahnzüge mit Waren und Lebensmitteln aller Art, für die englischen Truppen bestimmt, zum Teil schon von der Bevölkerung geplündert, wurden zur Kriegsbeute. Englische Zerstörer erschienen bald nach der Räumung und richteten durch ihr Geschützfeuer in einigen der Strandhotels Verwüstungen an. Sonst blieb aber die Stadt selbst, das Königliche Schloß und die Umgebung, die Boulevards, das Kurhotel unbeschädigt. Natürlich war dann sehr bald Ostende voller Seesoldaten und Matrosen, die teils nach Westende-Bad und in die Stellungen gegen Nieuport weiterrückten, teils in Ostende selbst untergebracht wurden. Die leerstehenden großen Hotels und Pensionen boten reichlich Raum für solche Einquartierung. Alle Requisitionen erfolgten in voller Ordnung gegen Gutscheine der deutschen Regierung durch die Stadtverwaltung, die wiederum von unserer Kommandantur die Befehle empfing. Die Bevölkerung der großen Stadt verhielt sich ruhig und folgte willig allen Anordnungen, die für die Sicherheit unsererseits getroffen waren. Bemerkenswert ist noch, daß allgemein bereits in den ersten Tagen der Besetzung von den Einwohnern das höfliche und anständige Benehmen unserer Truppen gelobt wurde, und

daß viele Bürger bedauerten, in voreiliger Weise ihre Familien fortgeschickt zu haben. Später entwickelten sich infolge der strengen Manneszucht unserer Soldaten und ihrer guten Erziehung durchaus freundschaftliche Beziehungen zwischen unseren Mannschaften und der Bürgerschaft. Ein Beweis für die Schonung des Eigentums und Besitzes in Feindesland von deutscher Seite ist auch darin zu sehen, daß von Beginn der Besetzung bis zum Ende die ausgedehnten Räumlichkeiten des Königlichen Palastes, die in aller Eile geräumt waren, nicht in Gebrauch genommen worden sind, daß das gesamte Inventar, Mobiliar peinlich aufgezeichnet, das ganze Schloß abgesperrt und einem besonderen Verwaltungschef unterstellt wurde.

Um schleunigst die allerersten Verteidigungsmaßnahmen zu treffen, war ein Matrosenartillerie-Regiment sowie ein Matrosen-Regiment unter einem besonderen Abschnittskommandeur in Ostende selbst eingerückt. Der Hafen mit einer durch Molen geschützten Einfahrt ist für Dampfer mittlerer Größe befahrbar und besitzt eine Werft mit Werkstätten und Docks für beschränkte Verhältnisse. Überall spürte man deutsche Regsamkeit und Schaffenskraft; denn die Werft wurde bereits durch aus der Heimat angekommene fachmännische Beamte, Techniker und Arbeiter in weiterem Umfang ausgebaut und für den zu erwartenden größeren Betrieb eingerichtet. Die Hauptsorge unsererseits aber war, Ostende gegen Landungsversuche des Feindes einigermaßen zu schützen. Es stand doch außer Zweifel, daß der Feind, nachdem er übereilt die Küste geräumt

hatte, nun alle Kräfte daransetzen würde, sich wieder in den Besitz derselben zu setzen. Die Nähe der englischen Küste, wo zahlreiche Seestreitkräfte und Hilfsmittel aller Art versammelt waren, bot Gelegenheit, den günstigsten Zeitpunkt abzuwarten und den Angriff überraschend durchzuführen. Was konnten wir in solcher Lage anders tun, als den Strand von Ostende so schnell als möglich vorläufig mit allen Hilfsmitteln zu sichern; denn, wenn irgendwo, mußte hier dicht vor der feindlichen Front Nieuport, in Westende-Bad, Mariakerke der Angriff erfolgen! Also rafften wir alles zusammen, was an Ort und Stelle vorhanden war und zur Verteidigung dienen konnte. An der Strandpromenade, den ganzen Badestrand entlang, auf den Dünen westlich und östlich von Ostende wurden Schützengräben angelegt, Stachel- und Stolperdrähte gezogen, die verschiedensten Hindernisse unter Hinzuziehung der Badekarren, an denen Überfluß war, angelegt. Möglichst flankierend bauten wir Unterstände für Maschinengewehre und Bootskanonen und brachten es in kurzer Zeit fertig, sogar die den Belgiern und Franzosen abgenommenen 15-cm- und 13-cm-Geschütze in einer provisorischen Batterie "Düppel„ westlich von Ostende aufzustellen. Genügend Munition war für diese Geschütze vorhanden. Findig und geschickt, wie unsere Matrosenartilleristen sind, machte ihnen die Bedienung des fremden Materials keine Schwierigkeiten. Einige scharfe Schüsse nach See zu, denen bald ein richtiges Schulschießen nach Strandscheiben folgte, zeigten, daß diese Geschütze, von unseren wackeren Mannschaften

bedient, gegen angreifende Fahrzeuge, Prähme mit Landungsmannschaften auf Entfernungen bis 2000 und 3000 Meter gute Dienste leisten würden. Östlich der Einfahrt von Ostende fanden wir bereits eine 10-cm-Batterie des Fußartillerieregiments Hindersin eingegraben, die auch zur Abwehr feindlicher Flieger bestimmt war.

Während unsere Mannschaften unter Anleitung der Offiziere in fieberhafter Tätigkeit sind, schreiten wir den langen Badestrand ab und mustern die Umgebung. Ein seltsamer Anblick! Dicht geschlossen ragt längs der Strandpromenade ein gewaltiger Block mächtiger Prunkbauten empor, unter ihnen der Kursaal mit maurischer Fassade und der Sommerpalast des Königs Leopold, auf hoher Terrasse aufgebaut, mit Säulengängen und Parks. Ein Riesenhotel steht neben dem anderen, und alle diese Gebäude sind leer und verlassen! Der Zivilbevölkerung ist selbstverständlich das Betreten des Strandes und seiner Umgebung aufs strengste verboten worden. Bis nach Mariakerke hinein setzt sich diese Reihe in gleichem, geschmacklosem Stil errichteter Bauten fort; dann beginnt eine unübersehbare Dünenkette. Sofort erkennt man, daß hier das geeignete Gelände beginnt, um die geplanten Strandbatterien für die aus der Heimat angeforderten 15-cm-Schnelladekanonen zu errichten. Da uns aber daran liegt, die ganze Seefront zu besichtigen, setzen wir unseren Weg längs des Strandes fort, und so gelangen wir nach Middelkerke, wo der Abschnittskommandeur der Seebataillone und Matrosenregimenter sein Quartier bezogen, die die

Kampffront an der Yser gegen Nieuport besetzt haben. Hier beginnt auch die Zerstörung durch feindliches Feuer. Middelkerke selbst hat noch verhältnismäßig wenig gelitten, nur einzelne Häuser sind in Trümmer gelegt. Aber Westende-Bad mit seiner Menge von Hotels, in gleichem Ausmaß und Stil wie in Ostende geschildert, ist dafür um so schlimmer mitgenommen. Fast kein Haus ist ohne Treffer, zum Teil sind ganze Häuserblocks durch schwere Granaten umgelegt. Wir fanden ein Sprengstück einer schweren Granate auf der Strandpromenade, das mindestens von einem 12″-Geschütz (30 cm) herrührte, ein Beweis dafür, daß Linienschiffe sich an der Beschießung beteiligt hatten. Für gewöhnlich wurde dieser Teil der Westende-Strandpromenade nebst angrenzendem Gelände von den Landbatterien Nieuports beschossen. Auch bei unserem Besuch krepierten in unregelmäßigen Zeiten einige Schrapnells in der Nähe, während das Hauptgeschützfeuer des Feindes auf unsere Kampflinie bei Lombartzyde gerichtet war.

Die Keller und Souterrains einzelner am besten erhaltener Hotels bieten Unterkunft für unsere zur Bewachung des Strandes aufgestellten Wachen, auch sind bereits überall Maschinengewehr-Unterstände angelegt. In einem geeigneten, weiter vorgeschobenen, arg zerschossenen Gebäudeblock, „Crocodil“ mit Namen, hat der Artilleriekommandeur seinen Beobachtungsstand eingerichtet und hier guten Ausblick nach See, sowie über unsere Landfront. Wir kommen zu einer 21-cm-Mörserbatterie, die gerade ihre Stellung gewechselt hat

und sich nun gegen Nieuport neu einschießt. Hoch in der Luft ist der Beobachtungsflieger, der, ungeachtet mehrerer feindlicher Flieger, seine Beobachtungen melden kann. Die letzten Schüsse unserer Batterie liegen etwa 30 Meter kurz. Danach ist die Batterie eingeschossen. Der Flieger landet. Nach See zu werden ferner zwei 15-cm-Geschütze in Stellung gebracht. Diese provisorische Batterie soll gegen Linienschiffe Verwendung finden, falls sie wieder die Küste beschießen. Gewiß ist das noch kein ausreichender Schutz, doch wir müssen uns mit den vorläufigen Mitteln abfinden. Aus der Dachluke eines Hauses, in dessen Nähe eine Marinefeldbatterie in gedeckter Stellung liegt, läßt sich unsere Stellung vor Nieuport in allen Teilen übersehen. Sogar die Molen von Nieuport und die Hauptpunkte der Stadt, Palinbrook und der Templer Turm, sind sichtbar. Ungemein schwierig dagegen ist es, die Lage der feindlichen Batterien festzustellen. Die Franzosen verstehen es ausgezeichnet, ihre Batterien zu verstecken. Auch sind wir gegenüber dem Feinde in höchst ungünstiger Lage. Das Gelände bei Nieuport ist nämlich höher als das unsrige, hat vorzüglich geschützte Beoachtungsstände, u. a. den das ganze Vorgelände beherrschenden berühmten Templer Turm und die Kathedrale. Auf unserer Seite sind die Beobachter gezwungen, im tollsten feindlichen Feuer auf einer der Ruinen der ausgebrannten Stadt Lombartzyde und auf den Dünen zu sitzen. Diesem Übelstand kann nur durch Fesselballons und Flieger abgeholfen werden, die wir aber in genügender Zahl vorläufig nicht besitzen. Bis wir so

weit sind, heißt es Geduld üben! Mittlerweile hat die Dunkelheit eingesetzt, und das Geschützfeuer schweigt auf der ganzen Front. Diese Pause benutzen wir, um nun auch einen Teil der Landfront einer Besichtigung zu unterwerfen!

Seit dem 11. November, wo der Gegner bei Lombartzyde von unseren tapferen Marinetruppen zurückgeworfen wurde bis dicht an den Kanal, sind unsere Stellungen, soweit die schwierigen Verhältnisse – Dünensand, Poldersumpf – es gestatten, besser ausgebaut worden. 6 Tage lang bleibt die Kampftruppe in den Schützengräben; die Zufuhr an Munition und Verpflegung, der Abtransport von Verwundeten kann nur nachts erfolgen. Am 7. Tage kommt die Ablösung; dann gibt es 3 Tage Ruhe in Quartieren hinter der Front. Unaufhörlich tobt der Geschützkampf in diesem Abschnitt; bald hier, bald dort schlagen Granaten in dem weiten Gelände ein, zuweilen setzt auch ein länger dauerndes Trommelfeuer auf einen besonders exponierten Teil der Gräben ein. Alles liegt in Deckung! Nur nachts pflegt meistens eine Ruhepause einzusetzen, die jedoch auch durch unregelmäßige Feuerüberfälle auf die Anmarschwege unterbrochen wird. Als wir die Hauptstraße nach Westende passieren, sind lange Kolonnen Marine-Infanterie auf dem Marsche als Ablösung für die Abschnittsbesatzungen. Dazwischen überholen uns Küchen- und Bagagewagen, die bis in die vordersten Stellungen müssen. Nach langer Wanderung kommen wir zum Quartier des Kommandeurs des I. Marine-Infanterie-Regiments, welchem dieser Abschnitt unter-

stellt ist. Das Quartier ist ein von Pionieren hergestellter Unterstand mit Koje, Tisch, Lampe und Ofen, ein kleiner Raum, aber den Verhältnissen entsprechend einigermaßen wohnlich eingerichtet. Der Unterstand ist unmittelbar an ein zerschossenes Haus angelehnt, um möglichst wenig nach außen hin aufzufallen. Wir gehen weiter nach Lombartzyde. Die Straße ist stellenweise aufgerissen. Quer über dieselbe ist ein Riesenloch: der Granattrichter eines 12"- (30-cm-) Schiffsgeschützes von der letzten Beschießung, dann verschiedene kleinere Trichter von 6"- (15-cm-) Geschossen. Natürlich sprechen wir über die Wirkung des Bombardements und kommen zu folgendem Urteil: Man ist leicht geneigt, eine Beschießung von ausgedehnten Küstenstrecken durch Schiffsgeschütze schweren Kalibers als ziemlich belanglos anzusehen. Die Schiffe feuern auf große Entfernungen und haben, da alle guten Marken wie Kirchen, Mühlen, Häusergruppen, zerstört sind, kein anderes Zielobjekt als den Strand. Von dort aus wird in sogenanntem „Planschießen" das ganze Gelände strichweise unter Feuer genommen. Es ist hierbei also nur mit „Zufallstreffern" zu rechnen, somit das Ergebnis meistens gering. Im vorliegenden Falle hatten wir keinerlei Verluste zu beklagen. Jedoch ist die moralische Wirkung auf die Truppe keineswegs zu unterschätzen. Schon lange vor dem Einschlag kündigt sich das 400 kg schwere Geschoß durch ein Geräusch, ähnlich einem heranbrausenden Eisenbahnzug, an. Das Getöse wird immer ärger und beunruhigender, bis die Detonation mit einem donnerähnlichen, harten, unheim-

lichen Krachen erfolgt, der alle Nerven bis zur Unerträglichkeit aufpeitscht und wie ein heftiger Stoß durch Mark und Bein geht. Eine dicke gelbe oder schwarze Rauchwolke verhüllt den Ort des Einschlags, dann folgt ein Prasseln und Rauschen in der Luft, und wie ein Hagelschauer werden große und kleine Holzsplitter, Steine und Sand in weiter Umgebung umhergeschleudert. Die Wirkung einer solchen Granate ist verheerend! Riesige Geschoßtrichter werden aufgewühlt, einzelne bombensichere Unterbauten und Geschützstände glatt durchschlagen. Selbst der kampferprobte, durch das stete Schrapnell- und Granatfeuer der Landartillerie abgehärtete Krieger kann sich diesem Eindruck nicht entziehen. Das Gute ist nur, daß die Geschosse meistens in harmlosen Teilen des Geländes ihre furchtbare Kraft austoben. Will's der Zufall, kann es aber auch anders kommen und ein solches Bombardement erhebliche Verluste an Menschenleben kosten, zumal wenn es sich um Flankenfeuer handelt.

Wir setzen unseren nächtlichen Gang fort und sind vor Lombartzyde angekommen. Gespenstisch treten an beiden Seiten die Ruinen von Häusern hervor. Bei vielen ist auch nicht ein Stein auf dem andern geblieben, kein einziges Haus ist unversehrt; überall schwarze abgebrannte Mauern und Steinhaufen! Was einst als Obdach diente, ist vernichtet; wo blühendes Leben herrschte, hat der Krieg erbarmungslos seine Brandfakel geschwungen und alle Spuren menschlicher Tätigkeit vertilgt! Der Mond bricht durch das Gewölk. Eilig ziehen zerrissene Wolkenfetzen an ihm vorbei, als ob

sie das Jammerbild auf Erden mit ihrem Schleier verdecken wollen. Nur selten fällt ein kurzer Lichtblick auf diese Stätten der Verwüstung. Aber unsere Augen haben sich bereits an das Dunkel gewöhnt; wir erkennen immer mehr Trümmerhaufen und unter ihnen steil aufragende hohe Mauerreste der Kirche von Lombartzyde. Stumm wandern wir wohl eine halbe Stunde durch die tote Stadt bis in die vorderste Stellung, etwa 400 Meter vor dem Feinde. In einem notdürftig eingerichteten Unterstand lagern Seesoldaten auf Strohsäcken und suchen sich bei einem armseligen Lichtstummel durch Kartenspiel die Zeit zu vertreiben. Unmittelbar neben dem Unterstand blitzen Kreuze und Kränze im Mondlicht. Es sind die frischen Gräber der am 11. November gefallenen Helden der Kompanie. Soldatenlos! Für Kaiser, König und Vaterland fielen sie in siegreichem Vorgehen und ahnten nichts von dem schrecklichen Schicksal, den ungeheuren Opfern, die Deutschland bevorstanden! Weiter geht es zu den Schützengräben, die bereits praktisch ausgebaut und durchweg mit Maschinengewehrständen versehen sind. Überall ist Buschwerk als Deckung gegen Fliegerbeobachtung angebracht, führen Klingeln nach den Postenlöchern ganz vorne; die Offiziere tragen gleiche Uniform und Bewaffnung wie die Mannschaften. Am vielen Stellen macht der Boden beim Eingraben große Schwierigkeiten; in den Gräben sammelt sich Grund- und Regenwasser, die Böschung rutscht immer wieder ab, so daß mit Faschinen und Brettern abgestützt und nachgearbeitet werden muß. Im Mondlicht zeichnen

sich die feindlichen Linien an einzelnen Punkten deutlich ab, doch kein Schuß fällt! Die Beobachtungen und Vorgänge der letzten Tage haben ergeben, daß der Gegner wenig Angriffslust zeigt und nur bemüht ist, seine eigenen Stellungen möglichst stark auszubauen. Wir verlassen die Schützengräben und gehen die Straße mit den ausgebrannten Häusern zurück. Denselben Weg ziehen die Küchenwagen, die nun die längst ersehnte warme Kost verteilt haben und auf dem Rückmarsch sind. Um Mitternacht sind wir wieder in unserem Quartier.

1914/15

Beschießung von Zeebrügge / Die Kämpfe an der Landfront Nieuport

Am 23. November, nachmittags 3 Uhr, ertönte Geschützdonner von Zeebrügge her. Alsbald lief die Meldung ein, daß 2 englische Linienschiffe mit einer Zerstörerflotille aus großen Entfernungen Zeebrügge beschossen. Eine Erwiderung des Feuers unsererseits war unmöglich, da keinerlei Geschütze hierfür zur Verfügung standen. Krachend schlugen die schweren Granaten in das Gelände ein bis über die Rombacher Hütte hinaus und, ohne etwas dagegen tun zu können, mußten wir diesem Geschoßhagel zusehen. Da schwor sich ein jeder von uns im stillen, noch mehr als bisher alle Kräfte anzuspannen, diesem unerträglichen Zustand ein Ende zu machen und dem Feinde Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Dicht an der Einfahrt brannte das Lotsenhaus infolge eines Treffers ab; noch zwei weitere Gebäude wurden in Brand geschossen. Lichterloh schlugen die Flammen zum Himmel empor, ein weithin sichtbares Fanal! Der Feind vermutete einen großen Erfolg und brach um 4,30 Uhr die Beschießung ab. Bald darauf verkündeten englische Drahtmeldungen der Welt, daß das Bombardement von Zeebrügge erfolgreich gewesen, die letzte Hoffnung der Deutschen in Flandern, die Häfen und die Schleusen zerstört seien. So schlimm war es nun wirklich nicht. Die Mole hatte

dicht am Fuß drei Treffer von 12"-Geschützen (30 cm) erhalten, die ein gewaltiges Stück der Seitenwand und des oberen Aufbaues fortgerissen, sonst aber keinen Schaden angerichtet hatten. Die Drehbrücke war durch ein 6"- (15-cm-) Geschoß an einem Hauptstreben getroffen, so daß eine Ausbesserung erforderlich wurde. Ein Schornstein des Elektrizitätswerkes war abgeschossen und das Haus der elektrischen Zentrale getroffen. Ernstliche Störungen im Schleusenbetrieb waren nicht eingetreten. Immerhin zeigte das Bombardement, daß die Häfen an der flandrischen Küste feindlichen Beschießungen offen preisgegeben waren, wenn nicht die Befestigungen in kürzester Zeit fertig und auch Seestreitkräfte zur Überwachung der Küste zur Verfügung gestellt würden. Dem dringenden Wunsch nach Kreuzern, Küstenpanzerschiffen der „Siegfried"-Klasse und Torpedobooten wurde leider nicht entsprochen. Das Marinekorps war somit in dieser abgelegenen, den stärksten feindlichen Angriffen ausgesetzten Ecke mit zwei Landfronten und einer Seefront ganz auf sich allein angewiesen. Eine schwere Enttäuschung! Das einzige, was bewilligt wurde, waren besonders für die Küste geeignete kleine U-Boote. Hiermit konnte auch erst im Verlauf mehrerer Monate gerechnet werden.

Bevor wir nun den Ausbau der Küstenwerke weiter verfolgen, wollen wir noch einen Blick auf die Kampffront gegen Nieuport werfen, da sich hier im Monat Dezember wichtige Ereignisse abspielten, die zur Entlastung der Marinetruppen führten. Die Marine-Infanterie war am 11. Dezember abgelöst und durch die

II. Marinebrigade ersetzt worden. Diesen Zeitpunkt benutzte der Feind, um einen großen Vorstoß zu machen. Vom frühen Morgen des 15. Dezember ab lag heftiges Artilleriefeuer auf unseren Stellungen. Bei Hellwerden eröffneten vier englische Linienschiffe und sechs Torpedobootszerstörer quer ab von Nieuport ein lebhaftes flankierendes Feuer, so daß die auf dem östlichen Ufer des Yserkanals in den Stranddünen vor unseren Schützengräben liegenden Posten, als sie auch noch von der linken Flanke Feuer erhielten, sich in die Hauptstellung zurückzogen. Unter dem Schutz dieses andauernd schweren Artilleriefeuers hatte der Gegner mit Hilfe von mehreren durch Prähme gestützten Laufstegen Truppen auf das östliche Kanalufer hinübergeschoben. Wie stark ihre Zahl war, konnte wegen des ununterbrochenen Feuers, das unsere Stellungen von allen Seiten überschüttete, nicht festgestellt werden. Da unsere Artillerie der feindlichen weit unterlegen war, außerdem noch an Munitionsmangel litt, wurde an diesem Tage nichts zur Abwehr des Vorstoßes unternommen. Um jedoch dem Feinde die Möglichkeit zu nehmen, sich mit noch stärkeren Kräften auf dem Ostufer festzusetzen, mußte ein Gegenstoß so schnell als möglich erfolgen. Die ganze Marine-Infanterie-Brigade wurde aus ihrer wohlverdienten Ruhe wieder aufgescheucht und bezog noch im Laufe des Tages eine Reservestellung in Middelkerke. Den Nachtangriff führten dann Matrosenartilleristen in dem linken, Seesoldaten und Matrosen in dem rechten Abschnitt aus. Es war eine sternklare Nacht. Deutlich sah man von

„Crocodile" aus das Blitzfeuer von Nieuport über die See huschen und hörte die Brandung am nahen Strande rauschen. Am äußersten Ostufer zeichnete sich ein Gebäudeblock als dunkle Silhouette vom Himmel ab; weiter binnenlands stand ein Haus in hellen Flammen und dicke Rauchschwaden zogen über das Gelände. Ab und zu fielen auf beiden Seiten einige Artillerielagen. Plötzlich setzte ein heftiges Geschützfeuer ein, Scheinwerfer blitzten auf, starkes Gewehr- und Maschinengewehrfeuer ertönte und Sternsignale beleuchteten für kurze Zeit taghell die Kampfzone. Wie sich nachher herausstellte, lag hier ein „falscher Alarm" vor. Bald trat wieder Ruhe ein. Erst um Mitternacht kam es zum Vorstoß. In der linken Hälfte des Abschnittes wurde der Feind bis an den Kanal zurückgeworfen; im rechten Teil des Abschnittes gelang es jedoch nicht, den Gegner zu vertreiben, der sich an günstigster Stelle, in Gehöften, die mit Maschinengewehren stark besetzt, eingenistet hatte. Bei Tagesanbruch wurden etwa 400 Gefangene, die bei dem nächtlichen Vorstoß gemacht waren, eingeliefert. Nach ihren Aussagen waren mehrere Divisionen der verschiedensten Truppengattungen in Lastautos nach Nieuport gekommen; es schien sich also um einen größeren Angriff zu handeln.

Wie zur Bestätigung dieser Annahme setzte gleich am nächsten Morgen von neuem heftiges Artilleriefeuer ein und auch zwei englische Linienschiffe beschossen von See aus auf etwa 7000–8000 Meter Entfernung unsere Linien. Von den Dünen bei Middelkerke konnte man die Beschießung gut beobachten.

Diesmal griffen die beiden 15-cm-Geschütze in Schirmlafetten ein. Es gelang dem Batteriekommandeur, trotzdem es mit der Entfernungsmessung haperte, sich langsam an eines der feindlichen Schiffe heranzuschießen. Schließlich lagen die Aufschläge dicht vor dem Schiff. Da hielt dasselbe es für geraten, abzudrehen und die Beschießung aufzugeben. Wie wenig der Feind die völkerrechtlichen Bestimmungen achtete, ging daraus hervor, daß in das als Lazarett eingerichtete Kinderasyl – ein auffallend großes Gebäude am Strande, durch mächtige „Rote-Kreuz-"Flaggen nach See und Land zu gekennzeichnet – mehrere Granaten von See aus einschlugen und eine Schwester schwer verwundet wurde. Nachmittags erschienen die vier Linienschiffe von neuem und setzten die Beschießung fort. 2 Tage lang lag das Trommelfeuer von See und von Land auf unseren Stellungen. Kam nun außer der Offensive von Nieuport aus noch eine Landung an der Küste unter Schutz der englischen Flotte hinzu, so waren unsere Marinetruppen in einer schwierigen Lage. Bei ihrer geringen Zahl und den mangelhaften Abwehrmitteln – Mitte Dezember waren die Batterien noch nicht schußbereit, Drahtverhaue, Maschinengewehrstände usw. erst im Entstehen begriffen – hätte ein solcher Landungsversuch wohl gelingen können. Somit war die größte Vorsicht und stärkste Gegenwehr geboten. Kampffront und Küste mußten vom Marinekorps mit Aufbietung aller Kräfte bis zum letzten Mann gehalten werden. Zunächst wurde wiederum in der Nacht mit den verfügbaren Truppen ein starker Gegenstoß auf die

feindlichen Stellungen ausgeführt. Ein Nachtangriff ist stets ein schwieriges Unternehmen, besonders aber in dem ganz unübersichtlichen Dünengelände. So gelang es auch nicht, einen nennenswerten Erfolg zu erzielen, der Feind konnte seine Stellungen am Ostufer des Kanals behaupten. Die nächsten Tage benutzten wir dann dazu, Schäden in den Stellungen auszubessern und dieselben möglichst stark zu machen. Regelmäßig setzte das feindliche Artilleriefeuer ein, regelmäßig erschienen Linienschiffe oder Torpedobootszerstörer in der Flanke, um das Feuer zu verstärken. Der Feind schien eine ungeheure Menge Munition zu besitzen. Unsere Artillerie war dagegen ziemlich machtlos und konnte auch die flankierenden Batterien infolge des äußerst günstigen Geländes auf feindlicher Seite nicht auffinden. Regelmäßig erfolgten dann französische Angriffe auf unsere Stellungen, die aber mit schweren Opfern des Feindes abgeschlagen wurden. Unsere Verluste betrugen täglich etwa 30 Tote und 80 Verwundete. Wenn auch der Geist und die Haltung unserer Truppen vorzüglich und alle Angriffe des Feindes gescheitert waren, so forderten die andauernden Kämpfe der letzten Zeit doch dringend eine Ablösung und Auffüllung. Infolgedessen besetzte am 20. Dezember 1914 zunächst eine Brigade, später eine Division des XXII. Reserve-Armeekorps die Front gegen Nieuport. Die Artillerie wurde verstärkt und eine österreichische 30,5-cm-Kanonenbatterie in Stellung gebracht. Von diesem Zeitpunkt ab verhielt sich der Feind wesentlich ruhiger; auch die englischen Schiffe erschienen seltener. Die I. Marinedivision, be-

stehend aus dem 1. und 2. Matrosen-Artillerie- und dem 1. und 2. Matrosen-Regiment übernahm die Verteitigung der Küste von der holländischen Grenze bis einschließlich Ostende. Die Marine-Infanterie- und Matrosen-Regimenter der Kampffront Nieuport wurden zurückgezogen, im Laufe der nächsten Monate aufgefüllt und wesentlich verstärkt. Als die heftigen Kämpfe bei Langemarck und Ypern stattfanden, nahmen auch unsere Marinetruppen daran teil. Besonders das Marine-Infanterie-Regiment 2 und das Matrosen-Regiment 5 taten sich bei diesen Kämpfen hervor. Sie hatten aber eine wenig dankbare Aufgabe, da sie vereinzelt eingesetzt und vorwiegend zur Aushilfe benutzt wurden. Die Verluste waren erheblich. Das Marine-Infanterie-Regiment 2 verlor 27 Offiziere, 772 Unteroffiziere und Mannschaften, das Matrosen-Regiment 5 verlor 22 Offiziere, 604 Unteroffiziere und Mannschaften.

Am 5. Mai 1915 wurde ein neuer Angriff auf dem östlichen Teil des Nieuport-Kanals und St. George befohlen; die Marine-Infanterie-Brigade hatte den südlichen Abschnitt der Kampffront wieder besetzt. Diesmal waren größere artilleristische Vorbereitungen getroffen, auch die Kampftruppen an Zahl bedeutend stärker als bei den früheren Angriffen, die wir geschildert und von der Marine allein ausgeführt wurden. Dem Vorstoß lag wohl die Absicht zugrunde, die Aufmerksamkeit von Ypern abzulenken und womöglich Streitkräfte von dort wegzuziehen. Morgens früh begann das Geschützfeuer; Salve folgte auf Salve. Sogar eine 42-cm-

Kanone war herangezogen, ihre mächtigen Aufschläge hoben sich deutlich von den übrigen Salveneinschlägen und Rauchwolken ab, mit denen das Gefechtsfeld in seiner ganzen Ausdehnung bedeckt war. Unsere Küstenbatterien, die mittlerweile fertiggestellt waren[1], nahmen regen Anteil an dem Trommelfeuer. Batterie „Aachen" beschoß die französischen Batterien bei Nieuport Bain und dahinter, „Antwerpen" die Stellung bei St. George, „Beseler" die flankierenden Batterien bei Nieuport und „Cecilie" die Stadt Nieuport selbst. Um 2 Uhr begann der Sturmangriff. Vorne befanden sich die Regimenter 205, 206, 208, nachher wurde noch 207 herangezogen. Die Franzosen erwiderten das Feuer zuerst recht matt. Das änderte sich bald. Als Munition herankam, wie unsere Flieger feststellten, begann ein höllisches Feuer von der Gegenseite, das namentlich von den flankierenden Batterien unterhalten wurde. Im ersten Anlauf, der bei der Bambus-Farm und südlich Lombartzyde besonders kräftig ausgeführt wurde, gelang es, die nächsten vier französischen Gräben in etwa 100 Meter Abstand zu nehmen. In einem Graben, den die Franzosen verlassen, gingen Flatterminen hoch; alle unsere braven Kämpfer, die in die Gräben eingedrungen, fielen ihnen zum Opfer. In den Dünen ging der Angriff nicht vorwärts, vor allem infolge des heftigen Flankenfeuers der Franzosen. Auch im südlichen Abschnitt kam es nicht zum Sturm. Der Feind hatte mittlerweile 8 Bataillone Verstärkungen herangebracht, wovon 5 für St. George

[1] Siehe die folgenden Kapitel.

und 3 für Palinbrook bestimmt waren. Diesen Verstärkungen fügten die 15-cm-Granaten der Küstenbatterien schwere Verluste bei. Unser Angriff aber kam auf der ganzen Linie zum Stehen! Um Mitternacht erfolgte ein französischer Gegenstoß mit großen Massen, der unsere Truppen wieder in die alten Stellungen zurückwarf. Bedenkt man die großen Verluste, die auf unserer Seite 1200 Tote und Verwundete betrugen, auf französischer Seite allerdings diese Zahlen wohl noch überschreiten, so fragt man sich ernstlich, ob diese gewaltigen Opfer im Einklang standen mit der Bedeutung des Unternehmens. Sollte letzteres gelingen, war eine artilleristische Vorbereitung von ungeheurem Umfang, die tagelang ein verheerendes Trommelfeuer unterhielt, Vorbedingung. Die französische Stellung war außerordentlich stark und günstig. Nur wenn die Artillerie des Gegners – besonders die flankierenden Batterien – gänzlich niedergekämpft, war an ein Vortragen des Angriffs zu denken. Gelang es jedoch nun wirklich, die nächsten feindlichen Stellungen im Sturm zu nehmen, so waren diese infolge des vorhergegangenen mörderischen Feuers derartig zerstört, daß ein schnelles Umwerfen und Einrichten der Gräben zur Verteidigung eine Unmöglichkeit wurde. Trat der Feind entschlossen zum Gegenstoß an, konnte er meistens wieder seine Gräben zurückerobern.

In größerem Maßstabe wiederholte sich dies erbitterte Kämpfen um verhältnismäßig geringe Geländeabschnitte und Vorteile des Stellungskrieges bei Ypern. Mit einer unglaublichen Zähigkeit hielten Franzosen

und Engländer stand. Trotz der umfassenden deutschen Stellung führten sie immer neue Kräfte nach und aus Ypern vor, kümmerten sich nicht um die ungeheuren Opfer und griffen immer wieder an. Bei Het Saas und Steenstraat waren am 15. Mai sehr heftige Angriffe, die immer wieder mit schweren Verlusten zurückgeschlagen wurden. Vielleicht sollten durch diese Offensivbewegungen die Folgen des deutschen siegreichen Vordringens im Osten ausgeglichen und, koste es, was es wolle, ein Durchbruch durch die deutschen Stellungen erzielt werden. So hatten auch unsererseits die Verluste bei Ypern eine Höhe erreicht, die beispiellos in allen Kriegen dasteht. Seitdem der Angriff dort begann, waren bis zum Mai bereits 40000 Tote und Verwundete zu beklagen!! Was sind das für Zahlen gegenüber früheren Opfern im Kriege 1870/71 oder 1866! Dabei vergegenwärtige man sich die nervenzerrüttenden, übermenschlichen Anforderungen, die in den Frontalangriffen des Stellungskrieges an die Kämpfer herantraten und nur mit unerschütterlichem Pflichtbewußtsein und zähem Trutz erfüllt werden konnten. Wahrlich! Von den Angriffen bei Langemarck, St. Julien, Het Saas, Steenstraat, die die ganze Offensive einleiteten, ist ein jeder in seinen Einzelheiten, seiner Durchführung, seinen Verlusten mit den großen Schlachten von 1870 bei St. Privat, Gravelotte zu vergleichen! Und immer wieder Tag für Tag, Nacht für Nacht, Woche für Woche, Monat für Monat wiederholten sich die Kraftanstrengungen auf beiden Seiten, die eisernen Banden zu brechen. Trotzdem die moderne

Artillerie die verheerendsten Wirkungen ausübte, war es möglich, sich in taktisch ungünstigen Stellungen wie bei Ypern monatelang zu halten. Es war eine bis dahin uicht gekannte, gänzlich veränderte Kriegführung, bei der die menschliche Energie, beispiellose Ausdauer und Opferfreudigkeit den Ausschlag geben mußten! Wie würde das Ende sein?

Zeebrügge fünf 8,8-cm-, zwei 10,5-cm- und drei 15-cm-S.-K.-Batterien fertig, denen bis zum März 1915 noch vier 15-cm-S.-K.-Batterien folgten.

Nebenher gingen selbstverständlich die Vorbereitungen für den Bau von schweren Küstenbatterien, welche dazu bestimmt waren, den Feind in gewisser Entfernung von der Küste zu halten und Landungen zu verhindern. Man wird sich wohl vorstellen können, daß hier die Schwierigkeiten gewaltig anwuchsen, denn alle Erdarbeiten mußten in größerem Umfange vorgenommen werden, und der Transport der zerlegten Geschützteile, namentlich der Rohre und ganzer Panzertürme, vom Eisenbahnwagen bis zur Batteriestellung machte den Matrosenartilleristen viel zu schaffen. Auch hier wurden mit Geduld, Findigkeit und frischem Humor die schwersten Aufgaben angefaßt und immer in glücklichster Weise gelöst. Leider stand für die Bestückung dieser Batterien nur langgedientes Material zur Verfügung, welches den heimischen Küstenwerken und außer Dienst gestellten Schiffen entnommen war. Alle unsere alten Bekannten sahen wir hier wieder, mit denen wir in den Matrosenartillerie-Abteilungen uns seinerzeit viel beschäftigt und zahlreiche gute, manchmal auch schlechte Schießübungen abgehalten hatten. Aus den Friedrichsorter Forts kamen kurze 28-cm-Kanonen der ältesten Konstruktion an und wurden östlich von Zeebrügge in einer Dünenbatterie untergebracht. Die Schußweite der Geschütze betrug nur 10 Kilometer. Für den modernen Küstenkrieg war mit diesen Museumsgeschützen nicht viel anzufangen. Wir

waren aber damals sehr froh, als sie aufgestellt waren; denn mit ihnen konnte die nächste Umgebung des Zeebrügger Hafens verteidigt werden. Gewiß, der Feind würde diese Batterien aus großen Entfernungen beschießen, ohne daß er selbst einen Schuß erhielt. Doch eine Küstenbatterie außer Gefecht zu setzen, dazu gehörte viel Glück und eine Unmenge Munition. Der Feind sollte nur kommen! An die Küste selbst würden wir ihn nicht heranlassen! Zu gleicher Zeit mit den Kieler Kanonen kamen aus Wilhelmshaven 28-cm-Haubitzen angerollt. Wie stolz waren wir im Jahre 1891 gewesen, als diese in der Marine bis dahin unbekannten Geschütze in die Wilhelmshaven-Befestigungen eingereiht, dieselben als „Grodenbatterie" hinter dem Deich auf halbem Weg nach Rüstersiel in Stellung gebracht und die ersten Schießübungen nach einer neuen Entfernungsmeß- und Feuerleitungsmethode ausgeführt wurden. Auch diese Batterie war zur Verteidigung des Zeebrügge-Hafens bestimmt und westlich desselben errichtet. Die Schußweiten gingen ebenfalls nur bis 10 Kilometer. Des ferneren erschienen aus der Heimat die 21-cm-S.-K. der Hertha- und Freyaklasse, die mitsamt ihren Panzertürmen in größerem Abstand östlich von Zeebrügge Aufstellung fanden. Da diese Geschütze etwas neuerer Konstruktion waren, konnte mit ihnen eine Schußweite von 16 Kilometern erreicht werden. Das war also bereits eine wesentliche Verbesserung. Für Ostende war zunächst nur eine schwere Batterie verfügbar, die aus vier 28-cm-Kanonen bestand und dicht bei dem alten Fort Napoleon, östlich

der Hafeneinfahrt, als „Hindenburg-Batterie“ angelegt wurde. Anfang der 90er Jahre dienten sie zur Verstärkung der linken Flügelbatterie des Forts Heppens in Wilhelmshaven und wurden damals wegen ihrer Rohrlänge und dadurch bedingten größeren Schußweite von 12 Kilometer viel bewundert. Jetzt waren auch diese durch die Waffentechnik längst überholten Geschütze dem heimischen Boden entwurzelt und fanden in fremder Erde ihre Wiederauferstehung, um dem Feinde Deutschlands kriegerische Macht zu künden und ihm die Wiedereroberung des besetzten Gebietes zu verwehren. Sämtliche schweren Batterien waren in den Monaten Februar und März 1915 fertig.

Damit war es aber nicht getan! Was nützten die Geschütze, wenn nicht sachgemäße Bedienung, hohe Feuergeschwindigkeit und sicheres Treffen gewährleistet waren? Bis dahin war noch ein weiter Weg! Sorgfältige Ausbildung, gründliche Schulung des Befehlsübermittlungs-, Feuerleitungs-, Entfernungsmesser- und Planpersonals im einzelnen, Feuerleitungsübungen im ganzen, schließlich Schießübungen waren das Mittel, um Erfolge zu erzielen. Tat uns der Feind nicht den Gefallen, Ziele zu liefern, so mußten wir selbst Scheiben herstellen und für Schlepper sorgen. Verankerte Scheiben genügten nur den allerbescheidensten Ansprüchen bei den ersten Schulschießen. Die Schwierigkeiten, welchen die Schlepper durch Beschießungen seitens feindlicher Zerstörer, durch Bombenwerfen von Fliegern ausgesetzt waren, mußten in den Kauf genommen werden. So folgte ein im Laufe der Jahre sich immer

besser entwickelnder Schießübungsdienst, der einer Matrosen-Artillerie-Abteilung der Heimat im tiefsten Frieden Ehre gemacht hätte. Hier war es die vorbildlich wirkende Tätigkeit, die artilleristische und schießtechnische Befähigung der Artilleriekommandeure, welche langsam aber sicher den Weg ebneten und die Schießausbildung auf die Höhe brachten. Abgesehen von diesen beiden Stabsoffizieren fanden als Batteriekommandeure nur noch wenig aktive Seeoffiziere Verwendung, die in der Heimat – sei es bei der Schiffsartillerie, sei es bei der Küstenartillerie – sich praktische Schießerfahrungen erworben hatten. Im übrigen standen nur Reserveoffiziere der Matrosenartillerie zur Verfügung, welche nun, mit der verantwortungsvollen Stellung des Batteriekommandeurs zum ersten Male betraut, noch dazu mitten im Kriege sich diesen Anforderungen gewachsen zeigen sollten. Batterieinstruktionen, Gefechtsrollen, Schießanleitungen wurden entworfen in aufopfernder zäher Arbeit, in zahlreichen Besprechungen der Sinn und das Verständnis für das praktische Schießen geweckt, durch Beispiele an der Hand früherer Schießübungen in der Heimat die Leistungen der alten Kanonen und Haubitzbatterien aufgefrischt, durch Schießspiele die Schießregeln und Feuerverteilung im Kampfe der Befestigungen mit größeren Seestreitkräften vor Augen geführt; kurz, nichts versäumt, um allen Wechselfällen des Küstenkrieges gerüstet gegenübertreten zu können. Der Eifer und die rastlose Hingabe der Reserveoffiziere an diesen unendlich mühsamen Kleindienst, die Lust und Liebe, die sie

dem ihnen ungewohnten Schieß- und Kriegsdienst entgegenbrachten, verdient das höchste Lob und gebührende Anerkennung! So gelang es bis etwa Juni 1915 alle Batterien durch einige Schießen nach verankerten und geschleppten Scheiben so weit durchzubilden, daß die Bedienung der Geschütze und Feuerleitungsapparate gesichert war, und daß die Batteriekommandeure einfache Schießaufgaben ohne Fehler selbständig zu lösen vermochten. Da bei Aufstellung aller Geschütze ein möglichst großer Bestreichungswinkel vorgesehen war, fanden die westlich von Ostende gelegenen 15-cm-Batterien, wie wir schon früher erwähnten, sogleich kriegsmäßige Verwendung nach Landzielen und bedeuteten eine wesentliche Verstärkung der Artillerie des Nieuport-Abschnittes. Der Feind hatte bald die gefährliche Wirkung dieser Küstenbatterien erkannt und nahm sie öfters unter Feuer, ohne jedoch größere Verluste und Schäden zu verursachen. Einmal hatten auch die Batterien bei Zeebrügge Gelegenheit, ein kriegsmäßiges Ziel zu vernichten. Der englische Torpedobootszerstörer „Maori" – wohl durch eine unserer Minen havariert – kam in Schußweite. Einige deckende Salven zwangen ihn zur Übergabe. Die Besatzung wurde geborgen, 7 Offiziere und 88 Mann zu Gefangenen gemacht; der Zerstörer sank.

Durch die Batterien waren wohl die Häfen einigermaßen geschützt, doch die sonstige lange Küstenstrecke blieb schutzlos den Angriffen des Feindes ausgesetzt. Hier konnten Handstreiche und nächtliche Unternehmungen leicht zu unangenehmen Überraschungen füh-

ren, zumal, wenn die belgische Bevölkerung – wie anzunehmen – sich daran beteiligte. Da wir nicht imstande waren, den Strand in seiner ganzen Ausdehnung zu bewachen, und uns keinerlei Patrouillenboote auf dem Wasser zur Verfügung standen, boten solche Überfälle von See aus gute Aussichten! Beispielsweise konnten sie einfachen Erkundungen über den Umfang der Verteidigungsanlagen, der Aussetzung von Spionen oder auch der gewaltsamen Vernichtung einzelner Batterien oder Stellungen dienen. Die Schleusen von Zeebrügge, die Werftanlagen von Ostende, die großen Munitionslager bei Brügge waren durch solche Überrumpelungen besonders bedroht und der Zerstörung ausgesetzt. Schließlich aber lagen noch große, mit Aufbietung gewaltiger Truppenmassen unter dem Schutz der englischen Flotte und des ganzen modernen technischen Beiwerks durchgeführte Landungen im Bereich der Möglichkeit! In der ersten Bauperiode schwirrten in unseren Reihen, angefangen von den Kompanien und Batterien bis hindurch zu den Kommandobehörden die fabelhaftesten Gerüchte herum über derartige Landungsversuche. Das ist ja auch durchaus begreiflich! Die ungeheure Spannung, die auf allen lastete in dieser schwierigen ungeschützten Lage, mußte sich auf irgendeine Weise auslösen! Wie ein Feuerbrand lief dieses Landungsgespenst an der Küste entlang, raste nach Brügge, in Briefen zur Heimat; von dort kehrte es, durch Zeitungs- und offizielle Nachrichten neu gestärkt, als tausendfüßiges Ungeheuer wieder zu uns zurück. Ach! wir wären ja froh gewesen, wenn endlich einmal

das Gespenst Wirklichkeit geworden und wir hätten zupacken können, aber den Gefallen tat uns der verhaßte Feind nicht. Selbst die Oberste Heeresleitung war nicht frei von diesem Phantom! So wurde der 12. und 13. Februar 1915 als kritischer Tag erster Ordnung dort angesprochen und bekanntgegeben. Nach ganz zuverlässigen Nachrichten sollten große Überraschungen an der Küste bevorstehen und zugleich ein Durchbruch bei Nieuport erfolgen. Nichts davon traf ein! Leider; denn am 14. Februar wütete ein heftiger Sturm mit mächtigen Böen und Regenschauern. Der Wind drehte von Westen nach Norden. Riesiger Seegang herrschte an der ganzen Küste. Eine Unzahl von Minen wurden angeschwemmt; die Nacht über hörten die scharfen Detonationen in der Nähe der Quartiere am Strande kaum auf. Den Engländern wäre eine Landung in diesen kritischen Tagen jedenfalls schlecht bekommen. Ihr guter Stern oder vielleicht eine gute Wettervoraussage hat sie vor einer gewaltigen Niederlage bewahrt! So ganz aus der Luft gegriffen waren alle diese Gerüchte nicht. Man plante in der Tat auf feindlicher Seite Landungsunternehmen mit den raffiniertesten Hilfsmitteln. Die Vorbereitungen dazu waren getroffen, die einzuschiffenden Truppenteile, die Transportflotte, Begleitschiffe bestimmt und einexerziert. In letzter Stunde wurde alles abgesagt! Hierauf gehen wir später noch näher ein.

Einerlei, mochte das Landungsgespenst umgehen, wir ließen uns in den Arbeiten nicht beirren. Im Gegenteil, es diente dazu, uns noch mehr anzufeuern! Worin

bestand nun die vielseitige Aufgabe? Die ganze Küste wurde eingehend besichtigt und überall nach einheitlichen Gesichtspunkten Stellungen für leichte Batterien zur Strandbestreichung und sturmfreie Infanteriewerke erkundet. Um Ostende und Zeebrügge herum war der beste Schutz durch die Batterien gewährleistet, welche nach See mit Stacheldraht, hohen Gittern, tiefen Gräben, später mit flankierenden Maschinengewehren auch nach der Kehle zu abgeschlossen wurden. Die Hauptstelle, die für eine Landung in Betracht kam, war ohne Zweifel der Strand bei Westende-Bad und Middelkerke. Die westlichste Batterie „Aachen" lag etwa in der Mitte von Mariakerke und Middelkerke. Es wurden deswegen zunächst mit den vorhandenen Mitteln – 6-cm-Bootskanonen, belgischen 5-cm-Geschützen – die Dünen sowie die Strandstraße bei den bedrohten Punkten zur Verteidigung eingerichtet, mit möglichst zahlreichen Stachel- und Stolperdrahthindernissen, die sich als beste Abwehr im Stellungskrieg erwiesen hatten. Späterhin bauten wir überall gut gedeckte Maschinengewehrstände zur Bestreichung des Strandes und legten außerdem auf besonders gefährdeten Uferstrecken Minen. Die Sicherung der Küste innerhalb der Kampfzone gegen Nieuport war den dort liegenden Truppenteilen anvertraut.

Als zweiter Ort für eine beabsichtigte Landung kam der Strand zwischen Ostende und Blankenberge, und zwar bei De Haan und Wenduyne, in Frage. Dort lag eine hohe Dünenkette mit weitreichender Sicht, die einen vorzüglichen Stützpunkt abgab. Am Fuße der-

selben wurden acht 12,5-cm-Geschütze flankierend eingebaut und auf der langen Dünenreihe Schützengräben ausgehoben nebst umfangreichen Stacheldrahtverhauen. Aber es war noch ein dritter Punkt vorhanden, der günstige Bedingungen für die Landung größerer Truppenverbände aufwies. Das war der fast zwei Kilometer lange, zum Teil durch hohe Dünen eingesäumte Strand zwischen Lekkerbek und der holländischen Grenze. Dieser stille Winkel, aus dem der Feind, wenn er sich einmal dort festsetzt, schwer wieder zu vertreiben gewesen, und von dem aus er unter Benutzung des Hintergeländes die Küstenstellungen bei Zeebrügge vom Rücken und von der Seite her hätte aufrollen können, mußte unbedingt gesichert werden. Das geschah zunächst durch einen Beobachtungsposten in dem dort vorhandenen Hause, das einen Überblick über die ganze Gegend gestattete. Sehr bald aber wurde daraus eine regelrechte Infanteriestellung, verstärkt durch eine Batterie von vier 12-cm-Kanonen. Soweit die Dünen reichten, kamen Schützengräben und Hindernisse dazu.

Das Bild, welches unsere Tätigkeit veranschaulicht, würde nicht vollständig sein, ohne der gesamten rechten Flanke des Küstengebietes zu gedenken, nämlich der holländischen Grenze. Von dem „Landungsgespenst" wissen wir ja schon, wie Gerüchte entstehen und verbreitet werden. Eines Tages flog eine neue Ente mit sensationellen Nachrichten auf: „Holland hätte dem Druck Englands nachgegeben und Deutschland den Krieg erklärt! Die Engländer würden mit mehreren Armeekorps in Holland landen und in Deutschland

einfallen, die englische Flotte die flandrische Küste angreifen, die holländische Armee unsere rechte, die Franzosen bei Nieuport und Ypern unsere linke Flanke fassen!" Am Abend war die Ente schon wieder fortgeflogen; woher sie gekommen, wußte kein Mensch! Immerhin hatte sie beunruhigt, und das war wohl der Zweck gewesen! Sie sorgte wiederum dafür, daß wir uns ernstlich mit einer solchen Kombination beschäftigten und alle Maßnahmen trafen, um einem solchen Angriff zu begegnen. Zu diesem Zweck wurde die oben erwähnte Infanteriestellung bei Lekkerbek – „Schützennest" genannt – im Laufe der Jahre immer stärker ausgebaut und am östlichsten Teile der Dünenkette eine Batterie „Bremen" mit vier 15-cm-S.-K. errichtet. Dann wurden an der holländischen Grenze von See bis zum Brügge-Sluis-Kanal – meistens der Fluchtlinie der alten belgischen Befestigungen folgend – Schützengräben und Maschinengewehrstände ausgehoben nebst den nötigen Drahtverhauen. Schließlich waren bei Hazegras, Vrede und östlich bei Houcke am Kanal Batteriestellungen vorgesehen. Zum Grenzschutz selbst, der von vornherein wegen Spionage und Schmuggel die sorgsamste Bewachung nötig machte, waren Landwehr- und Landsturmtruppen des Heeres kommandiert. Um den Abschluß an der Grenze möglichst vollkommen zu gestalten, wurde ein elektrischer Drahtzaun gezogen, der während des ganzen Krieges wertvolle Dienste leistete, wenn auch hier einzelne mit allen möglichen Kniffen durchgeführte Überschreitungen vorkamen.

Zwischendurch war ein regelrechter Bewachungs-

dienst an der Küste eingerichtet worden. Auf allen erhöhten Punkten, also Feuertürmen, hoch gelegenen Dünen, Plattformen der Strandhotels befanden sich Signalstationen, die miteinander und mit den Kommandobehörden Verbindung hatten. Für nächtliche Alarmierungen waren dort Leuchtraketen und Sternsignalpatronen vorgesehen. Zahlreiche Scheinwerfer und Leuchtgeschütze wurden aus der Heimat angefordert und nach und nach in die Bewachungszone eingeschaltet. Außerdem begannen wir mit dem Bau von zementierten Maschinengewehrständen in gut geschützten Dünenwinkeln an der ganzen Küstenstrecke.

Wie schon früher angedeutet, waren für den Küstenschutz zunächst zwei Matrosenregimenter bestimmt. Späterhin fand ein häufiger Wechsel der Regimenter statt. Auch kamen öfters Regimenter der Armee an die Küste, um sich eine Zeitlang zu erholen; diese wurden dann in den Küstenschutz mit eingegliedert. Die hierfür bestimmten Truppen handelten nach besonderen Vorschriften, die von uns ausgearbeitet waren, schoben Postierungen und Feldwachen bis dicht an den Strand und die Dünen bzw. die dort befindlichen Stützpunkte vor und lagen selbst zum Eingriff bereit in den Ortschaften an der Strandstraße. Einzelne gemischte Verbände, bestehend aus Maschinengewehrzügen und Feldartillerie, waren für Sonderaufgaben gebildet und innerhalb kurzer Zeit gefechtsklar. Alle diese Maßnahmen reichten aber noch nicht aus. Bei der Abwehr einer Landung kam es darauf an, so schnell als möglich Truppen

an die Einbruchsstelle zu werfen, ohne die übrigen Strandplätze zu sehr zu schwächen; denn es könnte sich ja um einen Scheinangriff handeln. Beweglichkeit des Verteidigers war also die Hauptsache! Somit stellte der Kommandierende Admiral sämtliche Radfahrkompanien des Marine-Korps unter unseren Befehl. Das war eine recht stattliche, schnell zu verwendende und gut durchgebildete Reserve, die bei den ausgezeichneten Verkehrsstraßen sehr willkommen war. Durch häufige Alarmierungen bei Tag und bei Nacht, durch ständigen Rondedienst der Offiziere, sowie durch größere Übungen, denen alle möglichen Landungsabsichten zugrunde lagen, schließlich durch Schießübungen, welche die Flankierungsbatterien nach Scheiben am Strande abhielten, wurde dafür gesorgt, daß die Küstentruppen in steter Bereitschaft waren und das Gelände kennenlernten.

Nun mochte der Feind kommen! Unsere wackeren Marinemannschaften brannten darauf, ihre Kräfte mit ihm zu messen und hätten ihn sicherlich mit blutigen Köpfen ins Wasser geworfen. Aber der Feind kam nicht! Unsere Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Im Laufe der Jahre lernten wir das „Warten"!! Es ist unbegreiflich, daß der Gegner diesen ersten Abschnitt in der Herstellung der Verteidigung, als so gut wie gar keine Geschütze und nur wenig Mannschaften, nur einzelne Maschinengewehre zur Verfügung standen, nicht zu einem großen Schlag gegen die flandrische Küste benutzt hat. Er hatte die allergünstigsten Aussichten auf einen guten Ausgang der Unternehmung!

Auch in der Mitte dieses Zeitabschnittes, als erst eine kleine Zahl von Batterien fertig, die Befestigungs- und Schutzmaßnahmen noch weit zurück waren, bot sich immer noch gute Gelegenheit, Landungen größeren Stils erfolgreich auszuführen. Später ließ sich das Versäumte nicht mehr nachholen. Nach Abschluß der ersten Bauperiode und nach Durchbildung der Batterien sowie des gesamten Verteidigungsapparates, also von Mitte April 1915 ab, war eine Landung nur mit ungeheuren Verlusten denkbar, aller menschlichen Voraussicht nach unmöglich. Schon damals befürchteten wir ernstlich, daß der Feind überhaupt keine Landung unternehmen würde, daß die mißglückte Operation an den Dardanellen ihn gelehrt, alle weiteren derartigen Angriffe zu unterlassen. Sollten wir gar keine Gelegenheit haben, dem Feind von Angesicht zu Angesicht gegenüberzustehen und mit ihm gründlich abzurechnen in ehrlichem Kampfe Mann gegen Mann? Sollte das Feuer, das in unseren Adern brannte und einen Zusammenstoß ersehnte, durch Warten und immer weiteres Warten aufgezehrt werden? Das waren bange Fragen, die eine gewisse Gefahr für den Kampfgeist der Truppen in sich schlossen; denn nichts zermürbt auch die besten Soldaten mehr, als zuzusehen, wie auf allen Kriegsschauplätzen Schlachten geschlagen und Siege erfochten werden, selbst aber nichts dazu beitragen zu können. Wir standen an einer festen Seefront! Unsere Aufgabe war, zu verhindern, daß diese Küste wieder in Feindes Hand falle! Verdoppelte Wachsamkeit, rege Tätigkeit, Vervollkommnung des Ausbildungsdienstes

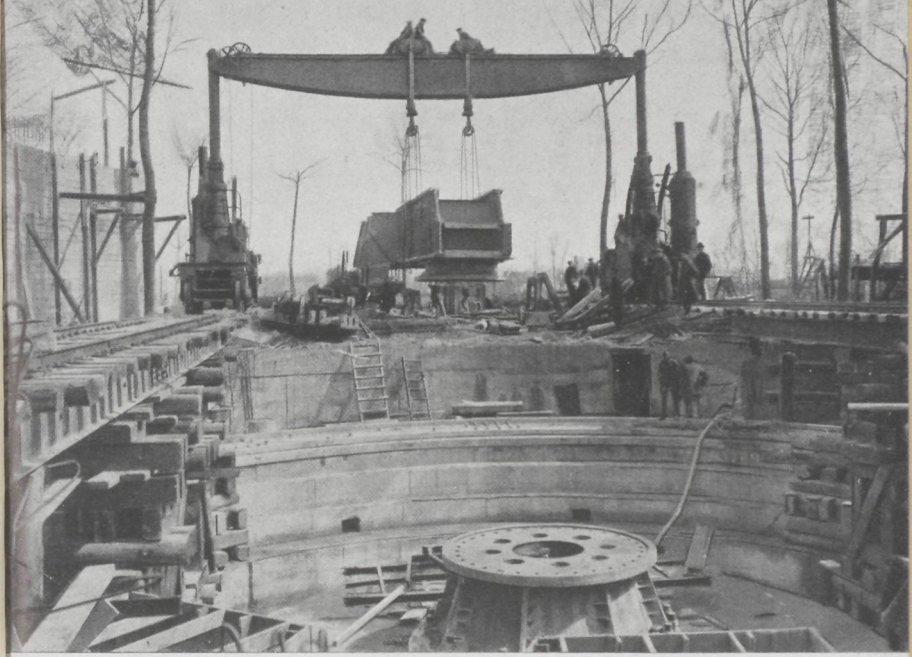
und gute Kameradschaft untereinander, das waren die Mittel, mit denen wir unsere Ungeduld, zum Schlagen zu kommen, zügeln mußten!

Während die Arbeiten zum Schutze der Küste ihren planmäßigen Fortgang nahmen, entwickelte sich die feindliche Fliegertätigkeit zu unserem Nachteil immer mehr. Anfangs warfen nur einzelne Flieger Bomben ab, die meistens im offenen Gelände ohne Schaden detonierten. Doch bald wurden die Gegner in ihren Angriffen kühner und geschickter, zumal wir selbst kaum eigene Flieger und Abwehrbatterien hatten und uns damit begnügten, mit Maschinengewehren und Infanteriegewehren auf sie zu schießen, natürlich ohne jeden Erfolg! So gelang es einem Wasserflieger, von See aus plötzlich auf niedrige Höhe herabzustoßen und auf eine Kompanie, die in der elektrischen Küstenbahn nach einem Stützpunkt befördert wurde, eine Bombe abzuwerfen. Die Wirkung war verheerend. Der Feind selbst – ein äußerst geschickter Kunstflieger – konnte trotz der sofort einsetzenden Beschießung mit Gewehren nach See zu entkommen. Öfters wurde festgestellt, daß feindliche Flugzeuge unser Erkennungszeichen – das Eiserne Kreuz – trugen, um uns zu täuschen. Namentlich die Batteriearbeiten in der Nähe von Ostende suchten die feindlichen Flieger durch Bombenabwürfe zu stören; doch auch im Hafen liegende Fahrzeuge und U-Boote, die Bahnhofshallen sowie die Stadt selbst wurden von ihnen heimgesucht. Eine ganze Zahl von Belgiern fiel diesen Angriffen zum Opfer. Als unsere Fliegerabwehrbatterien (Flak) fertiggestellt waren, er-

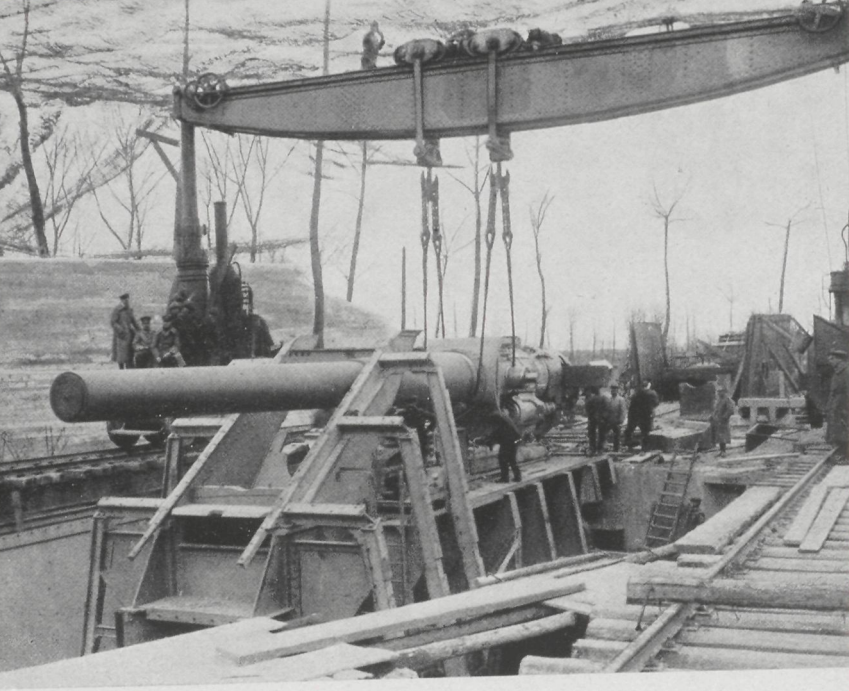
forderte es große Übung und viel Geduld, ein richtiges Schießverfahren zu finden. Wir standen vor einem neuen Problem der Schießkunst; denn der Flieger bewegt sich nicht wie die sonstigen Ziele auf einer ebenen Fläche nur der Seite und Länge nach veränderlich, sondern auch der Höhe nach mußte er richtig und schnell erfaßt werden. Häufig wurden Hunderte von Schrapnellschüssen auf einen Flieger abgegeben, die, von der Batterie aus gesehen, gut lagen. Trotzdem die weißen Schrapnellwölkchen immer vor ihm krepierten, flog er einfach weiter. Plötzlich drehte er ab und ließ sich wohl 500 Meter im Sturzflug fallen, so daß wir glaubten, er sei getroffen! Doch wir jubelten zu früh. Mit unglaublicher Geschicklichkeit fing er seine Maschine wieder und sauste nach See zu fort. Dieser Vorgang wiederholte sich öfters. Mit der Zeit gelang es, auch dies Problem, wenn auch nicht bis zur Vollkommenheit, zu lösen, und viele feindliche Flieger mußten ihre Kühnheit mit dem Tode büßen!

Über die erste Aufstellung der Flak-Batterien und ihre Tätigkeit berichtet der spätere Flak-Gruppenkommandeur „Brügge" folgendes:

„Ende Oktober 1914 trafen auf der Werft Ostende die beiden ersten 8,8-cm-S.-K.-L/45 für Luftabwehr – damals Ballonabwehr – ein. Sie wurden hinter der Werft am Hafenbecken aufgestellt und traten, kaum fertig, sofort in Tätigkeit. Irgendwelche Erfahrungen im Flakschießen lagen nicht vor. Die Praxis lehrte jedoch bald die richtige Anwendung von Schieber und Regler, die Entfernungsmesser wetteiferten in guten



„Geschützmontierung der Batterie Pommern“



Geschützmontierung der „Batterie Pommern“

Messungen. Die ersten feindlichen Flieger patrouillierten längs der Küste Nieuport-Zeebrügge. Sie wurden, da sie nicht sehr hoch und nicht zu weit flogen, häufig durch gut sitzende Salven überrascht, so daß sie allmählich höher und weiter nach See zu flogen. Dabei wurde das Flugzeug des Lord Annesley nach englischen Meldungen abgeschossen. Die Geschütze der neuen Batterie wurden bald um 2 auf 4 vermehrt. Die Batterie bekam den Namen „Großherzog".

Mit der Entwicklung der Fliegertätigkeit vermehrte sich naturgemäß auch die unsrige. Es erfolgten die ersten Bombenangriffe auf die Werft, die Batterie und den Bahnhof Terminus Martime in Ostende. Die ersten Bomben waren einfache Geschützgranaten mit einem Blechschwanz, damit sie sich nicht überschlugen. Im Frühjahr 1915 begann der Feind mit Nachtangriffen, die wir fast in allen Fällen der Bevölkerung durch einen Warnungsschuß der Batterie „Großherzog" ankündigten. Dann wurden neue Flakbatterien im Süden von Ostende, an der Yserfront sowie in Brügge aufgestellt. Am 10. August schoß Batterie „Großherzog" einen Flieger durch Volltreffer ab, als dieser auf eine Entfernung von etwa 1500 Meter vom Strande den dort notgelandeten L 12 mit Bomben angriff. Das Flugzeug stürzte ab, seine Trümmer schlugen um den Zeppelin und das hilfeleistende Torpedoboot aufs Wasser."

Ein beliebtes Angriffsobjekt war auch die lange Mole von Zeebrügge. Sobald klares Wetter und Windstille herrschte, kamen die infamen Flieger angesegelt und

konnten, überraschend vom Meere aus auftauchend, ihre Bomben abwerfen, ohne daß die am Fuße der Mole zur Flugabwehr eingerichtete Feldbatterie dies verhindern konnte. Erst als die 10,5-cm-Flak mit großer Schußweite fertig und ausgebildet war, gelang es, an die Flieger heranzukommen. Das beste Mittel der Abwehr aber waren eigene Kampfflieger. Deshalb wurde bald mit der Einrichtung einer Flugstation auf der Zeebrügge-Mole begonnen, die im Laufe der Jahre immer weiter ausgebaut wurde und große Erfolge aufzuweisen hatte in der Aufklärung, im Angriff und in der Abwehr. Eines Tages warf ein Flieger drei Bomben auf die Batterie „Beseler", wodurch ein Mann getötet und drei verwundet wurden. Der Flieger kam überraschend aus großer Höhe von See. Die erste Bombe fiel an den Strand, die zweite traf den Eingang zum Munitionslager des 3. Geschützes, schlug die Sanddeckung glatt durch und zersplitterte die dicken Holzbalken, ohne sie jedoch einzudrücken. Drei Kartuschbüchsen, die darunterstanden, waren nicht beschädigt. Auch sonst war die Wirkung im Sande erstickt und keinerlei Splitter herumgeflogen. Die dritte Bombe dagegen fiel hinter der Batterie auf festen Boden. Die Erde war in einem Durchmesser von etwa $1^1/_2$ Meter aufgewühlt, die Wirkung der Bombe außergewöhnlich stark. In 30 Meter Entfernung waren 6 cm dicke Bohlen der Kasematten glatt durchschlagen. Dann waren die Sprengstücke noch weiter durch eine Tür gegangen und hatten Beschädigungen im Innern angerichtet. Auf 100 Meter Entfernung wurden von den Sprengstücken unsere

Kameraden zerrissen. Doch Rache ist süß! Den Flieger – es war ein französisches Landflugzeug – ereilte schnell das Geschick! Auf seinem Rückweg nach dem Meere zu traf ihn eine Salve der Batterie. Er mußte auf See niedergehen und ward nun von den erbitterten Mannschaften vollends zusammengeschossen, so daß auch nicht ein Stück übrigblieb. Das war gerechte Vergeltung für den Tod der gefallenen Kameraden! Der Erfolg der Batterie spornte zu weiteren Leistungen auf dem Gebiete der Flugabwehr an, obwohl die Geschütze der mittleren Artillerie sich wegen ihrer unhandlichen Richtmittel und geringen Beweglichkeit wenig hierfür eignen. Es kamen nur Flieger in Frage, die sich in Entfernungen von 4000 bis 12000 Meter längs der Küste bewegten. Durch Vervollkommnung der Schießmethode, Geschicklichkeit des Batteriekommandeurs, rastlose Wachsamkeit der Besatzung und vorzügliche Bedienung der Geschütze gelang es dieser Küstenbatterie im Laufe der Zeit 8 feindliche Flieger abzuschießen. Das ist eine Leistung, die gebührende Anerkennung verdient.

Selbstverständlich hatten die Ereignisse auf dem östlichen Kriegsschauplatz für uns alle, die im Stellungskriege bzw. der Seefront festgelegt waren, ein großes Interesse. So halten wir es für angebracht, am Schluß dieses Kapitels eine Mitteilung über die Kriegslage Ende Juni 1915 wiederzugeben, die in treffenden Sätzen neben dem siegreichen Vordringen im Osten die schwierigen Aufgaben im Westen zu würdigen weiß: „Lemberg ist besetzt, und in Galizien sind große Siege

erfochten. Ganz Deutschland blickt wie gebannt nach diesem Kriegsschauplatz, wo blutrot die Götterdämmerung des Weltkrieges heraufsteigt! Wohlverdienter Lorbeer kränzt die Stirnen all der Tapferen, die dort unten für Deutschlands Ehre kämpfen und bluten. Wir sollten aber darüber nicht derer vergessen, ohne die dieser einzigartige Sieg nicht möglich gewesen wäre. Im Westen hält eine Mauer von Menschenleibern den zähen Ansturm der Engländer und Franzosen ab. Ihrer blutigen Aufgabe lauscht nicht mit anhaltendem Atem die Welt, so wie es ihren Brüdern vergönnt ist, die im Osten von Sieg zu Sieg stürmen. Und doch ist ihr Tagewerk nicht weniger schwer und erfordert nicht weniger Opfermut und Hingebung als das der Heere im Osten; vielleicht sogar noch mehr; denn ihnen gießt nicht von Tag zu Tag der deutlich sichtbare Erfolg das Feuer neuer Begeisterung in die Adern und treibt sie in unaufhörlichem Lauf vorwärts. Man muß den stillen Heldenmut dieser Männer bewundern, die seit Wochen und Monaten dort in den Schützengräben liegen, jede Minute den Tod vor Augen und doch ungebrochenen Muts der Stunde harrend, wo auch für sie auf der ganzen Linie das Signal geblasen wird: „Sprung! Auf! Marsch, marsch!“ 300000 Granaten hat kürzlich nach Joffres Bericht die französische Artillerie auf eine einzige Stellung an unserer Westfront geworfen. Wer nicht selbst da draußen mitgekämpft hat, wird sich schwerlich einen Begriff machen können von der Hölle, in der unsere Feldgrauen aushalten! Dank und Ehre den Siegern von Tarnow-Gorlice, von Jaroslaw, Przemysl und

Grodeck! Wenn ihr aber den Lorbeer austeilt, dann teilt ihn in zwei gleiche Teile und reicht die andere Hälfte dem Heer, das im Westen so unvergleichliche Proben heldenhafter Selbstentäußerung und Opferwilligkeit abgelegt hat!“

1915

Neue Batterie mit großer Schußweite
Das Ende von L 12 / Zahlreiche Beschießungen der Küste durch englische Monitoren

Die immer lästiger werdenden Beschießungen unserer Kampffront vor Nieuport von der See aus durch englische Linienschiffe mit schweren Granaten erforderten eine gründliche Abweisung. Da diese durch die vorhandenen Küstenbatterien mit altem Geschützmaterial und durch die Landartillerie nicht erfolgen konnte, begannen wir am 15. Juni 1915 mit dem Bau einer neuen schweren Batterie bei Ostende. Hierfür zur Verfügung standen vier 28-cm-S.-K. L/45[1], die von der Firma Krupp an Belgien geliefert werden sollten, deren Beschaffung aber vom dortigen Parlament abgelehnt wurde und eine derartige Entrüstung hervorrief, daß der belgische Minister seinen Abschied nahm. Nun wurden diese Geschütze dazu bestimmt, gegen Belgien und seine Verbündeten selbst zu wirken. Von den Geschützen hatten zwei eine Schußweite von 28 Kilometer, zwei eine solche von 34 Kilometer. Diese gewaltigen Leistungen sicherten Ostende von See aus gegen feindliche Angriffe der modernsten Schlachtschiffe, deren Schußweite über 20 Kilometer nicht hinausreichte. Da der Bestreichungswinkel der Geschütze 360 Grad betrug, konnten alle Landziele im Kampfbereich ebenfalls

[1] Schnelladekanone; Rohrlänge 45 × Kaliber von 28 cm.

unter Feuer genommen werden. Man wird sich vorstellen können, welche schwierigen Arbeiten beim Bau dieser Batterie zu bewältigen waren. Dazu kam, daß der Untergrund des einzigen für unsere Zwecke geeigneten Platzes sehr ungünstig war und durch Einrammen von mächtigen Pfählen erst befestigt werden mußte. Natürlich befürchteten wir, daß der Feind, durch den Hochbetrieb mit Rammen und einer riesigen Arbeiterschar bald auf diese Stelle im Gelände aufmerksam, Fliegerangriffe ansetzen würde, zumal die Arbeitsstätte, nachts hell erleuchtet, eine große Angriffsfläche darbot. Es wurde deswegen als erste Maßnahme eine Flak von zwei 8,8-cm-Kanonen bei dem Bauplatz errichtet. Merkwürdigerweise ist dem Gegner unsere Tätigkeit vollkommen entgangen und fanden fast gar keine Belästigungen der Arbeiten statt. Bereits am 5. September 1915 – also nach 11 Wochen – war das ungeheure Werk vollendet. Die Batterie erhielt den Namen „Tirpitz" und konnte gelegentlich einer Beschießung von Ostende, über welche noch berichtet wird, beschleunigt schußfertig gemacht, ihre erste Feuerprobe bestehen.

Mitten in die rege Bautätigkeit und Ausbildungszeit fiel ein Tag, der unsere Küste in lebhafte Aufregung versetzte. Die ersten Angriffe unserer Zeppelin-Luftschiffe auf Hull und London hatten eingesetzt. Über die Wirkung erfuhren wir, daß Bombenabwürfe in der Nähe der Victoria-Docks ganze Häuserblocks vernichtet, große Holzlager und Sägereien in Brand gesteckt und die Bevölkerung von Hull stark beunruhigt sei.

Höhe und wagten wegen des Abwehrfeuers nicht herunterzustoßen. So kamen wir ohne Verluste davon, und die Bergung gelang. Das Luftschiff wurde neben dem großen Kran in der Werft festgemacht. Der Kampf mit den Fliegern ging weiter, bis ein vielstimmiger jubelnder Aufschrei der zahlreich auf den Molen sich angesammelten Mannschaften ertönte: Ein französisches Flugzeug war von einer unserer Batterien getroffen und brennend ins Meer abgestürzt! Nach diesem Schlußakt gaben die feindlichen Flieger den Angriff auf und zogen schleunigst nach See zu ab. Bis dahin war alles gut gegangen, und große Freude herrschte über die glückliche Rettung von L 12. Doch wir hatten zu früh frohlockt! Zwei unserer besten Flieger, die sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen wollten, in den Fliegerkampf einzugreifen, stürzten ab. Tiefe Trauer herrschte über den Tod dieser wackeren Kameraden. Und wie immer kommt ein Unglück selten allein! Am Nachmittage erreichte uns aus Ostende die Nachricht, daß L 12, am Dampfkran etwas angelüftet, auf unerklärliche Weise, wahrscheinlich durch Kurzschluß, Feuer gefangen. Das Luftschiff verbrannte vollständig, alle Löscharbeiten waren vergebens. Das Feuer griff auf die in der Nähe befindlichen Magazine über, in denen große Mengen von Heu und Getreide lagerten. Erst abends um 10 Uhr gelang es, den Brand zu löschen.

Viele Monate hatte der Feind uns Zeit gelassen, die Batterien auszubauen und den Schießdienst zu vervollkommnen. Auch die Bombardements von See aus auf die Nieuport-Front waren seltener geworden. Was be-

deutete diese Ruhepause? Sicherlich bereitete der Gegner größere Unternehmungen vor und schuf sich dazu die nötigen Hilfsschiffe; denn von den Agenten wurde immer erneut berichtet, daß in England eine riesige Zahl von gewaltigen Monitoren gebaut würde, die für die Verwendung in flachen Gewässern, besonders an der flandrischen Küste, geeignet seien. Bald sollten wir Gewißheit über dies Vorgehen des Feindes erhalten.

Bevor wir aber nun auf die folgenden Kämpfe eingehen, scheint es uns geboten, um das Verständnis für das Schießen von Küstenbatterien gegen Schiffe oder Landziele zu erleichtern, hier eine leichtfaßliche Erklärung einzuschieben. Es sind für die Feuerleitung einer Batterie eine ganze Reihe von Hilfsmitteln erforderlich, die mit Nutzbarmachung der modernen Technik von Jahr zu Jahr komplizierter geworden sind. Wir greifen deswegen nur das Allereinfachste heraus und verzichten von vornherein auf eine Beschreibung der Instrumente, eine Wiedergabe der Schießverfahren und Regeln, die nur für den Fachmann Interesse haben: Um einen Anhalt für die erste Höhenrichtung des Geschützrohres zu geben, ist eine Entfernungsmessung des Zieles Erfordernis. Je richtiger diese ist und mit der beim ersten Schuß zutage tretenden Geschützentfernung übereinstimmt, desto sicherer ist der Erfolg, d. h. das Ziel müßte sofort getroffen werden! Dies ist nun aber aus vielen Gründen nicht der Fall. Die Hauptursache liegt in den Tageseinflüssen, denen die Munition unterworfen, denen das Geschoß auf seiner Reise in ungeahnter Höhe durch Wind, Luftwiderstand, Luft-

druck, Feuchtigkeit und Temperatur der Luft ausgesetzt ist. Die Tatsache liegt vor, daß die Schußweiten der Geschütze von Tag zu Tag wechseln und namentlich auf den großen Entfernungen, mit denen wir jetzt rechnen müssen, niemals vorher zu bestimmende Abweichungen aufweisen. Der Batteriekommandeur muß seine Batterie also einschießen. Die Entfernung wird durch Anschneiden des Ziels von zwei Punkten aus, die einen bekannten Abstand voneinander haben – sogenannte Langbasismessung – oder durch optische Instrumente bestimmt. Hiermit ist die erste Höhenrichtung der Geschütze gegeben. Die Seitenrichtung wird nach Erfahrungsregeln geschätzt, nun ein Einzelschuß, eine halbe oder eine ganze Salve gefeuert. Alles kommt darauf an, daß die Einschläge der Geschosse richtig der Seite und Höhe nach beobachtet werden, um hiernach die Einstellung am Geschütz dem Schießverfahren entsprechend zu ändern. Schnelle richtige Beobachtung ist also das Mittel zum Erfolg. Hierzu dienten bei Zielen an Land vorgeschobene Haupt- und Nebenstände. Nach See zu gaben zunächst die hohen Gebäude am Strande geeignete Standorte. Doch das genügte nicht! Wenn auch die Aufschläge der schweren Granaten gewaltige Sprengwolken entwickeln und Wassersäulen über 50 Meter hoch aufwerfen, so wird doch bei den großen Entfernungen diese Beobachtung unsicher. Je höher der Standpunkt des Beobachters, und je näher er sich dem Ziele befindet, desto besser ist das Ergebnis. Befindet sich der Beobachter womöglich in der Luft direkt über dem Ziel, so kann er sogar

die Abstände der Geschoßaufschläge vom Ziel bestimmen und melden. Hieraus folgt, daß Beobachtungen vom Fesselballon und durch Flieger die gegebenen Hilfsmittel sind, um schnell und sicher zum Treffen zu kommen. Sobald die Batterie eingeschossen, folgt dann mit möglichster Beschleunigung das Wirkungsschießen unter voller Entfaltung der Feuergeschwindigkeit der Geschütze. Wehe dem feindlichen Schiff, das dann von einer Salve schwerer Geschosse an einer seiner empfindlichsten Stellen – Maschinen, Kommando- und Leitstände, Ruder, Geschütztürme, Munitionskammern – getroffen wird! Aber das Treffen ist nicht leicht. Merkt der Feind, daß die Geschoßaufschläge an ihn herankommen, ändert er schleunigst seinen Kurs. Schon bei Beginn der Beschießung sendet er seine Fliegerscharen aus, um die Fesselballons mit Leuchtpfeilen abzubrennen und eine Beobachtung mit Fliegern unmöglich zu machen. Diesen Grundsätzen folgend, wurde auch für die „Tirpitz"-Batterie ein ständiger Fesselballondienst eingerichtet; im Laufe der Zeit traten besondere Artillerieflieger hinzu. Leider aber fehlte es später häufig an eigenen Kampffliegern, die unsere Beobachter vor den feindlichen Luftangriffen schützen konnten.

Nachdem unsere Geduld auf eine so lange Probe gestellt war, kam endlich die Spannung zur Auslösung. Gleich dies erste Zusammentreffen mit dem Feinde war charakteristisch für die moderne Küstenkriegführung. Um 5 Uhr 45 Minuten vormittags, am 23. August 1915, meldete die Küstensignalstation Zeebrügge feindliche

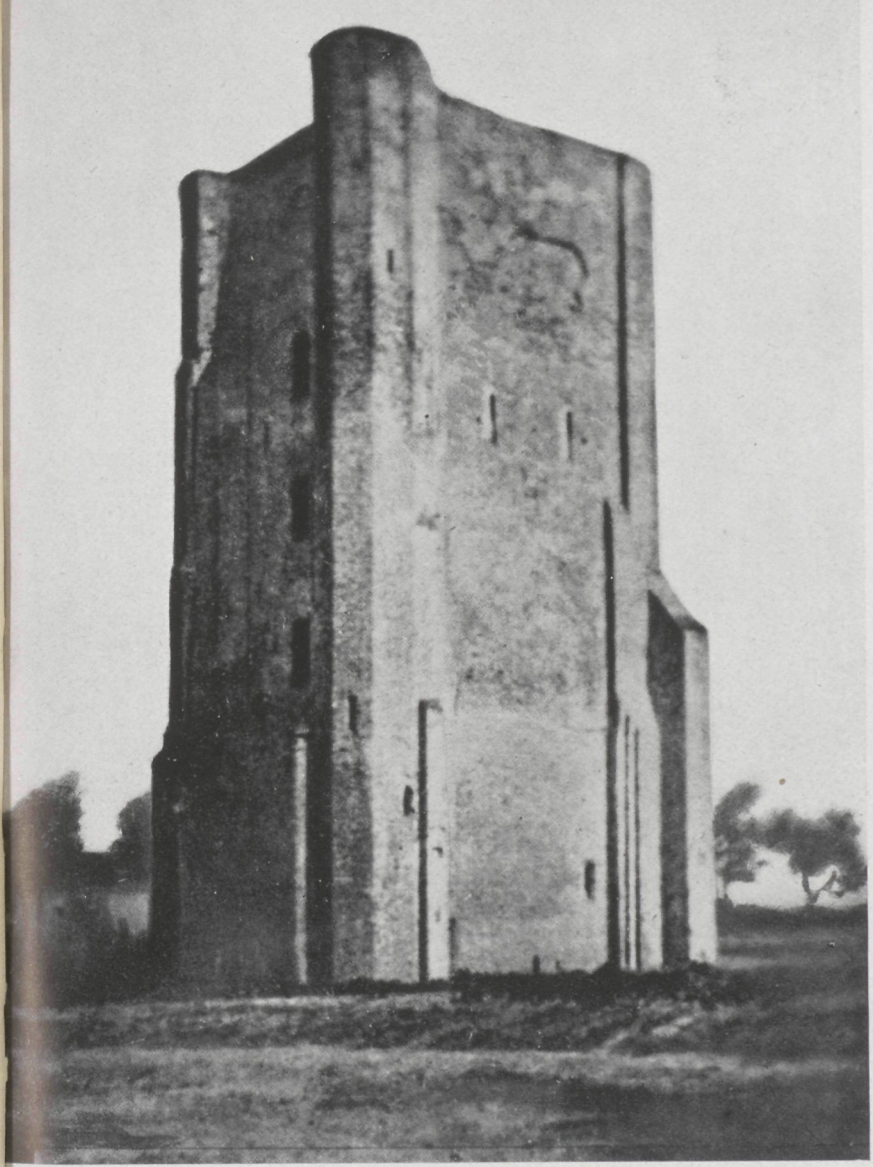
Fahrzeuge in Richtung Nord. Etwa 30–40 an der Zahl, darunter größere Dampfer und Kriegsschiffe, umgeben von Zerstörern, waren auf großen Entfernungen auszumachen. Um 6 Uhr vormittags war die Küste alarmiert und in Gefechtszustand. Unter den Fahrzeugen wurde ein Flugzeugmutterschiff erkannt, welches mehrere Flugzeuge aussetzte. Eins derselben kam über Zeebrügge in Sicht und wurde von der dort befindlichen Flak beschossen. Es verschwand in den Wolken und kehrte nicht wieder zurück. Unter vorsichtigem Minensuchen und U-Boot-Sicherung gingen drei feindliche Monitoren in eine dem Brügge-Kanal gleichlaufende Peilung Lisseweghe Kirchturm–Brügge. Sie standen mit wechselnden Ost- und Westkursen auf und ab, sich nicht weiter als eine halbe Seemeile östlich oder westlich von der genannten Linie entfernend. Sicherung erfolgte durch nördlich oder südlich von den Schiffen mit hoher Fahrt Ost und West laufende Zerstörer. Eine Gruppe von Zerstörern und Dampfern sicherte außerdem gegen Westen, eine andere gegen Osten. Eine dritte Gruppe, vorwiegend Minensuchdampfer, stieß nach Süden vor. Es waren dies 6 größere und 2 kleinere Dampfer. Sie hatten wohl den Zweck, Bojen auszulegen, eventuell auch die Beschießung zu beobachten. Diese Fahrzeuge kamen 6 Uhr 36 Minuten in die Schußlinie unserer Batterien und wurden von den 21-cm-S.-K. der „Hertha"- und „Freya"-Batterie sowie von einer 15-cm-S.-K.-Batterie bis 6 Uhr 48 Minuten beschossen. Darauf zog sich diese Südgruppe zurück und hielt sich bis zum Schluß der Aktion außerhalb der Schußweite unserer

Geschütze. Die Beschießung wurde von 3 Monitoren ausgeführt, die einen Doppelturm mit zwei 30,5-cm-Geschützen trugen, davor einen verhältnismäßig hohen Mast mit auffallender Plattform und einen dünnen Schornstein hatten. Die Monitoren eröffneten 6 Uhr 40 Minuten vormittags das Feuer zunächst auf den Hafen, dann auf die Schleusen und die letzten 10 Schüsse auf die Rombacher Hütte und Lisseweghe. Insgesamt wurden 57 Schuß gezählt, und zwar nur schweres Kaliber. Die meisten verfeuerten Geschosse waren Sprenggranaten, aber auch einige Pulvergranaten waren darunter. Drei Blindgänger wurden beobachtet. Um 8 Uhr 35 Minuten vormittags wurde das Feuer vom Feind eingestellt, und derselbe entfernte sich in nordwestlicher Richtung.

Die Beschießung hatte einen nennenswerten Schaden nicht angerichtet. Stromleitungen der elektrischen Bahn und Schienengeleise bei der Schleuse wurden beschädigt; einige Häuser an der Schleuse litten unter dem Feuer; 2 Prähme bei der Rombacher Hütte wurden versenkt, die darauf befindlichen Leute jedoch nicht verletzt, auch wurde der längsseits liegende Bagger nicht getroffen. Die Geschoßwirkung war sehr verschieden, z. B. lag ein großer Trichter etwa 5 Meter vor einem Hause, welches ganz unverletzt war. Ein anderes Geschoß war kurz vor der Mitte des Hotels „Beccasine" eingeschlagen und legte sämtliche Stockwerke in einer Breite von etwa 8 Meter frei. Ein Schuß in die Grundmauern der Mole riß meterdicke Stücke aus dem Beton. Eine Granate schlug kurz vor einem Unterstand der

6. Kompanie des I. Matrosenregiments ein. Derselbe wurde glatt eingedrückt. Durch Holzsplitter und Quetschungen wurden 4 Mann schwer, 2 Mann leicht verwundet. Nach einer Stunde konnten die Leute erst von Erde und Trümmern befreit werden trotz eines zweiten Ausgangs und sofort einsetzender Hilfe. Ein Obermatrose lief beim Hotel „Beccasine" der dort krepierenden Granate direkt entgegen und wurde zerrissen. In und bei Lisseweghe wurden 4 belgische Zivilpersonen verletzt, 2 getötet, außerdem noch 4 deutsche Arbeiter verwundet. Die Schleusen blieben betriebsklar, obwohl 6 Aufschläge in ihrer Nähe niedergegangen waren. Die Schußentfernung der Monitoren war etwa 17 Kilometer. Natürlich fand genau wie bei Friedensschießübungen eine sorgfältige „Aufnahme am Ziel" statt, sobald die Beschießung aufhörte. Da zeigte sich, daß die Gesamtgruppierung der Geschoßeinschläge um das Ziel – die Kanalschleuse – herum in Anbetracht der großen Entfernung, der damit verbundenen Streuung eine gute Schießleistung darstellte, wenn auch Zufalls- oder Glückstreffer nicht vorgekommen waren. Allerdings ist hierbei zu berücksichtigen, daß die Monitoren durch keinerlei Gegenwirkung in ihrem Schießen gestört wurden.

Hochinteressant ist es nun, daß bald nach Beendigung des Weltkrieges unser damaliger Gegner – der englische Admiral Sir Reginald Bacon – ein Buch veröffentlicht hat, das die Ereignisse und Kämpfe an der Küste zu demselben Zeitraum wie in unserem Werk behandelt. Das Buch trägt den Titel „The Dover Patrol 1915–1917



Der Templerturm

„Batterie Pommern“ feuert

by Admiral Sir Reginald Bacon". Aus dem mit vielen vorzüglichen Bildern geschmückten Werk merkt man, daß sich der Verfasser keinerlei Einschränkungen bezüglich der Ausstattung und des Umfanges seiner Ausführungen auferlegen brauchte. Mit großer Offenheit sind alle Einzelheiten der englischen Maßnahmen und Unternehmungen an der Küste Flanderns nebst den Überlegungen, die dazu geführt haben, geschildert. Viele Ausarbeitungen über artilleristische und schießtechnische Streitfragen machen das Buch für den Fachmann besonders wertvoll. Leider mußten wir infolge der zeitbedingten Schwierigkeiten auf dem Büchermarkt uns einer bescheidenen Buchform unterziehen und auf manches, was zum Verständnis dienen konnte, insbesondere auf viele Pläne, Bilder, verzichten. Wir wollen aber nicht versäumen, einiges aus Bacons Buch anzuführen; denn es liegt die günstige Gelegenheit vor, die Ereignisse, wie sie sich bei uns dargestellt haben, durch die Schilderungen von seiten des englischen Gegners nachzuprüfen, Übertreibungen oder falsche Annahmen des Gegners zu berichtigen.

Hören wir also, was der englische Admiral über das Bombardement von Zeebrügge am 23. August 1915 zu sagen hat. Wir beschränken uns selbstverständlich auf kurze Auszüge und lassen alles Fachmännische fort: „In Bombardements auf großen Entfernungen kann das Ziel selten gesehen werden, gewöhnlich ist aber irgendein Gegenstand wie Kirchturm oder Schornstein in Sicht. Die Geschütze können in bestimmten Winkeln rechts oder links dieses sichtbaren Gegenstandes ein-

gerichtet werden, so daß das Geschoß in der Nähe des eigentlichen Zieles einschlägt. Diese Methode nennt man ‚indirektes Richten'. Bis zum Jahre 1915 existierten noch keine brauchbaren Methoden für solch ein indirektes Feuern. Seeflieger für die Beobachtung damals zu verwenden, war noch nicht möglich, da dieselben nur Meldungen senden, aber nicht empfangen konnten, außerdem die Maschinen noch zu häufig aussetzten und der Aktionsradius zu gering war. Eine neue Methode mußte gefunden werden, ähnlich der an der Landfront gebräuchlichen, wo mehrere Stationen die Einschläge anschnitten und dadurch ihren Ort genau festlegten. Wie aber konnten solche Beobachtungsstationen auf See errichtet werden? Zu diesem Zweck wurde ein transportabler Dreifuß erfunden, 5 Tonnen schwer, aus Eisenbahnschienen zusammengesetzt, oben mit einer Plattform versehen, welche 2 Beobachtungsoffiziere, 2 Signalgäste und 2 Beobachtungsinstrumente mit Signallampen usw. trug. 4 solcher Dreifüße wurden auf Dampfern an Kränen geheißt, von diesen an Ort und Stelle gebracht und dort auf dem Grund des Meeres verankert. Mit Hilfe dieser Beobachtungsstationen wurde nun ein richtiges Planschießen entwickelt, wie es in der Kampffront an Land gebräuchlich ist, und die Feuerleitung nach den Angaben eines Gradnetzes sorgfältig eingeübt. Die 3 Monitoren ‚Lord Clive'„John Moore' und ‚Prince Rupert', deren 12″[1]-Geschütztürme den alten Schlachtschiffen der ‚Magnificent'-

[1] 30 cm.

Klasse entlehnt waren, führten das Bombardement aus. Da diese Monitoren und die anderen Schiffe, welche für die Unternehmung nötig waren, niemals zusammen operiert hatten, wurde eine genaue Wiedergabe aller Hauptmarken von Zeebrügge im Eingang zur Themse ausgelegt, mit allen Kompaßpeilungen und Gezeitenverhältnissen ähnlich wie bei Zeebrügge und mit einer entsprechenden Wassertiefe für die Dreifüße. Die ganze Beschießung wurde hier in einer Generalprobe durchgeführt und großer Nutzen aus diesem ‚dummybombardement' gezogen." Es folgen dann Anweisungen über Schutz gegen Minen und U-Boots-Gefahr, sowie Dispositionen für die Fahrt der Gesamtflotte zum Bombardementsplatz, für das Auslegen eines großen Schutznetzes, Auslegen von Bojen zur Abgrenzung des Schießplatzes und für die Bewegung der einzelnen Flottenabteilungen während der Beschießung. Die 3 Monitoren mit 3 Zerstörern sammelten in der Swin-Mündung, die 4 Dreifußdampfer jeder mit einem drifter[1], sowie 2 Zerstörern in Margate, 4 weitere Zerstörer in Dover. Die Minennetzdrifter versammelten sich 2 Seemeilen östlich von Kentish Knock, die Yacht „Sanda" (bei späterer Beschießung durch unsere Batterien vernichtet) und die gewöhnlichen Treibnetzdrifter 1 Seemeile östlich von Kentish Knock. Die Segelorder war so bestimmt, daß alle Flottenteile sich kurz vor Dunkelwerden bei Galloper Feuerschiff zusammenfanden. Diese Vereinigung vollzog sich pünktlich, und die ganze Flotte von an-

[1] Schlepp-, Hilfsdampfer.

nähernd 100 Schiffen steuerte nach Nord Hinder Feuerschiff und von dort nach der Südwest-Ecke der Thornton-Bank. Dann, nach einigen navigatorischen Bemerkungen heißt es wörtlich: „Die Positionen zum Feuern wurden eingenommen, Das Schutznetzwerk lief aus wie ein Uhrwerk, die Beobachtungsstationen wurden ausgelegt, beide auslegenden Schiffe wurden beschossen, aber glücklicherweise nicht getroffen. Das Feuer begann, und das feindliche Feuer lag ‚kurz'. Die Dreifüße wurden nicht gesehen und vom Feinde nicht beschossen. Beide Lafettierungen von ‚John Moore' und eine vom ‚Prince Rupert' brachen bald zusammen. Das Feuer wurde während 1¾ Stunden von ‚Lord Clive' fortgesetzt, worauf, da der Flutwechsel früher, als erwartet wurde, erfolgte und nur 1 Schiff gebrauchsfähig war, der Befehl zum Feuereinstellen gegeben wurde. Die Dreifüße wurden aufgenommen, die Netze eingeholt, und das Geschwader dampfte ab. Diese Folge von Vorkommnissen veranschaulicht die Schwierigkeiten, die solch ein Bombardement mit sich bringt – 2 von 3 Schiffen waren außer Gefecht infolge von unvorhergesehenen Ursachen. Es war schwierig, zur Zeit den genauen Schaden, der angerichtet war, festzustellen, aber Nachrichten, die später einliefen, zufolge hatten manche der feindlichen Werke beträchtlich gelitten, 2 oder mehr von ihren Schiffen waren gesunken und sie hatten ernste Verluste an Personal."

Aus diesen Darlegungen ist ohne weiteres zu ersehen, wie erfinderisch der Engländer ist, und wie er versteht, sich den eigenartigen Verhältnissen mit den

niedrigen Wassertiefen an der belgischen Küste anzupassen. Selbst mit unseren besten Ferngläsern konnten wir die Dreifuß-Beobachter nicht erkennen, auch nachdem wir durch Zufall hinter diese geschickte Methode gekommen waren. Dann verdient die große Sorgfalt hervorgehoben zu werden, mit der die Vorbereitungen für das Zusammenwirken des gesamten Apparates der Bombardementsflotte getroffen wurden, und die große Generalprobe in der Themse-Mündung. Der U-Boot-Schutz, das Legen einer großen schwimmenden Netzsperre waren vorbildlich, wenn auch eine U-Boot-Gefahr selbst nicht vorhanden war, da wir noch nicht über geeignete U-Boote verfügten. Die Gesamtwirkung des Bombardements wurde – wie dies meistens im Kriege der Fall ist – gewaltig überschätzt. Wenn Admiral Bacon auf Grund nachträglich erhaltener Angaben annahm, daß viele Werke stark gelitten, zwei oder mehr Schiffe gesunken und ernste Verluste an Personal eingetreten, so irrte er sich gründlich.

Welchen Eindruck machte nun das Bombardement auf uns? Knapp 2 Stunden hatte die Beschießung gedauert. Wenn das Endergebnis auch für uns in jeder Beziehung günstig war und keinerlei Betriebsstörung der Schleusen und Kanaleinfahrt vorlag, auch nur geringe Verluste an Personal vorgekommen waren, so unterlag es doch keinem Zweifel, daß bei ernstem Willen des Feindes und Einsatz einer größeren Zahl von Monitoren, Aufwand größerer Munitionsmengen, also Wiederholung solcher Beschießungen täglich, womöglich eine Woche lang, bei der damaligen gänzlich unzu-

reichenden Schußweite unserer Küstenbatterien mit großen Beschädigungen der Hafenanlagen, der Molen sowie Zerstörung der Pontons und Schleusen gerechnet werden mußte. Gottlob dachte der Gegner nicht daran, seine damalige artilleristische Überlegenheit in erschöpfender Weise auszunutzen und begnügte sich mit einem geringen Scheinerfolg. (Wie wir jetzt wissen, lag die Ursache des Verzichts auf kräftiges Durchhalten beim Feinde an der geringen Zahl zur Verfügung stehender Monitoren, an den häufigen Geschützausfällen infolge schlechten Lafettenmaterials und an der wegen schneller Abnutzung der Rohre knapp bemessenen Munitionsmenge.) Für uns Verteidiger war die Beschießung eine harte Lehre! Mit geballten Fäusten standen wir da und mußten zähneknirschend den Angriff über uns ergehen lassen. Nun hatten wir unsere Küstenbatterien mit unendlicher Mühe so weit gebracht; da lag der Feind außerhalb der Schußweite und konnte machen, was er wollte! Das war die unumstößliche Tatsache! Unser altes Geschützmaterial genügte nicht! Hier mußte energisch durchgegriffen werden! Auch wenn U-Boote zur Verfügung gestanden, hätte der Feind sich dadurch nicht hindern lassen in seiner Beschießung. Dazu war der U-Boot-Schutz zu umfassend und mannigfach durchgebildet. Eigene Monitoren, anderweitige Seestreitkräfte, welche den Kampf aufnehmen konnten, gab es auf unserer Seite auch nicht. Also einziges und bestes Mittel blieb, die langersehnte Küstenbatterie schwerer, moderner Geschütze nun auch im Ostabschnitt schleunigst zu bauen. Am 30. Sep-

tember 1915 traf die Genehmigung ein, die Herstellung der Batterie sofort in Angriff zu nehmen. Dieselbe wurde bei Dünbergen westlich von Knocke erbaut und mit vier 30,5-cm-S.-K. L/50 armiert. Die äußerste Schußweite betrug 37 Kilometer. Die Batterie erhielt den Namen „Kaiser Wilhelm II." Am 20. März 1916 wurde das erste Geschütz angeschossen, und am 20. Mai 1916 hatte die Batterie Gelegenheit, einen Monitor auf etwa 32 Kilometer zu beschießen, später am 28. Mai, nochmal auf etwa 33 Kilometer. Beide Male wurden deckende Vollsalven beobachtet, und schleunigst verschwanden die Monitoren aus dem Feuerbereich.

Was war mittlerweile im Westabschnitt bei Ostende vorgegangen? Hier hatten wir ja bereits die moderne schwere Batterie „Tirpitz". Wer hatte die Feuerüberlegenheit? Diese interessante Frage ergibt sich aus dem Verlauf der Gefechtshandlungen von selbst. Am 7. September 1915 beschoß der Feind vormittags Westende und kam dann mittags aus Sicht. Gegen 3 Uhr nachmittags wurden erneut feindliche Schiffe gemeldet. Es wurden 3 Monitoren, 2 Kleine Kreuzer, etwa 16 Zerstörer, 12 Fischdampfer und noch andere Fahrzeuge gezählt. Beschleunigt machte sich die neue „Tirpitz-Batterie" schußfertig, um mit dem ersten Anschießen den ernsten Zweck der Abwehr des Feindes zu verbinden, was ihr auch meisterhaft gelang. Um 3 Uhr 55 Minuten nachmittags wurde der Abstand der Monitoren vom Hauptleitstand der Batterie mit etwa 18 Kilometer gemessen. Etwa 4 Uhr 3 Minuten nahmen die Schiffe Fahrt auf mit östlichem Kurs. Ein Monitor

eröffnete das Feuer. Der Schuß lag „kurz" vor der Hafeneinfahrt im Wasser. Darauf begannen auch die anderen Monitoren zu feuern. Nachdem der Feind 3 Schuß abgegeben hatte, eröffnete die „Tirpitz-Batterie" ihr Feuer auf den vordersten Monitor, welcher sich inzwischen auf etwa 16 Kilometer genähert hatte. Im ganzen wurden von unserer Batterie 28 Schuß abgegeben. Nach 2 gutliegenden Vollsalven der „Tirpitz-Batterie" drehte der unter Feuer genommene Monitor nach Backbord und dampfte ab. Die übrigen feindlichen Schiffe folgten. Die Monitoren waren an den hohen Masten bei dem sichtigen Wetter gut zu erkennen und feuerten in ziemlich großen Feuerpausen. Gleich nach den ersten Einschlägen vor der Einfahrt hatte der Abschnittskommandeur den großen Leuchtturm, der dort stand, sprengen lassen in der Annahme, daß derselbe dem Feind als Hilfsziel bei der Beschießung diente. Umgekehrt hat der Gegner geglaubt, er hätte den Turm durch seine Granaten zerstört und damit die Hauptbeobachtungsstelle der „Tirpitz-Batterie" außer Gefecht gesetzt. (Ein klassisches Beispiel dafür, auf wie schwachen Füßen alle Annahmen und Kombinationen im Gefecht stehen, da sie nur persönlichen Eingebunger und Motiven entspringen.) Die neue „Tirpitz-Batterie", die während des Kampfes von Land aus ohne Erfolg mit etwa 15 Schuß eines 16-cm-Kalibers beschossen war, hatte ihre Feuerprobe auf das glänzendste bestanden, zumal der Batteriekommandeur das Feuer nur mit den einfachsten Mitteln leitete.

Auch bei diesem Gefecht sind wir in der Lage, den

Gang der Ereignisse auf feindlicher Seite nachzuprüfen. Admiral Bacon schreibt darüber: „Die Schiffe in der Reihenfolge von Osten waren ‚Lord Clive' (Flaggschiff), ‚General Crawford' und ‚Prince Rupert'. Das Wetter war außerordentlich klar, jedes Haus von Ostende zeichnete sich scharf und deutlich ab. Ein feindlicher Fesselballon stand ostwärts der Stadt. Wenige Minuten nach Feuereröffnen fielen schwere Geschosse in die Nähe von ‚Prince Rupert'. Salven folgten beinahe genau alle zwei Minuten, so daß es außer Zweifel war, daß eine der schweren Batterien eine größere Schußweite hatte, als wir angenommen. Da ich bis zu 18000 Yards (16,5 Kilometer) herangegangen war, machte ich den Monitoren Signal Kurs nach Norden zu ändern und stand ab. Ich beabsichtigte, auf 19500 Yards (17,8 Kilometer) zu gehen, in der Hoffnung, daß es nur die ‚Hindenburg-Batterie' war, die mit größter Erhöhung gefeuert hatte. Sehr bald, nachdem das Signal gemacht war, wandte sich die Landbatterie gegen ‚Lord Clive', anscheinend hatte sie ausgemacht, daß dies das Flaggschiff sei. Einzelne Schüsse folgten, und als wir gewendet und unser Feuer begann, ging die Landbatterie wieder zu Salvenfeuer über. Dann folgte eine heiße Viertelstunde! (Hier gibt der Verfasser in einer Skizze die Aufschläge nieder, wie sie dicht beim Schiff niedergegangen und vom Flaggleutnant aufgezeichnet sind.) Danach liegen nach britischer Uhrzeit von 3 Uhr 50 Minuten bis 3 Uhr 59 Minuten im ganzen 12 Geschoßaufschläge folgendermaßen:

Die Salve um 3 Uhr 50 Minuten war besonders hart, ein Geschoß traf den Steuerbord-3-Pfünder und eins streifte den ‚bulge'[1]. Eins fiel dicht längs des vorderen ‚bulge' und machte ihn leck, als es im Wasser detonierte. Glücklicherweise krepierte die Granate, welche den 3-Pfünder traf, nicht, sondern zerbrach nur das Geschütz, wurde aufs Achterdeck geworfen und verwundete mehrere Leute. Mit der Uhr in der Hand war es möglich, die genaue Zeit anzugeben, wann die Salve ankommen würde, die 3 oder 4 Geschosse machten ein unheimliches Geräusch. Es war ganz klar, daß die Batterie viel zu gut schoß und daß die Monitoren, wenn sie blieben, keine Aussicht hatten, die Aktion zu überleben. Ich gab den Angriff daher auf. Nun folgte der unangenehme Erfahrungssatz beim Fortdampfen, daß wir, da keine Heckgeschütze vorhanden, nicht fähig waren, einen Schuß zu erwidern. Das Feuer von der Küste hörte plötzlich bei 22000 Yards (20,1 Kilometer) auf . Aber merkwürdig blieb die Tatsache, daß die ‚Tirpitz-Batterie', welche nach späterer Feststellung bis zu 32000 Yards (29,3 Kilometer) feuern konnte, uns ruhig weiterdampfen ließ, ohne einen Schuß zu feuern, obwohl sie uns nahezu eine Stunde unter sicheres Feuer hätte nehmen können. Wir konnten nur annähernd 7 Seemeilen laufen und hatten 10000 Yards zu dampfen, bis wir aus Schußweite kamen. Die einzigste Erklärung hierfür ist, daß ‚General

[1] Dicker Schutzmantel um das ganze Schiff gegen Torpedos und Minen.

Crawfords' letzter Schuß den Feuerturm umgelegt hatte, welcher aller Wahrscheinlichkeit nach als Hauptbeobachtungsstation benutzt wurde. Wenn dies der Fall, verdanken wir diesem glücklichen Schuß das Faktum, daß 2 von 3 Monitoren nicht gesunken sind. Um eine allgemeine Redensart zu gebrauchen, sie hatten uns richtig ‚kalt gestellt'!"

Der englische Admiral führt dann in einer Anmerkung noch aus, daß nach späterer Information in der „Tirpitz-Batterie" ein Rohrkrepierer vorgekommen sei, welcher uns genötigt hätte, mit eingeschränkter Ladung zu feuern und daß hierauf das Abbrechen des Feuers bei 20,1 Kilometer zurückzuführen sei. Der Rohrkrepierer war allerdings vorgekommen (die Engländer wurden von ihren in Ostende befindlichen Spionen vorzüglich bedient, wie man hieraus entnehmen wird. Wir konnten in der Tat nichts geheimhalten und waren auch nicht in der Lage, mit Gewaltmaßregeln diese Spionage zu unterdrücken), aber die eigentliche Ursache des Feuereinstellens war lediglich die, daß die Geschoßausrüstung der Batterie noch nicht vollkommen war und daß die Feuerleitung mit den einfachsten Hilfsmitteln arbeiten mußte. Interessant ist noch, daß die Dreibeinstationen für Feuerleitung bei dieser Beschießung infolge Überflutung zurückgelassen werden mußten. Eine davon wurde von uns aufgefunden und zerstört. Dadurch kamen wir hinter dies Geheimnis. Später erhielt eine Dreibeinstation einen Treffer von einem 15-cm-Geschoß gelegentlich eines Schießens der „Redoutable" gegen Westende, wobei auch dies Schiff

zwei 15-cm-Treffer bekam. Die Lektion der „Tirpitz-Batterie" veranlaßt Admiral Bacon zu folgenden Worten:

„Meine Ansichten betreffs der Nutzlosigkeit eines Bombardements durch Schiffe, die unter schwerem modernem Geschützfeuer stehen, welche vorher nur theoretischer Natur gewesen, wurden auf praktische Weise bestätigt."

Wenn wir nun die feindlichen Geschoßeinschläge prüfen, so ergab sich folgendes Bild: Die ersten Aufschläge lagen am Strand vor der Einfahrt und vor dem Kursaal, dann etwa drei Aufschläge im Stadtteil beim Leuchtturm, einer derselben hatte 3 belgische Häuser zerstört, eine Frau und einen Knaben getötet, einen Belgier schwer verwundet. Zwei weitere Aufschläge lagen im Park dicht beim Wasserturm am Hauptbahnhof, ohne Schaden zu tun. Aus den Geschoßtrichtern ließ sich mit Sicherheit feststellen, daß es sich um 30,5-cm-Granaten handelte. Jedenfalls hatte der Feind auf unbelästigte Beschießung der Ostender Werft gerechnet, wie dies bei Zeebrügge bisher der Fall gewesen war. Das unerwartete Feuer der neuen schweren Batterie brachte den Gegner aus der Fassung; daher das regellose, schlecht geleitete Schießen auf feindlicher Seite und sein baldiges Abdrehen!

Am Sonntag, dem 19. September 1915, bei wundervollem klarem Wetter, machten Monitoren der Doverflotte uns erneut einen Besuch. Diesmal legten sie sich an eine geschickt ausgewählte Stelle vor Nieuport quer ab von La Panne, die durch Sände gegen jegliche Unter-

nehmung von U-Booten geschützt ist, und beschossen Middelkerke, später auch unsere Westbatterien. Sie nahmen wohl an, daß sie dort vor der schweren Batterie „Tirpitz" sicher seien. Doch es kam anders. Wenn auch die Entfernung sehr groß war und die für das Schießen nach dieser Richtung bestimmten Meßgeräte noch nicht fertig, waren wir doch gespannt, wie sich die Batterie mit diesen schwierigen Verhältnissen abfinden würde. Somit wurde der Befehl zum Feuern gegeben. Es fielen im ganzen etwa 20 Schuß auf Entfernungen von 24 bis 27 Kilometern. Der Monitor, der unter Feuer genommen, dampfte darauf schleunigst ab. Später wurden nochmals 4 Schuß abgegeben und hierbei nach Fliegerbeobachtung ein Treffer auf einem Monitor erzielt. Der Gegner war – wohl mit Fliegerbeobachtung – gegen die Batterie „Aachen" gut eingeschossen. Ein schweres Geschoß hatte dort einen Mannschaftsunterstand glatt umgeknickt und verschüttet. Ein Mann, der sich darin befand, kam mit Mühe und Not heraus. Weitere Verluste an Menschenleben wurden dadurch vermieden, daß die Batterie während der Dauer des Bombardements geräumt wurde. Auch in die benachbarten Batterien fielen einige Geschosse. Ernstliche Beschädigungen entstanden aber nicht. Die Monitoren, die hier verwandt wurden, hatten auffallend hohe Doppeltürme und waren mit 15"- (38-cm-) Geschützen armiert, die über Schußweiten bis zu 22 Kilometern verfügten.

Während der ganzen Zeit wütete das Landungsgespenst wieder einmal mit ungebrochener Kraft. Wie wir aus Bacons Buch wissen, waren diese Gerüchte auf

geschickteste Weise von den Engländern in Szene gesetzt, um Truppensendungen von der Küste nach der Westfront gelegentlich der großen Offensive des Feindes zu verhindern. Diesem Zweck dienten auch die häufigen Bombardements durch die Dover-Flotte. Am 25. September 1915 erschienen die uns nun schon gut bekannten Monitoren, dieses Mal vor Blankenberge mit der gewöhnlichen Begleitung von Fischdampfern, Minensuchern und Zerstörern. Sie hielten sich auf etwa 18 Kilometer von der Küste (– hier waren sie gegen jegliche Geschoßwirkung von unserer Seite sicher, da ja eine moderne schwere Batterie im Ostabschnitt noch nicht vorhanden war –) und beschossen in aller Ruhe zunächst Zeebrügge. Viel Schaden entstand nicht. Ein U-Boot-Unterstand im Kanal wurde getroffen, und ein Geschoß schlug gerade vor dem Gefechtsstand des Abschnittskommandeurs am Fuß der Mole ein, ohne Unheil anzurichten. Es wurden etwa 50 Schuß abgegeben. Schließlich feuerten die Monitoren noch 10 Schuß nach Blankenberge, zerstörten ein Haus am Bahnhof, ohne die Bewohner zu verletzen. Die übrigen Geschosse lagen auf den Straßen bzw. Feldern zerstreut. Auch nach Heyst kamen noch einige Schüsse. Eine kleine Genugtuung hatten unsere Batterien. Einer der feindlichen Dampfer – es war die Jacht „Sanda" – kam in den Schußbereich der „Freya"- und „Hertha"-Batterie. Auf äußerster Schußweite eröffneten beide Batterien sofort das Feuer und brachten die Jacht zum Sinken.

Nachrichten von der Westfront, die zu uns drangen, zeigten, daß die Franzosen und Engländer ihren An-

griff mit großem Schneid in riesigen Massen unter Aufwand einer ungeheuren Munitionsmenge und Verwendung von Gas durchgeführt hatten. Joffre hatte einen Armeebefehl erlassen, der von großer Siegeszuversicht erfüllt war und zeigte, wie gut und sicher die große Offensive vorbereitet und wie gewiß die Erwartung, daß der Durchbruch nun endlich gelingen müsse! Er hatte sich verrechnet und angenommen, daß unsere Linien überall nur dünn besetzt seien, da wir die Hauptkräfte im Osten hatten. Diese Annahme war falsch; unter gewaltigen Opfern wurde der Angriff abgeschlagen. Abgesehen von einigen lokalen Erfolgen des Feindes stand die Westfront unerschüttert, und unsere wackeren Truppen hatten das sichere Gefühl, daß es dem Gegner niemals gelingen würde, durch unsere Linien durchzustoßen.

Am Sonntag, 3. Oktober 1915, wurde in der Nacht gemeldet, daß eines unserer U-Boote eine Menge flacher Fahrzeuge in bestimmten Quadraten bei Ostende und östlich davon gesichtet habe. Daraufhin wurde sofort die Küste alarmiert. Jeder glaubte, nun endlich würde die so oft angekündigte Landung mit den Massen von Motorprähmen, dem gewaltigen Apparat von Zerstörern, Begleitdampfern, Fischfahrzeugen, letzten Endes den Monitoren und weiteren Kriegsschiffen Wirklichkeit werden. Wir brannten vor Kampfbegier, den Feind gebührend zu empfangen! Es herrschte ein wunderbares Wetter, sternklar, etwas Mondschein, ganz stille See, keine Brandung. Zwei Stunden vor Tagesanbruch war halbe Flut, also alles wie geschaffen für eine

solche Unternehmung. Wir warteten, warteten, leuchteten manchmal die Küste mit Leuchtgranaten ab, aber nichts ereignete sich, auch keine Meldung traf ein. Flieger stiegen auf und suchten die ganze Gegend ab. Kein Feind war in Sicht. Der Tag begann zu dämmern. Da schickte ein Torpedoboot von Zeebrügge die Nachricht, daß ein Geschwader von Monitoren, Fischdampfern, Zerstörern in Sicht seien. Und siehe da, kaum war es hell, da ging es los, und zwar diesmal gleich mit den ersten Schüssen auf Blankenberge, gerade auf unser geheiligtes Stabsquartier. Im ganzen fielen 20 Schuß. Mehrere Einschläge lagen am Strande dicht an der Pier und einer dicht vor dem Hause unseres Artilleriekommandeurs. Ein schöner Morgengruß! Als er aus dem Batterieleitstand zurückkam und sich den Schaden ansah, gähnte vor seinem Hause ein riesiger Geschoßtrichter, alle Fensterscheiben waren zerbrochen, einige Fenster ausgehoben und einige Pflastersteine in sein Haus geschleudert. Sonst war in Blankenberge alles unversehrt und kein Mensch verletzt. Zu gleicher Zeit feuerten andere Monitoren gegen Zeebrügge und Heyst. Dort wurde ein Haus zerstört und einige Belgier verschüttet. Plötzlich – nach etwa einer halben Stunde – hörte die Beschießung auf. Irgendeine Störung oder Havarie muß vorgekommen sein; denn der ganze Troß zog mit einem Monitor im Schlepp ab. Der Feind hatte die Genugtuung, uns den Sonntagmorgen gründlich verdorben zu haben, und wir waren leider wieder gezwungen gewesen, seinem gewaltsamen Angriff untätig zuzusehen. Um so eifriger stürzten wir uns auf die

Arbeiten, die „Kaiser-Wilhelm-II."-Batterie sobald als möglich fertigzustellen.

Während der ganzen ersten Oktoberwoche hörten die Beunruhigungen nicht auf. Die Nachrichten einer Landung im großen Stil wollten und wollten nicht abreißen. Die Agenten meldeten immer wieder, daß die Zeit vom 6. bis 9. Oktober für eine große Unternehmung, die mit der ganzen englischen Flotte gedeckt werden sollte, bestimmt sei. Holländische Offiziere hatten es von englischen Offizieren erfahren. Mitten in der Nacht trafen vom Armeeoberkommando und Generalkommando derartig alarmierende Nachrichten ein, daß die Küste in unaufhörlicher Spannung und steter Alarmbereitschaft war. Ein neues Regiment der Armee wurde plötzlich in den Ostabschnitt verlegt. Diese Verstärkung unserer Küstentruppen war natürlich äußerst erwünscht. Im übrigen machte sich bei uns der Eindruck immer mehr geltend, daß die Engländer gar nicht an eine Landung dachten. Wohl aber hatten sie den ganzen Apparat – Monitoren, Flachboote, Motorprähme, Landungsbrücken – vorbereitet, um nach einer erfolgreich durchgeführten Offensive im Westen, wenn unsere Stellungen dort aufgerollt und erschüttert waren, den Angriff auf die Küste zu unternehmen und unseren schwachen Linien ohne Reserven dort den Todesstoß zu versetzen. Dann mag dabei die Engländer wohl auch der Gedanke geleitet haben, in solcher Lage als erste vor den Franzosen auf die belgische Küste wieder Beschlag zu legen, um später beim Fortschreiten der Kriegshandlungen nach Belieben darüber verfügen zu können.

1915

Quartierwechsel / Ein langer Winter / Eine Erinnerung zum Gedächtnis der Kameraden der gesunkenen Kreuzer „Blücher" und „Prinz Adalbert" / England der gefährlichste Gegner unter den Alliierten / Die „Presse" im Kriege eine der Hauptwaffen / Ein Gang in die Nieuport-Stellung / Etwas vom U-Boot-Krieg

Im Juni 1915 wurde das Stabsquartier der I. Marine-Division nach Wenduyne verlegt. Anstoß zu dieser Maßnahme gab wohl der Umstand, daß Ostende häufig Fliegerangriffen und Beschießungen durch die Monitoren ausgesetzt war und ein Ansammeln mehrerer Divisions- und Brigadekommandos an einer Stelle nicht ratsam erschien. Hierzu kam, daß ein Angriff auf Zeebrügge-Hafen und Molenkopf, der von unseren Agenten mit Bestimmtheit in nächster Zeit angesagt war, den Aufenthalt des Divisionskommandos nahe dieses gefährdeten Ortes zur sorgfältigen Nachprüfung aller Verteidigungsmittel und zum sofortigen Eingriff im Augenblick des Ernstfalls wünschenswert machte. Auf diese Weise kamen wir unerwartet in eine vom Kriegslärm wenig berührte Gegend.

Einsam und verlassen liegt die Ortschaft Wenduyne da, am Strande eine Reihe von Villen, schmucklos und einfach gehalten, dahinter ein Block von kleinen Häusern, ein paar Hotels, parallel der Küste die Hauptfahrstraße für Autos und elektrische Bahn, dann Felder, Weiden, Wiesen mit einigen Bauernhöfen; das ist alles! In diesem hübschen Badeort mit dem langgestreckten

weißen Sandstrand, dem Rauschen der Brandung, dem Blick auf Wasser, Himmel und Wolken kamen wir uns wie verzaubert vor. Wir schienen auf eine Insel im Meer verschlagen und konnten uns kaum vorstellen, daß 20 Kilometer von uns der Krieg tobte, die wütendsten Schlachten geschlagen und stündlich ungeheure Opfer an Blut und Menschenleben dargebracht wurden. Wie ein Traum erschien uns diese Ruhepause in dem unsteten Kriegsleben. Wir wanderten in den Dünen herum, nahmen bei schönem Wellenschlag ein Bad und versuchten das Idyll friedlicher Natur, warmen Sonnenscheins, erfrischender Kühle des Seewassers auf uns einwirken zu lassen. Doch es gelang nicht! Innerlich blieb alles kalt und leer. Die Reize der Natur, die sonst Seele und Körper mit ihren einfachen Mitteln erquicken, waren wirkungslos, schafften keine Erholung. Unsere Gedankenwelt war ganz auf den Krieg eingestellt und hatte keinen Platz für das friedliche Bild auf Gottes schöner Erde. Da hinter dem Horizont, unseren Augen verborgen, lauerte der Feind, brütete neue Pläne aus, würde vielleicht in kürzester Zeit unsere Küste überfallen! Waren wir für alle Fälle gerüstet, den Angriff abzuwehren? Wie konnten wir müßig hier am Ufer dem Spiel der Wellen zusehen und träumen? Hinaus zu den Batterien, zu den Stützpunkten! Alarm! Der Feind ist im Anzug!

Mehrere Gruppen feindlicher Flieger waren von Land her in Sicht gekommen. Vermutlich hatten sie ihren Streifzug schon beendet, Bomben auf unseren Flugplatz, Bahnhöfe oder andere wichtige Punkte abgewor-

fen und benutzten nun diesen stillen Ort, um unbelästigt von Flakbatterien den Rückzug nach See zu anzutreten. Schleunigst werden wir einige Abwehrgeschütze in diesem Zwischenraum von De Haan bis Wenduyne aufstellen und Drachen steigen lassen, vor denen alle Flieger einen heillosen Respekt haben. Dann ist das jetzt von ihnen zum Überfliegen benutzte Loch auch versperrt. Lange wird wohl unser Aufenthalt in dieser Einöde nicht währen! Gewiß, die täglichen Autofahrten zu den Küstenwerken, die Beschießungen von Ostende und Zeebrügge brachten Abwechslung. Doch es zeigte sich bald, daß die Einsamkeit uns müde und nervös machte. Wir brauchten Leben um uns herum und bessere Verbindung mit allen Hauptpunkten der Küste. Nur gut war es, daß die Zeit bei dem steten gleich freundlichen Bild, der leeren Wasserfläche, dem Wechsel von Ebbe und Flut, dem eintönigen Murmeln und Brechen der Seen rasend schnell verging. Auch setzten im September bereits Nordweststürme ein; die Temperatur sank erheblich, und es war vorauszusehen, daß wir in den leichtgebauten Häusern unsere vielseitigen Arbeiten im Winter kaum durchführen konnten. So wurde Mitte September ein Quartierwechsel vorgenommen. Die Wahl fiel auf Blankenberge.

In einem der riesigen Hotels war der Divisionsstab gut untergebracht. Daneben waren noch Einzelquartiere, mit Heizvorrichtung versehen, in genügender Zahl vorhanden. Die Stadt selbst, mit etwa 10000 Einwohnern sowie einer starken Besatzung, hatte einen durch Molen geschützten Fischereihafen, in dem kleinere

Schnellboote später Unterkunft fanden, und lag sehr günstig in der Mitte zwischen den beiden Stützpunkten Ostende und Zeebrügge. Die Hauptsache aber war, daß wir auf dem Dach des achtstöckigen Hauses einen Beobachtungsstand nebst darunter befindlicher Gefechtszentrale einrichteten, der geradezu als Muster für derartige Anlagen dienen konnte. Eine Signalstation mit Ausguckposten meldete alle Vorgänge auf der See, die in weitem Umkreise nach allen Richtungen zu überblicken war. Die Übersicht ging bis zum Hafen und den Molen von Zeebrügge, bei klarem Wetter bis an die holländische Grenze. Auch die Vorgänge im benachbarten Gebiet des Westabschnittes ließen sich zum Teil verfolgen. Ausgezeichnete Prismenfernrohre standen zur Verfügung, und die Zentrale selbst, mit Entfernungsmeßapparaten, telefonischen Verbindungen und einem Hauptbatterieplan versehen, ermöglichte eine Verständigung mit allen Kommandeuren der Küstenverteidigung, sobald feindliche Ziele in unserem Schußbereich, sogar eine gewisse Feuerleitung und Zusammenfassung der Batterien. Es ist ein Wunder, daß dieser luftige, äußerst praktische Gefechtsstand der Division sowie das schutzlos dicht am Strand gelegene Hotel den Fliegerangriffen bzw. Monitorbeschießungen nicht zum Opfer gefallen ist. Infolge der exponierten Lage, die auch einen Handstreich geradezu herausforderte, hatte das Divisionskommando öfters eine Verlegung an eine geschütztere Stelle geplant, wurde aber doch immer wieder durch die herrliche Übersicht über das ihm anvertraute Gebiet von diesem Gedanken abgebracht.

angepaßte Übungen mit markiertem Feind bei Tage und bei Nacht Erfahrungen gesammelt, überraschende Situationen geschaffen und endlich großzügige Übungen abgehalten, zu denen die gesamten Reserven hinter der Küstenfront herangezogen wurden und nach einer vom Generalkommando herausgegebenen Gefechtslage plötzlich Leben in den gesamten Verteidigungsapparat der Küste kam. Dennoch, auch eine solche Generalprobe, obgleich Befehlserteilung, Aufmarsch, Zusammenstoß mit dem angenommenen Gegner aufs beste und schnellste gelungen, befriedigte nicht. Keine Übung kann den Ernstfall ersetzen. Im Kriege tritt meistens Unerwartetes ein. Die Gedanken jagen sich, das Unerwartete zu ergrübeln. So sind wir immerwährend in Bewegung gehalten und sehen voller Spannung, aber voller Zuversicht dem Kommenden entgegen!

Zeit und Muße standen uns in ausreichendem Maße während der langen Winterszeit zur Verfügung. Wenn auch unser Denken immer wieder zum Ausgangspunkt: „Schutz der Küste, Hebung der Kriegs- und Schlagfertigkeit unserer braven Matrosenartilleristen" zurückkehrte, beschäftigte sich doch unsere Phantasie lebhaft mit den Kameraden, die in der Ost- und Nordsee auf der Hochseeflotte, in allen Weltmeeren, im Kreuzergeschwader, auf U-Booten und Hilfskreuzern mit dem an Seestreitkräften weit überlegenen Gegner kämpften. Unser ganzes Leben hatten wir im Kriegsschiffsdienst verbracht. Nun, wo die Feuerprobe gemacht wurde, mußten wir fern von der Flotte unserer Pflicht nachkommen, die Küste zu hüten. Deshalb wollen wir hier

in unseren Aufzeichnungen des Schicksals zweier Schiffe und ihrer Besatzungen gedenken, die uns besonders nahe gestanden. Die Küsten- und Schiffsartillerie sind eng miteinander verbunden. Die Küstenartillerie, von der dies Werk hauptsächlich handelt, möchte durch die nachfolgende Erinnerung ihrer Schwesterwaffe und den gefallenen Kameraden ein ehrenvolles Denkmal setzen:

„4 Jahre lang, vom Herbst 1909 bis 1913, hatte ich als Inspekteur der Schiffsartillerie die Schießausbildung der Artillerieschule in Sonderburg mit den 3 Artillerie-Schulkreuzern, dem Artillerie-Schulschiff und dem Artillerie-Versuchsschiff geleitet. Auch Schießübungen auf der Hochseeflotte, die der Fortentwicklung der Schießfertigkeit auf großen Entfernungen unter möglichst kriegsmäßigen Verhältnissen dienten, wurden nach Plänen und unter Aufsicht der Inspektion durchgeführt. Ende September 1913 war das gesamte Offizierkorps der Inspektion zu einem Vortrag versammelt, den ich bei meinem Ausscheiden aus dem Kaiserlichen Dienst über die Entwicklung der Schießausbildung, die Fortschritte und den Stand der Schießkunst auf den Schulschiffen und in der Hochseeflotte am Ende des Jahres 1913 – also 9 Monate vor Ausbruch des großen Krieges – hielt. Der Vortrag schloß mit folgenden Sätzen: ‚Unsere lange Friedensarbeit soll die Gewähr geben, daß wir in den Stunden, die über das Schicksal von Völkern entscheiden, unsere Prüfung, unsere Feuerprobe bestehen! Das ist es, was ich am meisten bedauere bei meinem Ausscheiden, daß es mir nicht vergönnt ist,

nachdem ich nun 38 Jahre in der Marine gedient, diese Stunde auf der Flotte selbst zu erleben, mit ihr und mit meiner geliebten Artilleriewaffe die Kraftprobe zu machen. Aber wie in einer Maschine ein Rad oder nur der Zahn eines Rades sich abschleift und ersetzt werden muß, dann die Maschine sofort in alter Weise ihren sicheren Gang aufnimmt, so sorgt auch unsere Organisation dafür, daß kein Mensch unersetzlich ist. Einanderer tritt an seine Stelle, gleich tüchtig und bewährt. Die Friedensarbeit geht in demselben Tempo, in derselben geregelten Weise weiter bis zu der Stunde. Und so will ich denn hoffen, meine Herren, daß Ihnen – der Jugend, dem Nachwuchs – das glückliche Los zuteil wird, im Dienste des Kaisers und Vaterlandes die Weihe zu erhalten! Sammeln Sie Ihre Kräfte allesamt für diese gewaltige Prüfung! Zeigen Sie, daß Sie würdig und wert sind dieser Auszeichnung, tragen Sie voll und ganz die schwere Verantwortung, die auf Ihnen ruht, und vergessen Sie nicht: Zu derselben Stunde weilt die alte Garde, die ihr Leben nicht mehr einsetzen kann, in Gedanken bei Ihnen, bei der Marine und erwartet mit dem gesamten deutschen Volk, daß Sie Ihre Pflicht tun, neue Lorbeeren um unsere siegreichen Flaggen und Fahnen winden und eingedenk sind, daß es um unsere eigene Ehre, die Ehre unseres geliebten Kaisers und um die Ehre und Größe unseres heiligen Vaterlandes geht! Das walte Gott!‘“

Kaum ein Jahr war dahingegangen, da schlug der Funke ins Pulverfaß, der Weltkrieg entbrannte! Was ich in meinem Abschiedsvortrag geahnt, wurde

Wahrheit! Wie oft habe ich an Flanderns Küste gestanden und auf die See hinausgeblickt. Meine Gedanken waren in der Ferne, sie eilten mit den vom Weststurm gepeitschten Wogen und dahinrasenden Wolkenfetzen zu unseren Schiffen, auf denen die kampfesmutige Jugend die Wacht an den deutschen Flußmündungen hielt und leidenschaftlich die Stunde erwartete, mit dem seine Übermacht durch völkerrechtswidrige Blockade skrupellos ausnutzenden Feind Abrechnung zu halten. Tage und Monate verrannen! Der Feind scheute den großen Schlag und beschränkte sich darauf, von seiner in günstiger strategischer Lage befindlichen Küste aus in weitem Bogen unseren Seeverkehr von der Nordsee zu unterbinden. Der erste Vorstoß britischer Schlachtkreuzer bei nebligem Wetter in die Nähe von Helgoland, dem die kleinen Kreuzer „Mainz" und „Köln" zum Opfer fielen, änderte die Sachlage nicht. Auch unsere Flotte hielt sich unbegreiflicherweise zurück und beschränkte sich auf vorsichtige Streifzüge bis an die britische Küste. Da traf uns die Nachricht von dem Kreuzergefecht an der Doggerbank am 24. Januar 1915, und vom Untergang des großen Kreuzers „Blücher". Der Dämon Krieg hatte seine blutigen Tatzen bis in meine nächsten Kreise ausgestreckt, wieder eine Schar lieber Freunde und Kameraden zur Ewigkeit entführt. Tief ergriffen erkannte ich, daß nun die Reihe der persönlichen Opfer beginne und lange noch nicht abgeschlossen sei. Das friedliche und freundliche Bild des Artillerie-Versuchsschiffs „Blücher" in der letzten Abschiedsstunde war gewaltsam aus meinem Herzen ge-

rissen. An seine Stelle trat nun das Schlachtenbild! Ich sehe das brave Schiff durch Maschinenhavarie von der eigenen Linie getrennt, der Wut der es umkreisenden feindlichen Streitkräfte ausgesetzt; ich sehe die Geschosse in seinen zuckenden Rumpf einschlagen, riesige Feuersäulen entwickeln, höre gewaltige Detonationen, die das ganze Schiff in Rauch und Flammen hüllen, fühle den letzten Todeskampf, als ob es ein Stück meiner selbst wäre! „Blücher" kentert und sinkt mit wehender Flagge in die Tiefe! Der Kommandant[1] (mein früherer erster Adjutant der Inspektion) treibt mit den überlebenden Getreuen in den eiskalten Fluten der Nordsee! Bis zum letzten Augenblick haben die Tapferen ihre Pflicht getan, getreu bis zum Tode ihren Eid dem Kaiser und Vaterland gehalten! Nichts kann die Ruhmestat der „Blücher"-Besatzung besser kennzeichnen, als die amtliche britische Darstellung von „Corbett Naval Operations" im Band IV, Seite 198. Die Kampfhandlung, in der „Blücher" um die Ehre der Flagge stritt, wird dort mit folgenden Worten geschildert: „Drei Stunden lang, während deren das Schiff der Brennpunkt der überwältigenden Feuerkonzentration gewesen war, hatte es keinen Augenblick aufgehört, das Feuer zu erwidern. Zweimal waren unsere leichten Kreuzer vorgestoßen, um seine Vernichtung zu vollenden, und zweimal hatte es diese gezwungen, sich zu-

[1] Der tapfere Kommandant — Fregattenkapitän Erdmann — starb in englischer Gefangenschaft an den Folgen einer Lungenentzündung, die er sich beim Schwimmen im kalten Wasser nach dem Untergang des Schiffes zugezogen hatte.

rückzuziehen. Als ein Beispiel von Disziplin, Mut und kriegerischem Geist ist seine Haltung während der Stunden des Untergangs selten übertroffen worden!"

Der Kreuzer „Prinz Adalbert" – im Jahre 1903 ein modernes Schiff – wurde als Artillerie-Versuchsschiff unter meinem Kommando in Dienst gestellt, übte diese Tätigkeit lange Zeit aus und wurde schließlich, da Schiff und Bestückung veraltet waren, 1912 und 1913 als Exerzierschiff bei der Artillerieschule in Sonderburg verwandt. Als der Krieg ausbrach, wurde das Schiff, so gut es ging, zum Kriegsdienst hergerichtet, kam als Flaggschiff zu dem Ostseegeschwader, das Vorstöße gegen die Russen ausführte bis zu den Aalands-Inseln, Utö, Libau. Gelegentlich eines solchen Vorstoßes bei nebligem Wetter war plötzlich U-Boot-Alarm. Ein U-Boot hatte 300 Meter Steuerbord querab 3 Torpedos gegen „Prinz Adalbert" lanciert. Ein Torpedo ging vorne vorbei, der zweite traf Steuerbord unter der Kommandobrücke, der dritte ging unter dem Heck in den Grund und detonierte dort. Im Augenblick war das ganze Schiff in eine große, schwarze Wolke gehüllt und sank sofort vorne bis an die Außendecks ab, konnte aber noch mit eigenem Dampf bis unter die Küste gelangen. Ein Pumpendampfer kam zur Hilfe, und mit geschickter Lecksicherung und einem bewunderungswerten Manöver wurde der Kreuzer über den Achtersteven nach Kiel geschleppt. Im September stieß er nach erfolgreicher Ausbesserung wieder zum Ostseegeschwader. Der aufmerksame Leser wird aus unseren Aufzeichnungen entnommen haben, mit welcher Vorsicht

die Engländer alle ihre Unternehmungen gegen die flandrische Küste ausführten, welch ein Troß, ja, eine ganze Flotte von Torpedobootszerstörern, Schnellbooten, Hilfsdampfern, die Bojen und Netze legten, die Monitoren gegen U-Boot-Angriffe schützten. In der Ostsee standen uns damals als Begleitschiffe nur wenige Torpedoboote zur Verfügung. Man erkennt ohne weiteres, mit welchen Schwierigkeiten unsere, den modernen Kriegswaffen schonungslos preisgegebenen Schiffe dort zu kämpfen hatten. Am 23. Oktober 1915 wurde „Prinz Adalbert" erneut von einem U-Boot angegriffen und erhielt zwei Torpedoschüsse, die seinen sofortigen Untergang mitsamt der ganzen Besatzung verursachten. In ein paar Minuten war alles vorbei. Eine riesige Rauch- und Feuersäule über 100 Meter hoch ist gesehen worden. Das Schiff wurde wohl an der Munitionskammer getroffen und brach gleich auseinander. Als ein Torpedoboot zur Hilfe herbeieilte, wurden 3 Mann aus den Fluten gerettet: der Posten auf der Back, dem aber beide Beine gebrochen und der kurz darauf starb, ein Signalgast im Mars und der Posten an der Rettungsboje am Heck. Alle übrigen waren mit ihrem Schiff in die Tiefe gerissen. Wenige Tage vorher hatte ein Freund und Kamerad – auch ein Adjutant der Inspektion – mir geschrieben, er hoffe, daß nun bald dem alten braven Artillerie-Versuchsschiff ein besonders schönes Benefiz für die Artillerieschießkunst beschieden sei. Daraus wurde nichts! Unser Herrgott, der Leiter unserer Geschicke, hatte es anders beschlossen! Der Verlust des Schiffes selbst, das ja keinen großen Wert für den

Kriegsdienst hatte, ließ sich verschmerzen. Aber wir betrauerten mit tiefstem Mitgefühl den Tod so vieler treuer Menschen, die ihre Liebe zum Vaterland mit ihrem Herzblut besiegelt hatten! Nun mußten auch ihre Angehörigen den Leidenskelch leeren und das schwere Opfer fürs Vaterland bringen! Der tapferen Adalbert-besatzung war es nicht beschieden, in tosender Schlacht unter dem Krachen der Geschütze zu sinken mit der Aussicht, einen Feind mindestens mit in die Tiefe zu reißen. Der Torpedowaffe des verborgenen Gegners war sie – ohne sich zu wehren, aber mit wehender Flagge – in allen Ehren unterlegen. Seemannslos! Schneller, jäher Tod! Glücklich sind die Toten zu preisen, die in vollstem Vertrauen auf den Endsieg wußten, wofür sie kämpften, wußten, wofür sie fielen! Ihr brechendes Auge sah Deutschlands Größe und Sieg trotz einer Welt von Feinden, ihr letzter Gedanke galt dem Kaiser und dem geliebten Vaterland! Ehre ihrem Andenken!!

Aber es war noch ein Zweites, dem unsere Aufmerksamkeit in der langen Winterzeit galt, dem unsere Gedanken immer wieder nachjagten. Für uns Küstenkämpfer war der Engländer auf den in nächster Nähe liegenden Inseln selbstverständlich der Hauptgegner; denn der Franzose hatte zur See noch niemals etwas geleistet. Von der See her kam der Angriff auf die Küste, auf der See herrschte der Brite bisher uneingeschränkt. Auch war uns Seeoffizieren ohne weiteres klar, daß Großbritannien der Rufer im Streit, der gefährlichste Gegner von allen Mächten, die mit uns im Krieg waren,

und daß es nicht ruhen würde, mit allen Mitteln – auch den niederträchtigsten Schurkereien, unbekümmert um Völkerrecht – Deutschland niederzuringen. Wir mußten England an die Kehle, mit aller Kraft, der wir fähig waren, nach dem Grundsatz, den England in allen Kriegen angenommen und durchgeführt: „sink, burn and destroy!" mit unserer Flotte, mit Fliegern und Zeppelins auf London und die großen Industriestädte, mit den U-Booten auf Englands Handel und Lebensmittelversorgung ohne Schonung, ohne irgendwelche Hemmungen und Rücksichten, mit eiserner Konsequenz! Wurde dieser Grundsatz auch von unserer Obersten Kriegsleitung für richtig gehalten und anerkannt? Wo blieb unsere Hochseeflotte? Bei allen Manövern bis kurz vor dem Kriege, die ich vom Jahre 1902 bis 1913 als Kommandant, als II. Admiral, als Geschwaderchef mitgemacht, bei der Entwicklung der Taktik und Schlagfertigkeit der Hochseeflotte waren wir dazu erzogen, in England unseren Hauptgegner im Ernstfalle zu sehen. Wir wußten, daß auf dessen Seite eine gewaltige Überlegenheit der Zahl vorhanden; wir fürchteten aber diese Überlegenheit nicht und richteten alle Friedensausbildung darauf ein, wenn es zum Kriege kam, die Hochseeschlacht mit Ehren durchschlagen zu können. Als der Krieg ausbrach und ich meinen Sohn von der Realschule abmeldete, da er als Kriegsfreiwilliger in die Armee trat, fragte mich der Direktor: „Nun, was werden wir denn von unserer Flotte zu hören bekommen?" Ich antwortete: „Innerhalb von 14 Tagen werden wir die Nachricht bekommen, daß eine Schlacht zwischen

der englischen und unserer Hochseeflotte stattgefunden! Seien Sie versichert, daß wir die Probe gut bestehen. Wir sind darauf vorbereitet!" Das war meine Ansicht und sicherlich auch die des größten Teils meiner Kameraden. Unsere Hoffnung und Erwartung wurde getäuscht! Angriffe von Freiballons, von Zeppelin-Luftschiffen und Fliegern auf die Großstädte Englands wurden mehrere Male abgesagt. Die oberste Leitung schwankte, schien die öffentliche Meinung in England und das sogenannte Weltgewissen nicht erregen zu wollen. Auch im U-Boot-Krieg beugten wir uns dem törichten Geschwätz aus Amerika über Völkerrecht und Humanität, trotzdem diese Rechte und Pflichten von England Tag für Tag zertreten wurden. Wir wollen uns nicht anmaßen, an dieser Stelle den Ursachen nachzuspüren, die zu der militärpolitischen Einstellung, der Zurückhaltung unserer besten Waffen und Schonung unseres Hauptgegners geführt haben. Das möge der offiziellen Geschichtsschreibung vorbehalten sein. Es sei nur festgestellt, daß damals in unseren Kreisen über die schlaffe Kriegführung zur See starke Verstimmung herrschte.

Wie anders handelte England! Von seinem Standpunkt aus war die Zurückhaltung der großen Flotte ein geschickter Schachzug. Mochten die alliierten Mächte zunächst einmal zu Lande kämpfen, die große Flotte mußte geschont werden, damit England bei der letzten Entscheidung sein Übergewicht zur See in die Waagschale werfen konnte. Da die Alliierten auf allen Kriegsschauplätzen nur Niederlagen und Fehlschläge zu ver-

zeichnen hatten, nutzte England die gewaltige Macht der Presse aus, um Deutschland auf jede Weise in den Augen der Welt herabzusetzen und von einer entschlossenen Kriegführung namentlich der U-Boote und der Luftangriffe abzubringen. Allen diesen Hetzreden und Fälschungen in Wort und Bild, die Tag für Tag den Völkern der Erde berichteten von den Greueltaten der Deutschen, der barbarischen Kriegführung, ihrer verbrecherischen Schuld, den Krieg zwecks Eroberung und Knechtung Europas gewollt und vom Zaun gebrochen zu haben, standen wir Deutschen ohnmächtig gegenüber. Es fehlte bei uns an richtiger Organisation und straffer Zusammenfassung der Presse. Bar jeglicher moralischer Hemmungen blieb das Ausland auf diesem Gebiete unbestrittener Sieger. Die Giftpfeile zündeten und saßen so tief, daß noch jetzt, viele Jahre nach dem Kriege, trotz erfolgter Aufklärung durch Bücher und Schriften namhafter Männer der Gegenseite, das falsche Bild über die Ursachen des Krieges und das Verhalten der deutschen Kämpfer nicht beseitigt, ja, das Verbrechen der Kriegsschuld, die Kolonialschuldlüge und alle sonstigen ehrlosen Handlungen, die uns angedichtet, noch nicht durch die Revision des Versailler Vertrags gesühnt sind.

Aus dem unerschöpflichen, heuchlerischen Machwerk der Presse wollen wir hier nur einige Beispiele herausgreifen: Der verantwortliche Minister Sir Edward Grey sagte auf einem englichen Journalistentag: „Charakter hat unser Reich gegründet, Charakter wird es behaupten und erhalten. Diejenigen charakteristischen

Eigenschaften aber, die es uns ermöglichten, unseren großen Weltbesitz zu halten, die sind unser unbestechlicher Rechtssinn, unsere Abneigung gegen hohle Vorspiegelungen, ja, unser angeborener Haß gegen die Unwahrheit! In der Tat, der Engländer besitzt eine natürliche Abneigung gegen alles, was Schwindel und Schande ist! . . ." – Prachtvolle Worte, nicht wahr? Und was tut dieser Mann und die Schar seiner Kollegen? Genau das Gegenteil! Mit einem Wulst von Lügen haben sie diesen Krieg eingeleitet, ihr eigenes Volk und die ganze Welt betrogen. Allen Veröffentlichungen liegt die Absicht zugrunde, uns Deutsche verächtlich, ehrlos zu machen und zu Verbrechern zu stempeln, damit die ganze Welt für Freiheit und Recht gegen die barbarischen germanischen Horden aufgepeitscht wurde. Meisterhaft arglistig versteht die Presse auch alle deutschen Siege in das Gegenteil umzudrehen. Es gibt keine Niederlage, keinen Mißerfolg, für die nicht sofort die tröstlichste Erklärung bei der Hand wäre. Als Generalfeldmarschall von Hindenburg die große Winterschlacht in Masuren östlich von Augustowo zum Abschluß gebracht und im ganzen 100000 Mann Gefangene, 135 Geschütze, 200 Maschinengewehre und unermeßliche Kriegsbeute gemacht, dabei noch zahlreiche schwere Geschütze in den Seen ersäuft wurden, schrieb die englische Presse: „Der Rückzug ist ein Glied der seit Kriegsbeginn verfolgten russischen Strategie. Immer wieder, wenn der deutsche Druck auf irgendeinen einzelnen Teil der russischen Front zu stark wird, fallen die Russen auf leichter zu verteidigende Stellungen zurück. Man könnte fast sa-

gen, daß dies die instinktive Strategie des russischen Reiches ist. Als Ganzes betrachtet, sind die Ergebnisse des russischen Feldzuges ungeheuer befriedigend für Rußland und seine Verbündeten!" Das ist doch wirklich der Gipfel der Schamlosigkeit und Verdrehung der Tatsachen! Bedenkt man, daß keine Nachricht aus Deutschland nach England kommt, so muß man allerdings über die maßlose Dummheit des englischen Volkes erstaunt sein, das sich solche Bären aufbinden läßt und diese offensichtlichen Täuschungen, wenn die Wahrheit über die Kriegsereignisse langsam durchsickert, ohne Murren hinnimmt.

Zu dieser Zeit, als die Vereinigten Staaten von Nordamerika noch nicht in den Krieg eingetreten waren, aber ihre Neutralitätspflichten bereits zugunsten des angelsächsischen Vetters offenkundig verletzten, erschien in der keineswegs deutschfreundlichen amerikanischen Zeitung „Sun" ein Artikel, der die lügenhafte Einstellung der englischen Presse brandmarkte. Thomas C. Hall schrieb dort: „Die Amerikaner empfinden es mit Unwillen, daß sie über den Weltkrieg schlecht unterrichtet sind. Warum halten sie nichts von den Nachrichten aus England? Glauben sie jetzt wirklich noch, daß der deutsche Kaiser den Krieg verursacht oder daß der Kronprinz den Kaiser in den Krieg hineingezogen hat, daß Liebknecht mit 600 Sozialisten in Berlin erschossen, daß die belgischen Kinder mit abgehackten Händen herumlaufen usw.? In geradezu sorgloser Weise, wenn man nicht einen schlimmeren Ausdruck gebrauchen will, werden die deutschen amtlichen

Nachrichten übersetzt, und das rechtfertigt wiederum den Vorwurf, daß wir die Tatsachen nicht kennen. Zu den Berliner Meldungen können wir Zutrauen haben, zu den Pariser und Petersburger Nachrichten nicht. Man will uns z. B. täglich beibringen, daß Deutschland der Angreifer gewesen und Blau-, Gelb- und Weißbücher werden dafür herangezogen; sie enthalten aber zum Teil offenkundige Fälschungen. Was man auch immer von Österreich sagen mag, Deutschland hat weder den Krieg erwartet, noch gewünscht, noch verursacht. Deutschland ist durch seine Diplomaten nicht gut bedient worden. Das wissen die Deutschen jetzt seit einiger Zeit; aber sie dachten, daß sie den gefährlichsten Punkt überschritten, waren froh und dankbar, daß es so war. Die Londoner Presse liegt uns mit der preußischen Oligarchie in den Ohren. So etwas gibt es nicht; es gibt nur eine starke preußische Aristokratie, deren Einfluß jedoch allmählich im Abnehmen begriffen ist, usw. Neben Preußen stehen gleichberechtigt die Bundesstaaten. Der Kaiser hat nicht so viel Vollmachten wie unser Präsident. Was man in London haßt, ist nicht der Militarismus, sondern die deutsche Kraft! Und Belgien, dies unschuldige Leidensland? Und die gebrochenen Verträge? Belgien war nicht neutral, und außerdem hat England dieselbe Haltung eingenommen in der Delagoabay, um den Buren in den Rücken zu fallen. Die Heuchelei der englischen Presse ist widerlich! Wie hat es denn das neutrale Ägypten behandelt? Und wie ist denn in Wirklichkeit die Haltung des politischen England gegen die Vereinigten Staaten gewesen? Es

gibt zwei England; das eine ist unsere Liebe von alters her, aber wir kennen auch ein anderes England. Das ist das, das uns zum Aufruhr gebracht hat, weil es sah, daß wir den Handel nach Westindien gewannen, den es selbst haben wollte. Das ist das England, das uns zum Kriege von 1812 zwang und Washington niederbrannte. Das ist das England, das Kaperdampfer ausrüstete, um unsern Handel zu rauben. Das ist das England unter Sir Edward Grey, das die Mittelklassen in ihrer Blindheit dazu trieb, Deutschland zu hassen, Rußland und Japan zu lieben im Namen der Freiheit und Zivilisation! Frankreich und England haben beide die Vereinigten Staaten angegriffen. Deutschland allein ist unser beständiger Freund gewesen. Deutschland kann kaum niedergezwungen werden; es kann nicht ausgehungert werden; es kann einen siebenjährigen Krieg führen! Können das Rußland und Frankreich auch??"

Die ganze Auslandspresse wurde nach einem gemeinschaftlichen Plan von England aus geleitet und mit englischem Gold bezahlt. Das internationale Judentum spielte hierbei eine große Rolle, zumal die Zeitungen ein glänzendes Geschäft machten. Die Erfindungsgabe und das Geschick, mit denen die Feder geführt wurde – allerdings zu unserem Schaden – lassen sich nicht verleugnen. Den Engländern lag daran, in der damaligen Phase des Krieges – dem Abschluß des ersten Kriegsjahres – in welcher ihnen bisher auch nicht der geringste Erfolg beschieden war, unsere militärisch gefestigte Stellung (sowohl im Westen auf erobertem französischen, wie im Osten auf russischem Gebiete mit der

sicheren Aussicht, die russische Armee niederzuzwingen, auch in den Dardanellen und Italien mit der Aussicht, alle Versuche eines Durchbruches abzuweisen), also alle unsere wahrheitsgemäßen Kriegserfolge nicht bekannt werden zu lassen, niederzuhalten, zum mindesten zu verschleiern! Auch wußten die Engländer ganz genau, was für sie davon abhing, jetzt gerade in dem zweiten Winterfeldzug die Russen und Franzosen zum Durchhalten zu bewegen. Daher die teuflischen Verdrehungen, die Lügen und Verleumdungen in den Zeitungen, die Drohungen an die Neutralen, die unflätigen Beschimpfungen unseres Kaisers und unseres Volkes! Die militärische Lage wurde folgendermaßen verstellt: „Im Osten sind die Russen nicht geschlagen, keineswegs! Sie haben es meisterhaft verstanden, die Deutschen hinzuhalten. So sind die Russen die wahren Sieger, an ihnen und ihrer glorreichen Armee, die ihre volle Widerstandskraft behalten, werden sich die Deutschen verbluten! Jetzt schon haben die Deutschen ungeheure Verluste, die nie mehr gedeckt werden können, usw. (Von dem Zustand auf russischer Seite wird natürlich nicht geredet.) Ebenso ist es im Westen. Die Deutschen haben hier solche Verluste täglich und in den fabelhaft heldenhaften Offensiven der Franzosen und Engländer bei Lille und Arras gehabt, daß sie sich auch hier verbluten! Dann kommt die Zeit, wo wir einsetzen und sie an den Rhein zurückwerfen, dazu die Russen in erneuter Offensive, die Italiener, die erst im Anfang sind, und die Zertrümmerung Deutschlands, seine Zerstückelung, die Ausrottung des preußischen

Militarismus und Befreiung der ganzen Welt von der deutschen Knute, die Herstellung der Freiheit und Gerechtigkeit ist erreicht! Schon jetzt bettelt der Kaiser um Frieden. Das möchte er wohl und zeigt, daß er am Ende ist; aber nun wollen wir nicht. Wir ruhen nicht eher, bis wir diese deutschen Barbaren unter die Füße getreten haben!"

Das war der Ton der Presse in England, Frankreich, Rußland, Italien, wurde in den Vereinigten Staaten von allen Amerikanern, für die der große Krieg ein glänzendes Geschäft bedeutete, nur zu gerne vernommen und in gleichem Sinne weiterbefördert. Liest man dies immer wieder, so fragt man sich: Ist denn die ganze Welt verdreht, verrückt? Stehen wir denn allein da mit unserer gerechten Sache, mit unserem reinen Gewissen, irren wir auch nicht? Nun, es gab ja zwischendurch einige weiße Raben in diesem schwarzen Blätterwald, die uns gerecht und wahr beurteilten. Aber im Grunde genommen waren wir Deutschen wirklich ganz allein und schlecht gerüstet in diesem Papierkrieg, weil wir in Friedenszeiten darauf nicht vorbereitet waren und diese ganze Art des Schreibens deutschem Charakter, deutscher Ehrbarkeit nicht entspricht. Schon damals war klar zu erkennen, daß wir in diesem Federkampf unterliegen würden und daß es Generationen bedurfte, um die wahren Ursachen, die zu diesem Weltkrieg geführt, und den wahren Verlauf dieses Krieges festzulegen. So war es 1870/71 im übrigen auch. Den Franzosen wurden die deutschen Siege von Mars-la-Tour, Vionville, St. Privat, Gravelotte und Sedan nicht be-

kanntgegeben. Kein Franzose glaubte an den verlorenen Krieg, bis die Deutschen Paris einschlossen. Und so geht es jetzt auch. Mittlerweile begann der Feinde Drachensaat, begünstigt durch ungewohnte Entbehrungen und Kriegsmüdigkeit in der Heimat, langsam zu wirken, trotz all unserer Siege. Die landesverräterische Partei witterte Oberwasser und suchte die Erschlaffung für ihre Zwecke auszunutzen. Die Zersetzung im deutschen Volk nahm ihren schicksalsschweren Lauf. Wir Frontkämpfer sagten damals, als die ersten Anzeichen der Zermürbung und des Pessimismus unseres Volkes zu uns drangen: „Alle unsere Schwächlinge, Leichtgläubigen und Schwarzseher zu Hause sollten sich nicht durch den geschickten und gehässigen Wortschwall der ausländischen Presse den Kopf verdrehen lassen. Mögen die Feinde ihr Gift in alle Welt verspritzen, wir können es jetzt nicht ändern. Mag es zu unseren Ungunsten im Auslande wirken, um so fester müssen wir unser Schwert fassen und hineinhauen in diese Teufelsbrut! Die Stunde wird doch kommen, wo die Wahrheit siegt!“ Wir ahnten noch nicht, daß das Gift, das unsere Feinde ausstreuten, von deutschen Verbrechern in unserem eigenen Lande genährt, weiterverbreitet wurde und uns Verderben und Vernichtung bringen würde!!!

Nach diesen Abschweifungen, die uns in der langen Winterzeit Stoff zu ernstem Gedankenaustausch in Hülle und Fülle gaben, kehren wir zu unserem eigenen Kampfplatz zurück. Es war im November 1915 Gelegenheit, die Stellungen im Landabschnitt gegen Nieuport ein-

gehend zu besichtigen. Im Kapitel II haben wir den ersten Eindruck beschrieben, den die Schützengräben, in aller Eile bei Beginn des Krieges aufgeworfen, auf uns machten. Da wir im nächsten Kapitel über eine weitere Unternehmung gegen Nieuport berichten, wird es dem Leser willkommen sein, erneut ein Bild von diesem wichtigen Gefechtsgelände zu erhalten. Welch gewaltige Arbeit war in diesem einen Jahr unter fortwährenden Kämpfen da draußen vollbracht worden! An derselben Stelle, wo wir im vorigen Jahr unsere Wanderung antraten, vor Lombartzyde, fanden wir uns auch dieses Mal in früher Morgenstunde ein. Damals ein Unterstand, der notdürftig für den Regimentskommandeur zusammengezimmert war und kaum den geringsten Schutz bot, während die 30,5 cm feindlichen Schiffsgranaten in nächster Nähe detonierten, jetzt eine mit dicken Schutzwänden versehene geräumige Unterkunft, die allen Anforderungen im Felde entsprach. Damals frisch ausgehobene, kaum befestigte Schützengräben, ohne Rückenwehr, meistens voll Wasser, jetzt an derselben Stelle eine vollkommen ausgebaute, feste zweite Stellung mit gewaltigen Drahtverhauen, Schützen- und Maschinengewehrnestern. Von dieser zweiten Stellung führten an beiden Seiten der Straße Westende–Lombartzyde sowie an dem südlichen Teil gedeckte Laufgräben bis an die erste Stellung. Wir gingen zunächst in den Bamburgh-Abschnitt bis an den äußersten Flügel, zu einigen Unteroffizierposten beim Kanal, dann vorne im Schützengraben weiter bis zum Boterdyk. Ab und zu fielen Gewehrschüsse, sonst herrschte Ruhe; die

Tagesposten standen auf ihren Beobachtungsstellen, die übrigen Leute waren im Unterstand, schlafend oder Kaffee kochend. In den Gräben war verhältnismäßig wenig Wasser, trotz der vorausgegangenen vielen Regentage. Die Gräben selbst waren geradezu musterhaft ausgebaut, sehr hoch und stark mit voller Rückenwehr, tief einschneidend und fest mit Pfählen und Holzwerk verkleidet. Im Lombartzyde-Abschnitt kamen wir an einen Punkt, wo der Abstand vom Feind nur etwa 80 Meter beträgt und an diesem vorspringenden Winkel an eine Stelle, die von den Franzosen aus dem Dünengelände eingesehen und flankiert werden kann. Das ist natürlich eine höchst unangenehme Schwäche unserer Stellung, ließ sich aber bei der Linienführung des Abschnittes nicht umgehen. Abhilfe wurde dadurch geschaffen, daß die Unterstände an diesen Stellen aus Beton hergestellt und einige Panzerbeobachtungstürme eingebaut waren, von denen übrigens jetzt eine ganz stattliche Zahl in unseren Linien, sogar in der zweiten Stellung, sich befanden. Aus ihren Spiegeln konnte man das Vorgelände vorzüglich beobachten. Von dem Dorf Lombartzyde war nichts als ein großer Trümmerhaufen übrig, die alte Kirche mit dem Friedhof nicht mehr sichtbar. Um 11 Uhr setzte ein heftiges Artilleriefeuer von feindlicher Seite ein, jedoch blieben die Anmarschstraßen nach Westende–Ostende verschont, so daß wir unbehelligt nach unserem Quartier zurückkehren konnten.

Am nächsten Tage besuchten wir in aller Frühe den Dünenabschnitt. Von Westende bogen wir nach rechts

in die zweite Stellung ein, die ebenfalls hier ganz ausgebaut war. In den oft sehr nassen Laufgräben ging es nun nach vorne, doch wurde es im Dünensand bald trocken. Auch im Polderabschnitt ist eine Stelle, die nur 60 bis 80 Meter vom Feinde entfernt ist, und weiter nördlich ein unterminierter Hügel, ebenso nahe am Feind. Bald konnten wir die See erkennen und den äußersten französischen Posten. Durch den Hexenkessel ging es dann zum Affenberg. Hier hielten wir uns ziemlich lange auf, um durch das Scherenfernrohr der dort befindlichen Batterie die feindliche Stellung von der Mole bis zum Templer-Turm einzusehen. In der Nacht war von unserer 15-cm-Batterie die französische Pontonbrücke über den Kanal zerschossen worden. Alles war deutlich zu sehen, aber kein Mensch, auch kein Kopf in dem ganzen französischen Abschnitt zu erkennen, so scharf wir auch hinsahen. Die Franzosen verstehen es meisterhaft, im Gelände Deckung zu nehmen und Überraschungen in artilleristischer Beziehung zu bereiten. So hatten sie erst vor kurzem wieder ein 16-cm-Geschütz in Stellung gebracht, das durch sein rasantes Feuer aus nächster Entfernung Unterstände glatt durchschlug. Unsere Aufmerksamkeit muß darauf gerichtet sein, es ihnen gleichzutun und besonders die vielen, unsere Stellungen weit überragenden Beobachtungsstände unschädlich zu machen. Zwei dieser vorzüglichen Punkte waren der Templer-Turm und die Kathedrale von Nieuport. Über den Templer-Turm wollen wir gleich einige geschichtliche Tatsachen beifügen, die wir unserer Kriegszeitung „An Flanderns

Küste" entnehmen: „Der Turm ist etwa 50 Meter hoch und ragt als massiver Bau seit Jahrhunderten weit hinaus in die flandrische Ebene, drohend die ganze Umgebung beherrschend. Seine mächtigen Mauern – wohl 7 Meter dick – haben alle Kriegsstürme, die Nieuport erlebte, überstanden. Von 1213 bis 1794 soll diese Stadt 9 Belagerungen durchgemacht haben. Oft ging sie in Flammen auf, doch der Turm blieb unversehrt und als geschichtliches Wahrzeichen nach Schleifung der Befestigungen Nieuports bis zum Weltkriege bestehen. Seinen Namen hat er wahrscheinlich von einem Burgkloster der Templerritter, dem er angegliedert war und das im Jahre 1383 von den Gentern und den Engländern zerstört wurde. Man erzählt sich, daß der Templer-Turm eng mit dem Schicksal seiner Stadt verknüpft sei: Fällt der Turm, so ist auch das Schicksal der Stadt entschieden!" Nun, der modernen Schießkunst zeigte sich dies gigantische Wunder des Mittelalters nicht gewachsen, wie später berichtet wird, aber der Fall von Nieuport war damit nicht erreicht und auch keineswegs beabsichtigt. Nieuport konnte uns wenig nützen. Durch das Überschwemmungsgebiet war ein Vordringen an der Küste ausgeschlossen. Die Lösung eines siegreichen Abschlusses des Krieges mußte an anderer Stelle versucht werden.

Unsere Gedanken wanderten immer wieder hinaus auf die See, zu dem meerumspülten England. Hier war der Hauptstützpunkt, der Sammelpunkt aller Feinde Deutschlands! Unser Traum, der uns bei der ersten Besetzung der flandrischen Küste vorgeschwebt, war zer-

ronnen. Die Hochseeflotte hatte die Gelegenheit, mit kühner Initiative den Eingang zum Kanal zu bedrohen und den Feind zum Einsatz seiner Flotte in einer großen Hochseeschlacht zu zwingen, außer acht gelassen. Ungehindert konnte die nahe Verbindung zwischen England und Frankreich – Dover, Calais, Dünkirchen – ausgenutzt werden, die Transporte von Truppen von einem Land zum anderen ohne Risiko erfolgen. Von unserem günstigen Winkel aus geschah nichts, um diesen Betrieb zu stören; denn wir hatten in der ersten Zeit weder kleine noch große Torpedoboote, weder U-Boote noch Schnellboote, noch Monitoren. Dem Feind war freiester Spielraum gelassen. Das einzigste, was für Flandern zugestanden wurde, waren kleine U-Boote, denen später kleine Torpedoboote als Patrouillenfahrzeuge an der Küste und erst im Jahre 1916 große Torpedoboote und Schnellboote folgten. Um so anerkennender ist es, daß das Generalkommando, ganz auf sich selbst gestellt, alles daransetzte, um die noch unerprobte Waffe der kleinen U-Boote aufs schnellste zu entwickeln und zum Schaden des Feindes zu verwenden. Den U-Boot-Krieg der flandrischen Streitkräfte, der sich im Laufe der Jahre immer mehr entwickelte, hat das Marinearchiv in allen Nordseebänden sowie in dem Gesamtwerk „Der U-Boot-Handelskrieg" (5 Bände) behandelt. Unabhängig hiervon können wir hier nur weniges aus der Tätigkeit der U-Boote herausgreifen, damit die Leser auch über diese Unternehmungen von der flandrischen Küste aus im Bilde sind. Im April 1915 wurde eine flandrische U-Boot-Flottille aus besonders her-

gestellten kleinen U-Booten gebildet, zuerst mit 1 bis 2 Booten. In jedem Monat wurden etwa 2 Boote fertig. Die Boote waren verhältnismäßig klein und langsam, ihr Tauchvermögen ließ nichts zu wünschen übrig; jedoch Seefähigkeit und Fahrbereich waren unzureichend. Trotzdem gingen unsere U-Boot-Kommandanten mutig und unverdrossen an die Arbeit und hatten bald gute Erfolge aufzuweisen. Im Monat Juli wurden bereits etwa 40 Fahrzeuge versenkt, im August ebenso viele, im September 28 Fahrzeuge; seit Bildung der Flottille bis Oktober 1915 140 Fahrzeuge, im ganzen 96 500 Tonnen Schiffsraum. Von diesen Schiffsverlusten ist damals wenig oder nichts in die Öffentlichkeit gekommen. Zugewiesenes Gebiet für Flandern waren die Themse-Mündung und die Downs bis zum Cap La Hague. Da die ersten kleinen U-Boote nur 2 Torpedos besaßen und wir uns leider in der U-Boot-Kriegsführung zu Einschränkungen hatten bestimmen lassen, wurden in die U-Boot-Flottille Flandern von Ende Mai 1915 ab Minen-U-C-Boote eingestellt. Der hartnäckigen Verseuchung des feindlichen Fahrwassers mit Minen ist der große Erfolg unserer tapferen U-Boot-Besatzungen zu verdanken. Vom 1. Oktober 1915 bis 30. April 1916 wurden 84 feindliche Handels- und Hilfsschiffe, 28 neutrale Handelsschiffe versenkt, zusammen 167702 Tonnen Raumgehalt. Zwei U-C-Boote gingen verloren, das vor Eintreffen in Flandern internierte „U-C 8" nicht eingerechnet.

1916

Handstreich gegen die feindlichen Stellungen bei Nieuport / Was wird Holland tun, wenn England die Scheldemündung angreift und Truppen landet? / Überraschende feindliche Operation auf See / Netz- und Minensperren / Der U-Boot-Krieg und die Seeschlacht vor dem Skagerrak

Am 24. Januar 1916 wurde ein Feuerüberfall gegen die feindlichen Stellungen bei Nieuport befohlen, der bezüglich Vorbereitung und Ausführung mustergültig ist und den hohen Stand der damaligen Graben-Kriegführung aufs genaueste veranschaulicht. Deshalb wollen wir uns mit dieser Unternehmung an der Landfrontseite etwas näher beschäftigen. Zur Schädigung des Gegners, zur Klärung widersprechender Nachrichten über die uns zur Zeit gegenüberstehenden feindlichen Truppenteile und in Erwiderung mehrfacher Feuerüberfälle durch die Monitoren, Landartillerie und Minenwerfer wurde eine starke Beschießung der feindlichen Infanteriestellung mit anschließendem Handstreich durch Infanteriepatrouillen beschlossen. Unsere Artillerie einschließlich der Küstenbatterien westlich von Ostende nebst den verfügbaren Minenwerfern wurde noch durch einige Steilfeuerbatterien des Armee-Oberkommandos verstärkt. Reichliche Munition war zur Verfügung gestellt. Zum Schutze gegen Störungen von See her wurde ein Teil der U-Boot-Flottille Flandern bestimmt. In der Luft sicherten die drei Fliegerabteilungen des Marinekorps und ein Kampfgeschwader vom

Armee-Oberkommando. Nach sehr sorgfältiger Vorbereitung aller beteiligten Stellen wurde das Unternehmen am festgesetzten Tage planmäßig durchgeführt. Die Witterung war zunächst günstig, etwas diesig, jedoch so sichtig, daß die Batterien sich einschießen konnten. Beteiligt an der Beschießung waren 24 schwere und 9 Feldbatterien mit rund 25000 Schuß, 44 Minenwerfer, die 15-cm-Küstenbatterien „Antwerpen", „Aachen", „Cecilie", „Beseler" sowie die schwere Batterie „Tirpitz".

Um 11 Uhr 45 Minuten vormittags begann das Feuer mit einer lebhaften Beschießung sämtlicher uns bekannten feindlichen Beobachtungsstellen. Batterie „Tirpitz" nahm die Kathedrale von Nieuport unter Feuer, auf der sich zahlreiche Beobachter – vielleicht auch, im Vertrauen auf den Mißerfolg unseres bisherigen Feuers gegen dies Ziel, ein französischer Artilleriestab – eingerichtet hatten. Es gelang in kurzer Zeit, einen großen Teil der feindlichen Beobachtungsstellen außer Tätigkeit zu setzen. Die Kathedrale erhielt beim 7. Schuß einen Volltreffer, der die Mitte des Turmes traf, das Innere freilegte und die Beobachtung beseitigte. Weitere nachfolgende Volltreffer der 24-cm-Granaten spalteten den Turm in zwei Teile. Um 12 Uhr mittags setzte die erste Welle des Artillerie- und Minenfeuers ein. Sie lag in der Hauptsache auf der ersten Linie der feindlichen Stellungen. Es wurden schwere Beschädigungen angerichtet, zahlreiche Breschen in die Brustwehr gerissen, die Hindernisse an vielen Stellen gelockert und beseitigt, mehrfach Unterstände und Flan-

kierungsanlagen zerstört, zum Teil völlig eingeebnet. Man sah an mehreren Stellen, daß die Besatzung aus den Gräben flüchtete. Der Feind war augenscheinlich durch den Feuerüberfall vollkommen überrascht. Da zudem seine Beobachtung und Leitung gestört oder ganz außer Gefecht gesetzt waren, eröffnete der Feind mit etwa acht Batterien leichten und mittleren Kalibers ein ziemlich planloses Feuer auf unsere vorderen Infanteriestellungen, Hexenkessel, Mitte der Polderstellung und auf einzelne der feuernden Batterien. Eine französische weittragende 16-cm-Batterie schoß auf Batterie „Tirpitz"; sie traf aber nicht und tötete in Ostende durch Weitschüsse mehrere belgische Einwohner. Schwere feindliche Minen wurden auf die Seestellung und den Lombartzyde-Abschnitt geworfen.

Nach einer Pause von 20 Minuten, die zur Nachprüfung des Artilleriefeuers auf Grund der eingelaufenen Meldungen benutzt wurde, begann um 2 Uhr 15 Minuten die zweite Feuerwelle. Die Batterie „Tirpitz" nahm nun nach Zerstörung der Kathedrale den berühmten Templerturm unter Feuer, und zwar mit großem, anerkennenswertem Erfolg. Innerhalb von 15 Minuten erhielt der Turm 6 Volltreffer von 24-cm-Granaten, die schwere Beschädigungen verursachten und den obersten Teil des Turms zerstörten. Das Wetter war mittlerweile schlechter geworden; Regenschauer und heftiger Wind hatten eingesetzt und hielten etwa $^3/_4$ Stunden an. Das gut liegende Feuer der Batterien und Minenwerfer vermochte jedoch die Wirkung auf die vordersten feindlichen Linien von See bis zum Pla-

schendeeler-Kanal, die Yserbrücken usw. wesentlich zu steigern. Der Feind antwortete nur schwach mit Artillerie und Minen bzw. Infanteriefeuer von der zweiten Linie aus. Gegen 3 Uhr klarte das Wetter auf. 5 erkundende feindliche Flieger wurden durch das Feuer der Flakbatterien und unsere zahlreichen, in der Luft befindlichen Kampfflieger gezwungen, sich hinter ihren Linien zu halten. Ein Fesselballon ging bei Ost-Dünkirchen hoch, das Wasser im Vorgelände des Bamburgh-Abschnittes begann zu steigen, da die Franzosen mit aufkommender Flut größere Wassermengen in den Plaschendeeler-Kanal einließen, von denen ein Teil durch die Dammbrüche in das nördlich gelegene Gelände trat. Seit 2 Uhr 30 Minuten war Zugverkehr zwischen Dünkirchen–Furnes und Avekapelle–Furnes beobachtet. Schwächere feindliche Abteilungen in Kompaniestärke und weniger wurden mehrfach im Anmarsch von Süden und Westen nach Nieuport und dem Dünengelände nördlich der Stadt bemerkt und unter Feuer genommen. Ende der zweiten Welle war 3 Uhr 30 Minuten nachmittags.

Die dritte Welle begann 3 Uhr 45 Minuten mit einem zu größter Heftigkeit gesteigerten Artillerie- und Minenfeuer auf die vordersten feindlichen Gräben. Die 6 Patrouillen aus Freiwilligen der Infanterie und Pionieren bestehend, in Stärke von je 2 Offizieren, 20 bis 30 Mann – und zwar 3 des 2. Marine-Infanterie-Regiments (Dünenabschnitt) und 3 des 5. Matrosen-Regiments (Polderabschnitt) – hielten sich, je nach der zurückzulegenden Entfernung, der Lage unseres Artil-

leriefeuers und dem Gelände, von 3 Uhr 45 Minuten ab in- und außerhalb der eigenen Gräben zum Angriff so nahe als möglich nach vorne bereit. Punkt 4 Uhr wurde das Artilleriefeuer vorgelegt, und die Patrouillen stürzten sich auf die erkundeten Einbruchsstellen. Das Wetter hatte aufgeklart, starker Nordwind trieb die durch die Explosionen entstandenen Rauch- und Staubwolken nach Süden ab. Alle Patrouillen drangen in die vordersten feindlichen Gräben, stellenweise ohne wesentliches Feuer zu erhalten. Hier kam es bei 5 Patrouillen zum Nahkampf, da einzelne feindliche Posten nah an der Brustwehr kauerten. Fast überall saßen noch in einzelnen Unterständen kleinere Abteilungen, die mit Handgranaten angegriffen wurden. Die Mehrzahl suchte zu flüchten, ein Teil setzte sich energisch zur Wehr. Einzelne feindliche Granaten schlugen in die Gräben. An der Brustwehr der zweiten feindlichen Linie, die fast durchweg die erste überhöhte, erschienen Infanteristen, gaben Gewehrfeuer ab und warfen Handgranaten. Gegen diese wandte sich sofort die zur Feuerunterstützung bereitgestellte eigene Grabenbesatzung besonders mit Maschinengewehren. Unseren tapferen Patrouillen gelang es zahlreiche Feinde außer Gefecht zu setzen und 1 Offizier, 8 Mann vom 4. Zuavenregiment als Gefangene zurückzubringen. Viele Waffen und Material wurden erbeutet – Minenwerfer, Gewehre, Leuchtmunitiongewehre, Patronentaschen, Handgranaten, Sprenggranaten, Gasschutzpäckchen, Uniformstücke, Pakete mit Briefsachen –. In dem feindlichen Unteroffizierposten vor der Seestellung sprengten Pio-

niere einen starken, bisher unversehrten Unterstand in die Luft. Die Patrouillen kehrten unter Mitnahme eines Toten und sämtlicher Verwundeten bis auf zwei zurück, die aber nach Einbruch der Dunkelheit auch geborgen wurden. Die Verluste der Patrouillen betrugen: 2 Mann tot, 2 Offiziere, 7 Mann verwundet. Es ergab sich, daß der Feind die angegriffene Stellung mit drei, in sich gestaffelten Bataillonen des 4. Zuavenregiments besetzt und ein viertes Bataillon in Reserve bei Palimbrook zur Verfügung hatte. Des ferneren hatten die Patrouillen festgestellt, daß die vorderste Linie fast zerstört, daß aber die zweite, stärkere feindliche Linie durchweg nicht sturmreif war. Von größeren feindlichen Verstärkungen wurden nur Kolonnen im Anmarsch von Ost-Dünkirchen auf Nieuport-Bad gemeldet, die unsere 15-cm-Küstenbatterien unter Feuer nahmen. Die ganze Nacht hindurch wurde ein starkes, unregelmäßiges Artillerie- und Infanteriefeuer auf die feindlichen Stellungen und Anmarschwege unterhalten und zur weiteren Steigerung der sehr beträchtlichen gegnerischen Verluste noch längere Zeit beibehalten.

Ende März gerieten wir in eine sehr ernste Lage gegenüber Holland. Es ist ja bereits früher geschildert worden, welch einer verwickelten Situation die flandrische Küste ausgesetzt war, da von See aus die Engländer mit ihrer ganzen Seemacht angreifen und von Nieuport aus die Franzosen einen Durchbruch zu gleicher Zeit versuchen konnten. Wenn nun Holland von Osten her den Dritten im Bunde zu unseren vielseitigen sonstigen Feinden machte, war das Marinekorps von

drei Seiten eingekreist und in einer unangenehmen Zange! Wie wird sich Holland in dieser kritischen Situation verhalten? Diese Frage war für uns von großer Bedeutung. Die Stimmung bei unserem Nachbar war uns gut bekannt; wir wurden reichlich mit sicheren Nachrichten versorgt. Danach ergab sich folgendes Bild: Holland will die weitere Einkreisung des Handels durch die englische Blockade nicht stillschweigend hinnehmen und sucht Unterstützung bei den neutralen Staaten. Einige meinen, daß Holland nicht mit England brechen, sondern einen Krieg mit Deutschland vorziehen würde. Andere wiederum sind der Ansicht, daß die holländische Regierung, solange es in ihren Kräften stände, neutral bleiben, dann aber sich zugunsten Deutschlands entscheiden werde. Zugunsten Deutschlands urteilen meistens die großen Handelskreise, zugunsten Englands die Reeder- und Schiffahrtskreise. Die ersteren begründen ihre Ansicht damit, daß die deutschfreundliche holländische Regierung großen Lebensmittellieferungen nach Deutschland, soweit es sich mit den Interessen des Landes vereinbaren lasse, keine Schwierigkeiten in den Weg lege. Im Austausch versorge Deutschland wiederum Holland mit Steinkohlen, die hier recht knapp seien. Die Englandfreunde betonen nachdrücklich, daß Holland, sobald es gegen England Stellung nähme, seine Kolonien sowie seine wertvolle Handelsflotte verlieren würde. Der holländische Welthandel, der größer als derjenige Italiens und fast genau so groß als der Frankreichs ist, würde mit einem Schlage vernichtet. Dies zwinge Holland schon von

selbst, sich mit England auf guten Fuß zu stellen. Dann hat man in diesen Kreisen die Befürchtung, daß Holland im Falle eines deutschen Sieges von Deutschland erdrückt würde. Mit Bestimmtheit verlautete, daß Holland den Vorschlag Englands, den Küsten- und Scheldestrich an der belgischen Grenze mit englischen Streitkräften zu besetzen, entschieden abgelehnt habe. Die Absicht Englands lag klar zutage: Deutschland sollte seine Front in Frankreich schwächen. England erhielt einen neuen Flottenstützpunkt an der Nordsee, von dem aus es die ganze belgische Küste und den Kanal genau überwachen konnte. Dadurch wurde der deutsche U-Boot-Krieg von Zeebrügge aus stark bedroht, vielleicht ganz unmöglich gemacht.

Plötzlich nun, am 31. März 1916, machte Holland mobil. Was war geschehen, was war der Grund für dies entschiedene Auftreten von seiten der Holländer? Alle Kriegsschiffe waren an diesen Tagen zum Küstenschutz ausgefahren, die Garnison Helder im Zustande vollster Mobilmachung. Es mußte etwas Außergewöhnliches passiert sein! Man sprach von einem Ultimatum Englands, von der Forcierung der Schelde und einem Einfall in den Südteil Hollands. Man befürchtete, daß die deutsche Kriegsleitung diesem Einfall dadurch begegnen, daß sie auch ihrerseits südholländisches Gebiet betreten würde. Holland mutmaßte durchaus richtig, daß wir das Festsetzen der Engländer an der Schelde-Mündung nicht dulden, sondern die holländische Grenze überschreiten und den englischen Angriff abschlagen würden. Hierzu waren bereits seit längerer Zeit

alle Vorbereitungen getroffen und Anmarschwege sowie die an der Grenze gelegenen holländischen Orte St. Anne tor Minden, Sluis, Cadzand, Kassandra, Ardenberg sorgfältig erkundet worden. Für gewöhnlich lag hier nur eine schwache holländische Garnison, die leicht hätte überrumpelt werden können. Doch wir dachten ja keineswegs daran, die holländische Neutralität zu verletzen, falls nicht unsere eigene Sicherheit durch den Bruch der Neutralität seitens der Engländer beim Eindringen in die Schelde-Mündung gefährdet war. Dann allerdings war schnelles Handeln geboten und keineswegs zweckmäßig, Holland allein den Stoß abfangen zu lassen. Die Folgen waren gar nicht abzusehen, wenn es den Engländern gelang, holländisches Gebiet zu besetzen. Sobald also die Nachrichten von der Mobilmachung der holländischen Streitkräfte zu uns drangen, trafen wir sofort die nötigen Maßnahmen. Unsere Divisionsreserve wurde nach Westkapelle gelegt, Befehle für ihr Verhalten ausgegeben, die vorgeschobenen Beobachter für die Küstenbatterien und die an der Grenze errichteten Batterien klar gehalten und noch eine neue 15-cm-Batterie bei Schwarzenbruch an der Straße nach Sluis aufgestellt. Ein Reserve-Armeekorps war bereit, die Operationen gegen Holland aufzunehmen, unsere Divisionsreserve lehnte sich an dessen linken Flügel an und sollte den Abschnitt bis Ostburg-Breskens sowie die Küste besetzen. Als wir die Grenze besichtigten, war auf der holländischen Seite alles in Bewegung und Aufregung, jedoch fielen meistens freundschaftliche Äußerungen seitens der Grenz-

wachen, daß es sich lediglich um eine Probemobilmachung handele. Es konnte festgestellt werden, daß 3 holländische Regimenter sowie mehrere Batterien Feldartillerie an der Grenze bereitstanden, die Küste selbst von Cadzand bis Breskens befestigt und armiert war. Im Laufe des Tages war der Alarm der Mobilmachung von den Holländern bereits abgeblasen, die Aufregung also umsonst gewesen. Von England aus wurde jegliche Absicht eines Überfalls auf die Schelde abgeleugnet und von Agenten bestätigt, daß auch keinerlei Vorbereitungen hierfür getroffen. Wie dem auch sei, Holland handelte richtig, einmal Farbe zu bekennen, den Engländern durch die Mobilmachung klar anzudeuten, daß es seine Neutralität nicht werde antasten lassen und jeden Versuch in dieser Richtung mit Waffengewalt verhindern werde. Da zweifellos war, daß Hollands Neutralität von unserer Seite nicht bedroht und die holländische Regierung von dieser Tatsache unterrichtet, ergab sich von selbst, wo die Gefahr einer Neutralitätsverletzung zu suchen war. Vielleicht haben wir auch etwas nachgeholfen und sind der Unentschlossenheit Hollands oder vielmehr einer gewissen Bereitwilligkeit, sich auf Englands Seite zu schlagen, dadurch begegnet, daß wir keinen Zweifel darüber gelassen, bei den geringsten Anzeichen einer englischen Landung würden wir sofort in Holland einmarschieren. Und was das hieß, wußte Holland aus den Vorgängen aus Belgien. Auch das Schicksal Griechenlands mag ein warnendes Beispiel für Holland gewesen sein; schließlich gab wohl die militärische Stärke und Überlegenheit der

deutschen Truppen den Ausschlag; denn diesen Faktoren verdankte Holland, daß es seine Neutralität im Weltkriege aufrechterhalten konnte.

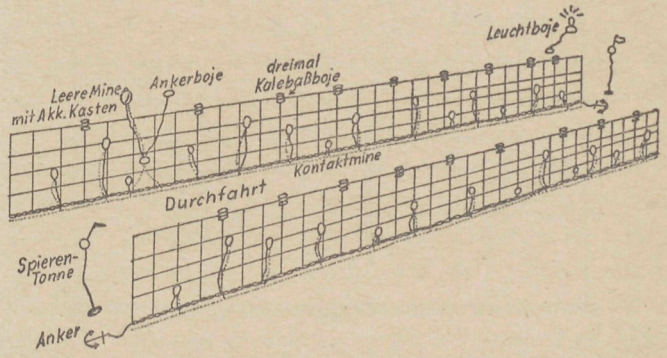
Unsere Erwartungen, daß sich die englische Flotte zu einer großen Aktion gegen die flandrische Küste entschließen würde, waren trotz der Nachrichten über Truppenansammlungen, Verstärkungen der englischen Flotte durch französische Geschwader, immer wieder zuschanden geworden. Geduldig mußten wir das schwere Los des Abwartens weiter ertragen. Da kam plötzlich am 24. April eine überraschende Meldung, die sofort die ganze Küste in Alarmzustand setzte und uns schleunigst unseren hohen Gefechtsstand in Blankenberge beziehen ließ. Morgens früh um 5 Uhr 40 Minuten brachten Flieger die Nachricht, daß zahlreiche feindliche Seestreitkräfte von Westen her im Anmarsch seien. Über die Schiffsarten und Absichten des Gegners gaben die Meldungen kein klares Bild; allmählich aber stellte es sich heraus, daß die Flotte aus 5 Monitoren, etwa 20 Zerstörern und etwa 50 Hilfsdampfern verschiedener Größe bestand. Diese Zusammensetzung kannten wir ja bereits von früher her, voraussichtlich würde es sich also wieder einmal um eine Beschießung von Zeebrügge, vielleicht in etwas abgeänderter Form, handeln. Doch kein Schuß fiel! Es bildeten sich in der feindlichen Linie verschiedene kleine Gruppen längs der ganzen Küste von Ostende bis zur Scheldemündung, die außer Schußweite der Küstenbatterien blieben, häufig auch ganz außer Sicht kamen. Zerstörer liefen mit großer Fahrt hin und her, als U-Boot-Deckung dienend; besonders

im Deurloo-Fahrwasser war auffallende Bewegung. So ging es den ganzen Vormittag, ohne daß wir einen Einblick in die geheimnisvolle Tätigkeit des Feindes gewannen. Gegen mittag wurde ein Funkspruch aufgefangen, wonach der holländische Admiral wegen Auslegung einer Boje in holländischen Hoheitsgewässern Einspruch erhob. Hieraus ging klar hervor, daß die englischen Seestreitkräfte nicht im Einvernehmen mit dem holländischen Seebefehlshaber handelten. Nachmittags konnte ein Monitor von der Batterie „Tirpitz" unter Feuer genommen und mutmaßlich ein Treffer erzielt werden. Dann gab das Generalkommando den Befehl, daß die für Flandern bestimmte und kürzlich eingetroffene Z-Flottille – 3 große Torpedoboote – einen Vorstoß nach Norden machen sollte, um das Vorhaben des Feindes aufzuklären. Die Boote verließen um 3 Uhr 20 Minuten Zeebrügge und kamen in ein Feuergefecht mit 4 englischen Zerstörern und 2 Monitoren vor Blankenberge. Bewegungen von Freund und Feind, Geschoßeinschläge ließen sich von unserem Gefechtsstand genau verfolgen. Einmal lag ein schwerer Geschoßeinschlag eines Monitors dicht an einem unserer Boote, sonst wurde infolge der hohen Fahrt und häufigen Kursänderungen auf beiden Seiten mäßig geschossen. Unsere Boote gingen schließlich nach Zeebrügge zurück, hierbei die englischen Zerstörer nach sich ziehend, so daß um 4 Uhr 25 Minuten endlich auch die Küstenbatterien eingreifen konnten. Um 4 Uhr 35 Minuten drehten infolgedessen die Zerstörer schleunigst ab. Eines der feindlichen Boote war augenschein-

lich beschädigt durch eine gut liegende Salve der Batterie „Hertha" und mußte in Schlepp genommen werden. Daraufhin machte unsere Z-Flottille wieder kehrt, und es entwickelte sich vor unseren Augen ein neues Gefecht bis gegen 5 Uhr. Es gelang jedoch unseren Booten nicht, weiter vorzudringen, so daß sie, als die Zerstörer nach Norden das Gefecht abbrachen, um 5 Uhr 20 Minuten wieder in Zeebrügge einliefen. Keines der Boote war beschädigt worden. Noch kurz vor Dunkelwerden wurde der Gegner in einem Abstand von 10 bis 20 Seemeilen von der Küste gemeldet.

Wir wußten immer noch nicht, was der Feind eigentlich vorhatte. Sollte etwa der Angriff auf die Schelde-Mündung doch zur Ausführung kommen? Bestärkt wurde diese Annahme dadurch, daß Flieger gemeldet hatten, in den Downs östlich von Ramsgate seien eine Flotte von etwa 50, von Deal eine solche von etwa 100 bis 150 Schiffen und in Dover etwa 60 größere Kriegsschiffe beobachtet worden. Immerhin konnten diese Schiffe eine Anstauung von Handelsschiffen sein, wie solche zu bestimmten Zeiten in den Downs öfters bemerkt war. Um nun endlich Gewißheit zu haben, was die feindliche Operation zu bedeuten hatte, liefen am 25. April bei Tagesanbruch unsere großen Boote wieder aus und stellten zahlreiche Bojen aller Art längs der Küste fest, ohne wider Erwarten auf irgendwelche feindliche Streitkräfte zu stoßen. Die Morgenmeldung unserer Flieger brachte dann die Kunde, daß die ganze Küste vom Feinde frei sei. Da zufällig unsere Hochseeflotte eine Unternehmung gegen die engliche Ostküste

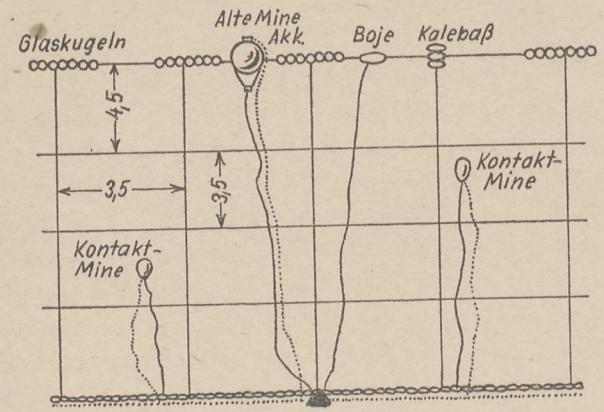
durchführte, lag die Vermutung nahe, daß der Abzug der feindlichen Streitkräfte hiermit in Zusammenhang stand. Von unserer Torpedobootsflottille wurde nun festgestellt, daß der Gegner eine große Minensperre im Deurloo-Gebiet und mehrere umfangreiche Netzsperren in der Gegend von Thornton-Bank ausgelegt. In den nächsten Tagen ergab sich dann weiter, daß die Sperre bis Ostende reichte. Sie sah ungefähr wie nachstehend skizziert aus:



Natürlich machten sich unsere Torpedoboote und Minensuchdampfer sofort daran, die Sperren auszuräumen. Das Wetter war unsichtig, doch dank des Geschicks und der Ausdauer unserer Besatzungen gelang es, viele Minen abzuschießen und eine große Lücke in die Netzsperre zu brechen, auch die englichen Seezeichen zu verwirren, zum Teil zu zerstören.

Erst nach 6 Tagen zeigten sich zahlreiche englische Zerstörer, die unsere Boote zwangen, die Arbeiten einzustellen und sich zurückzuziehen. Es ist rätselhaft, wie

planlos die Engländer handelten, daß sie den kostbaren Minen- und Sperrapparat sich selbst überließen und dadurch unsere schwachen Kräfte einen großen Teil der Hindernisse beseitigen konnten. Die Beschaffenheit der Sperren selbst geht aus nachstehender Zeichnung und kurzer Beschreibung hervor.

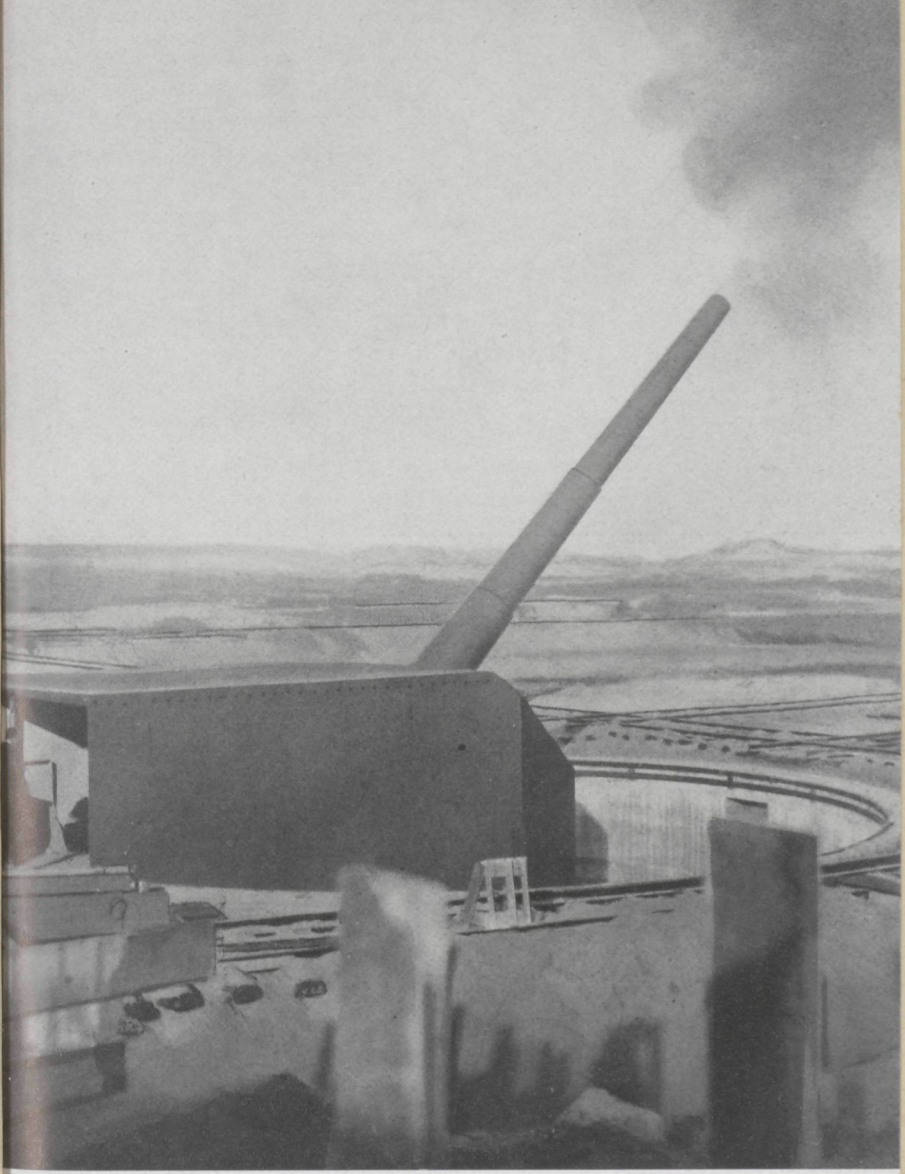


Auf dem Meeresgrund wird eine mittelschwere Kette verankert, daran befindet sich ein Kabel (punktiert), welches in 3 bis 4, zuweilen auch 5 Netzmaschen eine Abzweigung zu einer Netzmine (Kontaktmine) hat und mit einer alten, leeren Mine als Schwimmboje verbunden ist, die mit einem Akkumulatorenkasten ausgerüstet. Die Länge eines Netzes beträgt etwa 800 bis 1200 Meter. Um die Kette sind mit einer Schleife die Tragdrähte nach oben befestigt. Diese werden an der Oberfläche mit Glaskugeln gehalten; je 4 dieser Kugeln sind zusammengespannt; auf etwa 3 bis 4 Meter kommen

8 Kugeln; zwischendurch noch dreimalige Kalebaßbojen.

Sobald der Feind merkte, daß wir den Sperren energisch zu Leibe gingen, richtete er eine Bewachung ein, die durch 2 Monitoren, 2 Zerstörerflottillen und eine Unzahl von Fischdampfern ausgeführt wurde, so daß unsere eigenen Seestreitkräfte nur bei günstigen Gelegenheiten, die sich aber infolge der Nachlässigkeit der feindlichen Sperrbewachung öfters boten, die Aufräumung fortsetzen konnten. Die feindlichen Wachfahrzeuge hielten sich meistens in einem Abstande von 15 bis 20 Seemeilen von der Küste in bestimmten Abschnitten von der Thornton-Bank bis Nieuport. Als einer der Monitoren einmal näher herankam, hatte unsere neu angelegte „Kaiser-Wilhelm"-Batterie bei Knocke Gelegenheit, zum Schuß zu kommen. Auf 32 Kilometer, später nochmals auf 35 Kilometer, gab die Batterie zwei Vollsalven ab, die das Ziel eindeckten und den Monitor veranlaßten, sich schleunigst aus dem Feuerbereich zu entfernen. Trotz der Sperrbewachung brachten unsere Minensuch- und Torpedoboote in zäher, aufopfernder Arbeit es fertig, stets eine Lücke in den feindlichen Minen- und Netzsperren für unsere U-Boote offenzuhalten. Bereits vor dem Einstellen des U-Boot-Krieges im September 1915 infolge der gegensätzlichen militärischen und politischen Anforderungen wurden die mit Torpedos armierten U-Boote der Flandernflottille – 7 kleine U-Boote – fast nur zum Sicherheitsdienst an der Küste verwandt. Gelegentliche Kreuzfahrten vor der Themsemündung, den Downs und der

Doverstraße gegen feindliche Kriegsschiffe und Transporter brachten, abgesehen von der Versenkung einiger Bewachungsfahrzeuge, keinen Erfolg. Nur einmal gelang es einem U-Boot, 2 kleine Transporter vor Boulogne abzuschießen. Ende 1915 setzte der U-Boot-Krieg wieder ein mit der Beschränkung, Passagierdampfer, einerlei, ob bewaffnet oder unbewaffnet, zu schonen. Wir geben nachstehend die Versenkungsziffern nach den amtlichen Quellen des Marinearchivs für die Flandernboote bis Ende April 1916: Durch Angriffe in Ausübung des Handelskrieges wurden von den U-Booten versenkt im Januar 1916 rund 400, im Februar 2800, im März 38400, im April 21400 Tonnen Schiffsraum. Durch U-Boot-Minen wurden im Oktober 1915 rund 19800, November 14000, Dezember 15300, Januar 1916 rund 16700, Februar 44800, März 30000, April 16400 Tonnen Schiffsraum vernichtet. Wahrlich ein beachtenswerter Erfolg der U-Boot-Flottille Flandern, wenn man bedenkt, unter welchen Schwierigkeiten die Besatzungen ihren schweren Dienst auszuüben hatten in der gefährlichsten Zone des feindlichen Gebiets, im englischen Kanal und in den Downs. Alle Achtung und Anerkennung gebührt den U-Boot-Kommandanten und der Besatzung für den Schneid und die Ausdauer, mit der sie, trotz der mit allen Mitteln des erfindungsreichen Feindes einsetzenden Gegenwirkung, ihre Aufgabe lösten; aber auch dem Generalkommando, das, auf sich selbst gestellt, mit kleinen zusammengestellten U-Booten beginnend, die Werft von Ostende, Brügge so auszugestalten wußte, daß die Häfen an der flandrischen



Geschütz der „Batterie Wilhelm II.“

Kommandostand eines Eisenbahn-Flakzuges

Küste ein hervorragender Stützpunkt für die U-Boot-Unternehmungen wurden.

Im Zusammenhang mit unseren, nur einen Teil der U-Boot-Unternehmungen darstellenden Erfolgen ist hier der Platz, unsere Auffassung[1] über die Führung des großen U-Boot-Krieges einzuschalten. Bis in den Mai 1915 hinein war im großen ganzen die Stimmung in England recht zuversichtlich und fertigte den U-Boot-Krieg mit nachlässiger Geringschätzung ab. In der zweiten Maiwoche wirkte die Versenkung der „Lusitania" sowie einer Reihe weiterer Schiffe in der Irischen See wie der Stock, der in einen Ameisenhaufen fährt. Es folgten die Ausschreitungen gegen deutsches Eigentum, die Bildung des Koalitions-Ministeriums. Der Wind sprang völlig um. Es schien nunmehr politisch zweckmäßig, die bedenkliche Kriegsentwicklung rücksichtslos der englischen Öffentlichkeit vor Augen zu führen, allein schon, um sie geneigt zu machen, die Konsequenzen zu tragen. Der „Schrei nach Sparsamkeit" in den Finanzen klang durch alle Berichte durch, die Agitation für die allgemeine Wehrpflicht setzte scharf ein, da die Lage des Landes für so ernst gehalten wurde, daß es ohne einen völligen Bruch mit den alten englischen An-

[1] Wir weisen den Leser darauf hin, daß die gesamten politischen und militärischen Vorgänge des Weltkrieges ausführlich und vortrefflich in den vom Marinearchiv herausgegebenen 5 Bänden „Der U-Boot-Handelskrieg" geschildert sind. Was wir dem Leser bieten, sind Anschauungen, die wir im Kriege selbst uns bildeten, die sich aber mit dem, unter Ausnutzung aller Quellen entstandenen, aufgeführten Werk ziemlich decken.

schauungen nicht abging. Es zeigte sich, wie über alles Erwarten schwer der Krieg auf England lastete. Infolge des Versenkens vieler Schiffe war ein großer Verlust an Schiffsraum eingetreten, dazu kam der Ausfall der versenkten Ladungen, der Verlust an Wachfahrzeugen, die Schiffahrt wurde verteuert, einschließlich der Mannschaftslöhne, der gesamte Seehandelsverkehr ging zurück! Der U-Boot-Krieg hatte verhängnisvoll in das Getriebe der englischen Wirtschaft eingegriffen!

Soweit war alles, was mit den U-Boot-Unternehmungen auf unserer Seite beabsichtigt, folgerichtig und günstig für uns verlaufen. Da kam die Note des amerikanischen Präsidenten Wilson betreffs der „Lusitania"-Versenkung. Wir ließen uns einschüchtern und gaben unseren durchaus berechtigten Standpunkt, einen uneingeschränkten U-Boot-Krieg zu führen, auf. In diesem ersten Zeichen politischer Schwäche und Verständnislosigkeit gegenüber dem Hauptziel – Vernichtung des stärksten der vielen Feinde, Niederzwingung des seebeherrschenden Großbritannien – erging der Erlaß: „Passagierdampfer dürfen von unseren U-Booten nicht ohne Warnung und ohne Sicherheit des Lebens von Nichtkämpfern versenkt werden, es sei denn, daß die Passagierdampfer zu entkommen oder Widerstand zu leisten versuchen." Dieße Mäßigung wurde sofort von der Gegenseite als Schwäche bemerkt und dementsprechend ausgenutzt. Die englische Presse, die über die ganze Welt verbreitet, triumphierte: „Deutschland kann den U-Boot-Krieg nicht mehr in der bisherigen Form durchführen; derselbe ist ein vollkommenes

Fiasko! England wird kaum geschädigt; von England sind so viele U-Boote vernichtet, daß ihre Zahl nicht mehr ausreicht! Deutschland lechzt förmlich nach Frieden und deswegen die Versöhnung mit den USA. Deutschland hat die Ungesetzmäßigkeit seines Verfahrens bei Versenkung der „Lusitania" und „Arabic" zugestanden, und dies Zugeständnis, einmal stillschweigend gegeben, kann nicht wieder zurückgezogen und solche Schandtaten künftig nicht wiederholt werden." Besonders auffallend war, wie die feindliche Presse den Reichskanzler als Vertreter der vernünftigeren und gemäßigten Richtung der deutschen Regierung lobte. Indes, immer noch war es so: Englisches Lob ist Gift, bedeutete schon in Friedenszeiten „Vorsicht!", „Hüte dich!", in Kriegszeiten für den Gegner direkt „Gefahr".

So kam es, daß die Wirkung des U-Boot-Krieges auf die Stimmung und Wirtschaft Englands sich verlor. Geschickt und findig nutzte der Gegner die Zeit, die er durch die schwankende Haltung der deutschen Regierung gewonnen, und setzte alle Kräfte ein, um Abwehrmittel gegen die U-Boote zu erfinden und zu verwenden. Viele Monate gingen dahin. Seitens des Staatssekretärs des Reichsmarineamts, des Chefs des Admiralstabes, und des Flottenchefs wurde in dringenden Vorstellungen die Überzeugung ausgesprochen, daß angesichts der zahlreichen technischen Schwierigkeiten der Durchführung eines beschränkten U-Boot-Krieges und der vermehrten Möglichkeit der Abwehr keine ernsten Erfolge gegenüber England zu erwarten seien. Nur wenn jeder Schiffsverkehr rücksichtslos vernichtet würde,

könnte es gelingen, England niederzuzwingen. Die politische Leitung indes konnte sich nicht entschließen, den scharfen Maßnahmen zuzustimmen, und kroch vor Amerika zu Kreuze.

Dieser unseligen Politik fiel auch unser verdienstvoller Staatssekretär Großadmiral v. Tirpitz zum Opfer. Es war ein trauriger Abgang mitten im Krieg für uns Seeoffiziere, die wir in ihm den Meister und Schöpfer der Flotte verehrten und seine Grundsätze – gleich bei Beginn des Krieges entschlossen die Flotte einzusetzen, unsere U-Boote ohne Schonung auszunutzen, England also mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln zu schädigen – als die richtigen erkannt und uns zu eigen gemacht hatten. Wäre man seinen Ratschlägen von vornherein gefolgt, hätte man ihm die Führung der Flotte anvertraut, würde England die volle Wucht und Stärke unserer Machtmittel zur See gefühlt haben! Auch die flandrische Küste wäre in das Operationsgebiet der Flotte einbezogen worden. Fest vertrauend der Kampfkraft unserer Flotte war ihr offensives Eintreten, wie die Skagerrakschlacht bewiesen hat, auch gegenüber der zahlenmäßigen Überlegenheit des Feindes kein Wagnis. Selbst wenn es dabei zur Vernichtung eines großen Teils beider Flotten gekommen, wäre der Schlag für England stärker als für uns gewesen; denn die unbeschränkte Seeherrschaft hätte England nicht mehr ausüben können; überall auf den weitverzweigten Kriegsschauplätzen zur See hätte der Ausfall englischer Schlachtschiffe zu unseren Gunsten gesprochen, schließlich konnte die entschlossene Durchführung des U-Boot-Krieges die

Entscheidung bringen. Was hat die Schonung unserer Flotte genutzt? Besser doch ehrenvolle Kämpfe mit der Aussicht, daß jedes unserer Schiffe mindestens eines des Gegners mit auf den Meeresgrund zieht, als der traurige Abschluß des Dramas, das mit dem schimpflichen Leichenzug der abgerüsteten Flotte nach Scapa Flow unter dem Hohngelächter des Feindes begann und durch die tapfere Tat des deutschen Befehlshabers auch auf dem Meeresgrund sein Ende fand.

Der neue Erlaß Anfang März 1916 ordnete an, daß feindliche Passagierdampfer unter Wasser nicht angegriffen werden durften, gleichgültig, ob sie bewaffnet sind oder nicht, und daß feindliche Handelsschiffe im Kriegsgebiet ohne weiteres, alle bewaffneten Handelsschiffe außerhalb des Kriegsgebiets torpediert werden sollten. Wie aber konnte festgestellt werden, ob es sich um ein bewaffnetes oder ein neutrales Schiff handelte? Damit waren dem Verhalten der Kommandanten von neuem Grenzen gesteckt, die sich in der Praxis kaum von der bisher üblichen Methode unterschieden, keinesfalls also einem rücksichtslosen U-Boot-Krieg entsprachen. Die deutsche Regierung wollte es unter keinen Umständen mit den USA. zum Bruch kommen lassen. Trat letzteres ein, so schöpften Frankreich und England als die beiden Hauptgegner neue Kraft und frischen Mut, die Dauer des Krieges wurde verlängert, neue Geldmittel flossen dem Feinde zu, und der moralische Einfluß auf die Südamerikanischen und sonstigen noch neutralen Staaten in Europa würde nicht ausbleiben. Wie aber, wenn unser Nachgeben nur als Schwäche auf-

gefaßt und weitere Versuche Amerikas in gleicher Richtung zu gewärtigen waren? Denn Wilson dachte und fühlte englisch und hatte für den deutschen Existenzkampf nicht das geringste Verständnis. Gelang es ihm, unsere U-Boot-Waffe stumpf zu machen, so hatte er England eine außerordentliche Hilfe gebracht! Schon damals konnte man die Politik Wilsons in den Sätzen zusammenfassen: „Deutschland darf nicht siegen, da dann alles Englische in der Welt zurückgeht. Deshalb muß Amerika alles tun, um ersteres zu verhindern. Das war das wirkliche Gesicht des heuchlerischen Menschheitsapostels und Englandfreundes Wilson. Unsere politische Leitung aber war blind gegenüber seiner Verschlagenheit und Arglist. Diese Kurzsichtigkeit und Unkenntnis amerikanischer Einstellung hat sich später bitter gerächt!

Am 1. Juni 1916 traf die Botschaft vom Kampf und Sieg der Hochseeflotte in der Schlacht vor dem Skagerrak an der Küste ein. Wir müssen uns versagen, eine Darstellung der Schlacht zu geben mit allen ihren Einzelheiten in bezug auf Bewährung der Schiffstypen, der Artillerie- und Torpedowaffe, der Schießfertigkeit der Besatzungen, der Güte von Panzer und Geschoßmaterial sowie der taktisch hervorragenden Führung der Flotte. Jedem deutschen Volksgenossen ist das wahre und erschöpfende Bild dieser Schlacht, die ein glänzendes Ruhmesblatt in der Geschichte der alten Kaiserlichen Marine darstellt, zur Genüge aus unzähligen Vorträgen, aus Lichtbildern und Film bekannt. Ebenso ist dem Fachmann durch Broschüren, Aufsätze und nicht

zuletzt durch das offizielle Admiralstabswerk des Marinearchivs genaue Aufklärung über alle Vorkommnisse gegeben worden. Da wir Seeoffiziere an der flandrischen Küste aber ein besonderes Interesse an dem Seekrieg hatten und bereits früher auf die Bedeutung der Hochseeflotte hingewiesen ist, so können wir die Ruhmestat unserer Kameraden in diesem Werk nicht ganz übergehen. Wir wollen also wenigstens in kurzen Zügen unsere Ansicht und den Eindruck, als die Freudenbotschaft uns Küstenwächter erreichte, hier niederlegen sowie einiges Bemerkenswerte anfügen.

Die Knebelung unserer Hochseeflotte in ihrem Verhalten gegenüber dem englischen Hauptgegner hatte alle Marinekameraden mit Sorge und Betrübnis erfüllt. Unsere braven Landtruppen waren zu Anfang des Krieges auf allen Kriegsschauplätzen von Sieg zu Sieg geschritten und tief in Feindesland eingedrungen. Ihrem Kampfgeist und ihrer kriegerischen Tüchtigkeit gegenüber hatten die Gegner nirgends standgehalten. Abgesehen von dem glänzenden Seesieg des Graf v. Spee und der tapferen Besatzungen des Kreuzergeschwaders bei Coronel sowie dem Seegefecht an der Dogger-Bank war die Hochseeflotte aus verständnisloser Schwäche gegenüber England nun fast 2 Jahre lang von dem uneingeschränkten Gebrauch ihrer Machtmittel abgehalten, hinter Minensperren zum Aushalten und zur Untätigkeit verdammt worden. Was das heißt, kann nur jemand beurteilen, der die Schwere und Eintönigkeit des Borddienstes, noch dazu unter dem Druck steter Kriegsspannung und Kriegsbereitschaft, genau kennt.

Die Kampflust der Besatzungen zu zügeln, ist eine undankbare und unfruchtbare Aufgabe. Niemals durfte dem Seebefehlshaber unter Verhältnissen, wie sie auf deutscher Seite vorlagen, diese Aufgabe zugemutet werden. Unsere in langer Friedensarbeit vorzüglich geschulten Offiziere und Mannschaften wollten und mußten zum Schlage kommen! Es gab für uns nur ein Ziel, eine Pflicht! Mutig wagen! Ran an den Feind! Kampf bis zur Vernichtung! Für England lag der Fall ganz anders. England hatte unbegrenzte Bewegungsfreiheit, übte die Seeherrschaft aus und schwächte uns wirtschaftlich durch die weit hinaus geschobene Blockade. Frei davon konnten wir uns nur machen durch rücksichtslose Niederkämpfung des Gegners!

Nun war endlich nach langer, langer Zeit der Alpdruck von uns genommen und der Gegenstoß erfolgt. Die beiden mächtigen Flotten hatten miteinander abgerechnet. Unsere Flotte hatte aller Welt gezeigt, über welch herrliches Personal und Material sie verfügte, hatte dem weit überlegenen Gegner gewaltige Verluste beigebracht über das Doppelte von dem, was wir selbst an Menschenleben, Schiffen und Torpedobooten eingebüßt. Bereits am 31. Mai mittags wußten wir an der Küste, daß ein Zusammenstoß auf hoher See in der Entwicklung begriffen war. Das Generalkommando konnte aus den Funksprüchen verfolgen, daß unsere großen Kreuzer das Gefecht eingeleitet, daran anknüpfend die Hochseeflotte eingegriffen, und nun eine regelrechte Schlacht mit durchgreifender Torpedobootsverwendung bei Tage stattfand, der bei Einbruch der Dun-

kelheit ein Ansetzen aller Torpedobootsflottillen folgte. Als am 1. Juni genaue Nachrichten über den Verlauf der Seeschlacht und die Verluste auf beiden Seiten bekanntwurden, konnten wir mit Genugtuung feststellen, daß die Erwartungen, die wir von vornherein auf Grund langjähriger Erfahrungen und Mitarbeit auf die Schlagkraft der Hochseeflotte gesetzt hatten, vollauf in Erfüllung gegangen waren. Alle die Befürchtungen, die in schießtechnischer Beziehung beim Vergleich unserer, mit 28-cm- bzw. 30-cm-Geschützen bestückten Schlachtschiffe gegenüber den mit 30-cm- bzw. 34-cm- ausgerüsteten englischen Kampfschiffen öfters laut geworden, waren nicht eingetroffen. Im Gegenteil, die Konstruktions- und die Waffenabteilung des Reichsmarineamts hatten – das muß besonders hervorgehoben werden, da in der Öffentlichkeit hierüber wenig bekannt – die schwierigen Fragen der Panzerung, der Geschützkaliber, Durchschlagskraft und Sprengwirkung der Geschosse in geradezu vorbildlicher und glänzender Weise gelöst. Jahrzehntelange, mit großer Sachkenntnis und Gründlichkeit vorgenommene Versuche führten zu den hervorragenden Leistungen im Ernstfalle. Beispielsweise wurde der englische Schlachtkreuzer „Queen Mary", trotzdem derselbe das stärkere Geschützkaliber hatte, von unserem großen Kreuzer „Derfflinger" in den Grund geschossen. Mehreren gutliegenden Salven unserer 28-cm-Geschütze folgten – wie der Artillerieoffizier vom „Derfflinger" berichtet – gewaltige Explosionen, da unsere Geschosse durch die Panzerung ins Innere des Vor- und Mittelschiffs gedrungen. Das

ganze Vorschiff zuckte in einer einzigen, gewaltigen roten Flamme auf, der eine riesige Rauchwolke nachfolgte. Die Masten stürzten nach der Mitte zusammen, Trümmer flogen in die Luft; immer breiter wurden die viele 100 Meter hohen Rauchschwaden und deckten das Grab des mit seiner ganzen Besatzung in wenigen Minuten vernichteten stolzen feindlichen Schiffes ein! Alle, die wir die Ausbildung in der alten Kaiserlichen Flotte geleitet, besonders wir Artillerie-Lehrmeister fanden eine freudige Befriedigung in diesem großen Erfolg, an dem Geschützbedienung, Feuerleitung und Schießverfahren – durch zahlreiche kriegsmäßige Schießübungen erprobt – gleichen Anteil hatten. Auch erschien es uns wie eine Schicksalsfügung, daß die beiden englischen Schlachtkreuzer „Invincible" und „Indefatigable", die in ungleichem Kampf, an Bestückung, Panzerung und Geschwindigkeit weit überlegen, unsere Kreuzer „Scharnhorst" und „Gneisenau" vom Kreuzergeschwader an den Falklands-Inseln vernichtet, nun ihrerseits von deutschen Geschossen zielsicher getroffen, mitsamt ihren Besatzungen auf den Grund des Meeres versenkt wurden. Schließlich sei nicht unerwähnt, daß die in zahlreichen praktischen Versuchen von uns entwickelte Torpedobootsabwehr bei Nacht sich hervorragend bewährte und es der „Westphalen" gelang, allein 6 feindliche Zerstörer beim Nachtangriff abzuschießen, bevor sie zum Schuß kamen.

Die gesamte militärisch-politische Lage zur See im Juli 1916 erkennt man am besten aus dem Bericht des verdienstvollen Chefs der Hochseeflotte, mit dem er

gegen den abgeflauten U-Boot-Krieg protestierte. Dieser Bericht lautete: „Die Seeschlacht vor dem Skagerrak hat dem Feinde schwere Verluste beigebracht und den Glauben an seine Unbesiegbarkeit erschüttert. Bei Beginn des Herbstes wird die Hochseeflotte nahezu in bisheriger Stärke zum Schlagen bereit sein. Bei glücklichem Verlauf der dann einsetzenden Operationen erhoffe ich zwar weitere Schädigungen der englischen Seestreitkräfte, dagegen kann kein Zweifel bestehen, daß, wie die Dinge nun einmal liegen, selbst der für uns unerwartet glücklichste Verlauf im Kampfe der Flotten an sich nicht dem Krieg gegen England eine entscheidende Wendung zu geben vermag; denn die von der Natur begünstigte Lage des Britischen Inselreichs ist unverrückbar. Sie sichert ihm die verhältnismäßig einfache Sperrung unserer Handelswege nach dem Weltmeer und hindert uns daran, den Krieg durch Invasion in sein Land zu tragen. Angesichts dieser Lage führen meine Überzeugung und die während des Krieges gesammelten Erfahrungen mich erneut zu dem Mittel zurück, das ich bereits zu Beginn des Krieges, als das allein und unter allen Umständen gegen England sieghafte empfehle: zu dem rücksichtslosen U-Boot-Handelskrieg in der Form der Blockade der englischen Küsten. Hierfür hat uns die Vorsehung die Waffen in die Hand gedrückt. Ihre Bestätigung hebt die geographisch günstige Lage Englands auf und kehrt sie in das gerade Gegenteil. Die auf Zufuhr von außen angewiesene Insel wird einer belagerten Festung gleich von der Außenwelt abgeschnürt; die gegen uns gerichtete Aus-

hungerungsblockade wendet sich dann in furchtbarster Gestalt gegen England selbst, wirksam unmittelbar durch Verringerung des Schiffsraums, mittelbar durch den Schrecken, der die neutralen von den verseuchten englischen Gewässern fernhalten wird. Auch die Blokkade Englands gegen uns wird dadurch an Schärfe verlieren. Dagegen erhebe ich auf Grund der hier gesammelten reichen Erfahrungen Einspruch gegen jede abgeschwächte Form des U-Boot-Krieges. Sie widerspricht dem Wesen der Waffe und bedeutet in ihrer Durchführung eine nicht zu verantwortende Gefährdung der Boote und ihrer wertvollen Besatzungen bei nicht annähernd entsprechendem Gewinn. Auch kann mit Sicherheit im voraus gesagt werden, daß jede abgeschwächte Form unweigerlich zu Zwischenfällen führt, wo doch entweder bis zur vollen Schärfe durchgehalten werden muß – trotz des dann vermehrten Odiums, das uns trifft –, oder aber es muß wie bisher zurückgewichen werden vor amerikanischen Forderungen, zur Schädigung unseres Ansehens in der Welt! Für die beschleunigte Aufnahme des rücksichtslosen U-Boot-Krieges in der Form der Blockade gegen England erachte ich aber gerade jetzt die Zeit für gekommen. Die Welt steht unter dem frischen Eindruck der Seeschlacht; die englische Flotte ist infolge ihrer Verluste und Beschädigungen in der Betätigung gehemmt und wird auch zum Herbst wahrscheinlich noch der Entscheidung ausweichen. Die der Flotte zugeteilten U-Boote sind jetzt alle verwendungsbereit und für die Durchführung des rücksichtslosen U-Boot-Krieges rei-

chen sie aus. Sie sind tatsächlich das einzige Mittel, um den Krieg gegen England schnell und sieghaft zu beenden. Über andere Mittel verfügen wir zur Zeit nicht. Wenn trotzdem aus politischen Gründen nicht zu dieser schärfsten Waffe gegriffen werden darf, so bleibt nichts anderes übrig, als die militärische Verwendung der U-Boote so gut, wie sie geht. Ich bitte diese Auffassung Sr. Majestät zur Meldung zu bringen!"

Diese ernsten, eindringlichen Erklärungen des Flottenchefs erfreuten sich der Zustimmung sowohl des Chefs des Admiralstabes wie der Obersten Heeresleitung. Trotzdem also sämtliche militärischen Autoritäten für den rücksichtslosen U-Boot-Krieg eintraten, blieb es im Hinblick auf politische Verwicklungen mit den Vereinigten Staaten bei den bisherigen Bestimmungen.

1916

Feindliche Maßnahmen gegenüber der „Tirpitz"-Batterie / Überraschende Beschießung der Batterie / Unsere alten Bekannten, „die Monitoren" / Endgültige Abrechnung mit dem Landungsgespenst

Weshalb hatte der Feind eine so lange Pause in seinen Unternehmungen gegen die Küste eintreten lassen? Diese Ruhe im Küstenabschnitt bedeutete die Stille vor dem Sturm! Unsere Gegner hatten in Wirklichkeit nicht geruht, sondern sehr energisch gearbeitet, um ihren Hauptfeind – die „Tirpitz"-Batterie – schachmatt zu setzen. In „The Dover Patrol" finden wir die Erklärung für das Verhalten des Feindes. Admiral Bacon schreibt: „Für den Rest des Winters 1915 hörten die Bombardements auf. Ich fühlte, es war nutzlos, irgend etwas von See aus zu unternehmen bis zur Ankunft von „Erebus" und „Terror", den neuen 15-Zoll- (38-cm-) Monitoren. Die Geschütze der neugebauten Batterie bei Knocke („Kaiser-Wilhelm"-Batterie) waren Ende März angeschossen. „Tirpitz" hütete Ostende. Die 12-Zoll-Geschütze in Landlafetten, welche mit der letzteren abrechnen sollten, waren entworfen und in Bestellung gegeben. Auf See wurden wir um mindestens 50 Prozent von den deutschen Batterien an Schußweite übertroffen, sodaß Rauchverschleierung und stärkeres Kaliber das einzig vernünftige Mittel waren, Materialschäden zu vermindern." In diesen Sätzen liegt eine Anerkennung der Tätigkeit und Schießleistungen un-

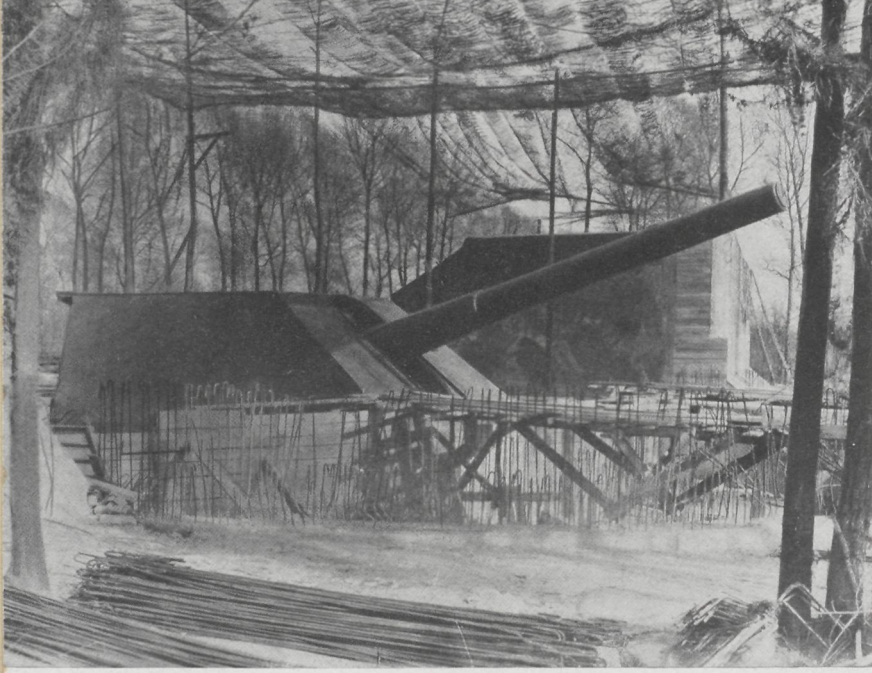
serer Küstenartillerie. Ohne Frage muß unseren schweren Batterien in diesem Abschnitt des Krieges die Feuerüberlegenheit der Küste zugesprochen werden, da sie infolge überragender Schußweite die 12-Zoll-Monitoren in gebührendem Abstand hielten. Doch der Feind – erfindungsreich und zähe – sann auf neue Mittel und Wege, sich die Herrschaft an der Küste zu sichern und sein Ziel – Ostende Werft und Zeebrügge Schleusen lahmzulegen – zu erreichen. Im Sommer 1916 hatten die Engländer ihre Gegenmaßnahmen, der gefährlichen „Tirpitz"-Batterie ordentlich eins auszuwischen, beendet. Die Überraschung gelang, der vom Feind erhoffte große Erfolg blieb jedoch aus.

Am 8. Juli nachmittags geschah dieser Feuerüberfall. Plötzlich gewaltiges Sausen und Brausen in der Luft, mächtige Detonationen, Rauchwolken und riesige Sprengtrichter ganz in der Nähe der Batterie! Kein Zweifel, der Angriff galt der „Tirpitz"-Batterie! Wie sofort festgestellt wurde, kamen die schweren Geschosse nicht von See her, sondern von Land; dort vermittelten Fesselballons und Flieger die Beobachtung der Geschoßaufschläge. Den feindlichen Geschützen gelang es so, sich schnell und sicher mit einigen „Kurz"schüssen an die Batterie heranzuschießen und dieselbe mit einer „Weit"salve einzudecken. Diesem Einschießen folgte dann ein Wirkungsschießen von 3 Uhr nachmittags bis 8 Uhr abends, welches in unserer, mit vier 28-cm Geschützen bestückten, ausgedehnten Batterie Schäden größerer und kleinerer Art und auch eine ernste Gefechtsstörung an einem Geschütz hervorrief. Zunächst

handelte es sich für unsere Feuerleitung darum, die Lage der so überraschend aufgetretenen feindlichen Batterie oder der Batterien festzustellen. Wie aber stets bei plötzlichen Angriffen, war der Vorteil ganz auf der Seite des Gegners, zumal derselbe äußerst geschickt verfahren war. Er hatte nämlich von der Küste bis nach Furnes große Feuer angezündet, deren Rauchentwicklung ein Erkennen des Mündungsfeuers sowohl unseren Beobachtungsfliegern wie den Landbeobachtern außerordentlich erschwerte. Schließlich gelang es, eine feuernde Batterie auszumachen; auf diese wurde alsdann mit dem 2. Geschütz der „Tirpitz"-Batterie auf 16,6 Kilometer das Feuer erwidert. Diese Gegenwirkung war jedoch erfolglos. Der Feind nutzte seine Überlegenheit bis zur Dunkelheit voll aus und feuerte im ganzen etwa 100 Schuß, von denen 40 Einschläge in der Batterie lagen.

Zwei feindliche Treffer lagen dicht beim 3. Geschütz, rissen die Bettung auf und setzten durch die aufgeworfenen Betonstücke dieses Geschütz teilweise außer Gefecht. Im übrigen beschränkten sich die Beschädigungen auf Zerstörungen der Schienengeleise für Munitionszufuhr, Durchschlagen von Telefonkabeln, Behinderungen in der Bedienung der Geschütze durch umherfliegende Erdmassen und Sprengstücke. Trotz der Nähe einzelner Aufschläge waren Verluste am Personal nicht zu beklagen, bis auf einen Leichtverwundeten. In der Nacht wurden alle Geschütze, bis auf das 3. Geschütz und die Munitionszufuhr, wieder gefechtsklar gemacht, die übrigen Schäden, so gut es ging, ausgebessert. Am nächsten Tage, dem 9. Juli, nahm der Feind um 12 Uhr

Einsatz der „Batterie Großdeutschland“



Getarntes Geschütz der „Batterie Pommern“

30 Minuten nachmittags sein Feuer wieder auf. Dieses Mal wurden die feindlichen Batterien jedoch richtig erkannt und von der „Tirpitz"-Batterie mit Flieger- und Landbeobachtung um 12 Uhr 50 Minuten beschossen. Es feuerten die drei gefechtsbereiten Geschütze rund 100 Schuß auf Entfernungen von 20,6 bis 22,2 Kilometer. Das nördliche Geschütz schied 2 Uhr 58 Minuten mit Feuern aus. „Tirpitz" schoß auf dasselbe weiter und machte dann gegen 8 Uhr Zielwechsel auf das südliche Geschütz. Dies letztere feuerte 8 Uhr 30 Minuten zum letzten Male; „Tirpitz" hörte um 8 Uhr 55 Minuten auf. Beide feindlichen Geschütze hatten im ganzen etwa 147 Schuß gefeuert. Mit Ausnahme des bei der ersten Beschießung beschädigten 3. Geschützes waren ernstliche Störungen in der Batterie nicht vorgekommen, jedoch waren von den Bedienungsmannschaften 3 Mann tot, 2 Mann schwer und 1 Mann leicht verwundet. Gleichzeitig mit der „Tirpitz"-Batterie wurden von 3 Uhr 15 Minuten ab auch die Westbatterien der Küste in unregelmäßigen, meistens langen Zwischenräumen beschossen. Es traten jedoch nur kleine Schäden an Kabeln der Feuerleitungsanlagen ein. Gewitzt durch die Rauchverschleierung des Gegners, waren die umfassendsten Vorbereitungen auch unsererseits getroffen, um die Batterien auf die ersten Anzeichen hin, daß eine Beschießung drohte, sofort einzunebeln. Diese Rauchentwicklung wurde immer vollkommener ausgebildet und bestand ihre Probe glänzend, als der Feind am 20. und 21. Juli erneut den Versuch machte, der „Tirpitz"-Batterie einige Treffer beizubringen. Die feindlichen

Schüsse lagen an beiden Tagen „kurz". Unsere Rauchverschleierung verhinderte ein weiteres Einschießen. Der Feind brach sehr bald das Schießen ab, da es für ihn unmöglich war, die Lage der Geschoßaufschläge festzustellen.

Soweit haben wir die Kampfhandlungen geschildert, wie sie von uns, ohne Kenntnis der feindlichen Maßnahmen, empfunden und beurteilt wurden. Ein äußerst glücklicher Umstand ist es, daß unser damaliger Gegner, Admiral Bacon, in seinem Buch „The Dover Patrol" sich eingehend auch über diese Beschießung ausgesprochen hat. Wir haben also – wie es sehr selten bei solchen Kriegsereignissen der Fall ist – die Möglichkeit, die Maßnahmen unserer Gegner kennenzulernen, die Beurteilung unserer eigenen Gefechtshandlung von der feindlichen Seite aus zu erfahren und können schließlich aus dieser Nachprüfung interessante Schlüsse für den modernen Küstenkrieg ziehen. Der Feind hatte als aussichtslos erkannt, Ostende zu bombardieren mit den 12-Zoll-(30-cm-)Geschütz-Monitoren, solange die „Tirpitz"-Batterie in Betrieb war. Sein Bestreben ging dahin, diese Batterie außer Gefecht zu setzen. Zu diesem Zwecke wurde dem britischen Admiral ein 12-Zoll- (30-cm-) Geschütz zur Verfügung gestellt, welches mit einem Monitor nach Dünkirchen gebracht und von dort auf Landwegen in Position gerollt wurde. Anfangs war eine Stellung bei Ost-Dünkerke gewählt. Dieselbe wurde jedoch von unserer Artillerie während des Baues aufgefunden und zerstört. Das Geschütz kam endgültig nach Adinkerke und fand in einem, der benachbarten

Joseph-Farm nachgebildeten, durch Leinwand abgedeckten Hause Aufstellung. Für die Beobachtung der Geschoßaufschläge war eine drahtlose Station zum Verkehr mit den Fliegern, mit den Landbeobachtern in vorgeschobener Stellung und mit den Fesselballons vorgesehen, natürlich auch Telefonverbindungen. Ein Rauchschirm war angelegt, um die feindlichen Stellungen zu verdecken und unsere Beobachtung zu erschweren. Die Gefechtshandlung wird folgendermaßen geschildert:

„Die erste Gelegenheit sollte benutzt werden, um die ‚Tirpitz'-Batterie zu beschießen; aber das Wetter war gegen uns. Ich hatte nicht die Absicht, zu feuern, wenn nicht das Wetter durchaus günstig war, da es töricht gewesen wäre, unsere Position aufzudecken, wenn nicht die Bedingungen zu unseren Gunsten gesprochen hätten. Am 1. Juli 1916 wurde ein Probeschuß mit Schrapnell gefeuert, um die Lafettierung zu prüfen, da ein einzelner Schuß keine Aufmerksamkeit erregte. Alles an der Kanone war in Ordnung, aber das Schrapnell zerbrach in der Luft, und ein Stück kam nahe der Frontlinie nieder, glücklicherweise ohne jemanden zu treffen. General Pouquerol hatte zwei 9,2 Zoll (23 cm) französische Eisenbahngeschütze bekommen und dieselben in geschützter Stellung nahe Coxyde aufgestellt, um zu der gleichen Zeit mit unserem 12-Zoll-Geschütz zu feuern. Jeder Tag wurde nun sorgfältig beobachtet, ob eine Feuerchance war, aber erst am 8. Juli erlaubte das Wetter das Erkennen der Geschoßaufschläge. Die französischen 9,2-Zoll-Geschütze eröffneten ebenfalls das

Feuer. Wir feuerten 21 Schuß mit unserem 12-Zoll-Geschütz. ‚Tirpitz' erwiderte, aber traf nur das alte Enplacement in den Dünen, welches wir verlassen hatten. Am 9. Juli feuerten wir wiederum zusammen mit den Franzosen von 11 Uhr 30 Minuten vormittags bis 7 Uhr 40 Minuten nachmittags. ‚Tirpitz' erwiderte mit 104 Schuß nach den französischen Geschützen. Der französische Oberbefehlshaber zog dann seine Geschütze zurück. Nun, der Batteriekommandeur der ‚Tirpitz'-Batterie war ein sehr weitsichtiger Mann, und ich wußte, daß, sobald wir nur wenige Schuß allein feuerten, unsere Position festgelegt werden und ‚Tirpitz' unser Feuer erwidern würde; zu derselben Zeit würden die Deutschen einen Rauchschirm aussetzen; deshalb, um sie zu täuschen, wurde ‚Lord Clive' mit einem Simulacre-Schornstein aus Leinwand zugetakelt, so daß er wie ein neuer 2-Schornstein-Monitor aussehen sollte, und feuerte frei von See aus zu genau derselben Zeit nach drahtlos übermitteltem Signal Schuß für Schuß, sobald wir mit unserem Geschütz Feuer eröffneten." (So gerissen und geschickt der Feind auch in der Anwendung von Listen war, diese Täuschung ist ihm doch nicht gelungen! der Trick mit den französischen Geschützen dagegen war für ihn erfolgreich. Zweifellos hat auch am 9. Juli die „Tirpitz"-Batterie das 12-Zoll-Geschütz nicht entdeckt, sondern nur die Eisenbahngeschütze beschossen. Mit welchem Erfolge, wissen wir leider nicht; es ist aber anzunehmen, daß „Tirpitz" gut eingeschossen war; denn die Eisenbahngeschütze wurden aus ihrer Stellung entfernt.) „Das Wetter war jetzt

wieder gegen uns, und vor dem 20. konnte das Feuer nicht aufgenommen werden. Dann mußten wir früh aufhören, da der Wind stark gegenan war. Diesmal entdeckte ‚Tirpitz' uns, aber unser Rauchschirm wurde angesetzt, und kein Schaden erfolgte. Am 21. feuerten wir wiederum und ebenso am 3. August, mußten aber früh abbrechen, da Beobachtung unmöglich war, ‚Tirpitz' hatte einen Rauchschirm angewandt."

Es wird darauf noch angeführt, daß das 12-Zoll-Geschütz stark ausgeschossen war und deswegen von weiteren Beschießungen Abstand genommen wurde. Mittels Fliegerphotographie waren die Beschädigungen der Batterie am 9. Juli festgestellt worden. Aus dem Bilde wurde ersehen, daß alle 4 Geschütz-Emplacements getroffen seien – 2 Geschütze wohl vorübergehend außer Gefecht – aber keine der Lafettierungen direkte Treffer erhalten habe. Der britische Admiral faßte ein sehr vorsichtiges Endurteil ab, das folgendermaßen lautete: „Das 12-Zoll-Geschütz konnte wohl die Batterie für kurze Zeit beschädigen, aber in wenigen Tagen würde der Schaden wieder beseitigen sein. Die beste Methode daher wäre, mehr Geschütze bereitzustellen und dieselben für den Fall eines weiteren Vorgehens an der Küste in Reserve zu halten, so daß in dem kritischen Zeitpunkt die ‚Tirpitz'-Batterie derartig beschädigt würde, daß eine Reparatur nicht rechtzeitig genug erfolgen könnte." Dementsprechend handelten auch die Briten und stellten drei 12-Zoll-Geschütze sowie eine Anzahl von 9,2-Zoll-Geschützen auf. Admiral Bacon schreibt dann noch über die praktischen Erfah-

rungen, die aus dem Schießen auf große Entfernungen genommen wurden, und sagt mit berechtigtem Stolz, daß dies sowohl im Kriege wie im Frieden die erste Gelegenheit gewesen, wo ein systematisches Schießen nach Beobachtung auf Entfernungen von 30000 Yards (27,4 Kilometer) durchgeführt sei. Wir sehen davon ab, die für den Fachmann immerhin wertvollen Aufzeichnungen in ballistischer Beziehung hier wiederzugeben, da dieselben für uns Deutsche nichts neues enthalten und den Laien nicht interessieren. Was das Schießen auf große Entfernungen betrifft, so dürfen wir beanspruchen, hiermit den Anfang gemacht und unsere Feinde in der Beziehung noch weit übertroffen zu haben. Es sei nur noch erwähnt, daß der Gegner anerkennt, unsere Rauchverschleierung mit schwarzem und weißem Rauch habe ein Beobachten der Geschoßaufschläge unmöglich gemacht.

Unsere Bekannten – die Monitoren – arbeiteten währenddes, abgesehen vom Patrouillendienst an der Netzsperre, offensichtlich nach einer anderen Schießmethode. Sie beliebten gegen Abend sich mit einigen Schüssen nach Westende einzuschießen und dann, besonders bei Mondschein, etwa um Mitternacht, das Schießen fortzusetzen. Jede Nacht fielen annähernd 50 Schuß, und mehrere Nächte hintereinander dauerte die Beunruhigung. Hatte schon am Tage diese Art Schießen nicht viel Erfolg, so erst recht nicht bei Nacht. Die Mehrzahl der Geschosse lag am Strand. Manchmal erhielt auch eins der zerschossenen, unbewohnten Häuser einen Volltreffer, der es vollends zerstörte und den Haufen von Ruinen um

eine neue vergrößerte. Eine Erwiderung dieses nächtlichen Feuers hatte keinen Zweck. Die „Tirpitz"-Batterie wurde gefechtsklar gehalten für besonders günstige Gelegenheiten, falls die Monitoren aus ihrer Ecke herauskommen sollten; im allgemeinen aber wurde wegen der unsicheren Beleuchtung und der Bedeutungslosigkeit des feindlichen Feuers von Gegenmaßnahmen abgesehen.

Im August und September tauchten die Nachrichten von einem großen Angriff auf die flandrische Küste von neuem auf. Von allen Agenten wurden übereinstimmend die wunderbarsten Berichte über entsprechende feindliche Vorbereitungen eingeliefert, über zusammengezogene Geschwader in Dover und Sheerneß, Massen von Fischerfahrzeugen auf der Reede von Dünkirchen, über große Landungskorps, die täglich mit eigens dazu hergerichteten Prähmen (querlaufende Stege konnten sie in kürzester Zeit zu einer großen, bequemen Landungsbrücke verbinden) und Motorbooten Ein- und Ausschiffung von Truppen und Geschützen übten. In der Tat konnten auch unsere Flieger solche Übungen mit eigenen Augen beobachten. Und doch war alles dazu bestimmt, uns zu täuschen. Dem gerissenen Feind lag nur daran, den Kampfabschnitt Nieuport unausgesetzt zu beunruhigen und die Oberste Heeresleitung bei der bevorstehenden großen Offensive an der Somme zu veranlassen, Truppen an die Küste zu werfen. Sogar der Dampferverkehr nach Holland wurde von der Britischen Admiralität in gleicher Absicht eingestellt. Alle diese Mittel waren so wirksam, daß allgemein auf

unserer Seite geglaubt wurde, nunmehr stehe eine Landung an der Küste unmittelbar bevor. Das Gerücht nahm die wunderlichsten Formen an. Zeebrügge besonders war der bedrohte Punkt und sollte durch eine fabelhafte Flotte von Großkampfschiffen, unter Mithilfe von 6 Luftschiffen und ungeheuren Fluggeschwadern, dem Erdboden gleichgemacht werden. Immerhin, man mochte nun diesen Nachrichten trauen oder nicht, es durfte nichts versäumt werden, und alle Vorbereitungen mußten so getroffen werden, daß der Feind, falls er kommen sollte, auf den härtesten Widerstand traf. Aus diesem Grunde wurde unaufhörlich an der Sicherung der Küste gearbeitet. So erhielten die provisorisch angelegten Stützpunkte und Schützengräben weitere ausgedehnte Verstärkungen und Stacheldrahtverhaue, zweite und dritte Stellungen wurden landeinwärts ausgehoben und durch gedeckte Anmarschwege mit den Befestigungen an der Küste verbunden. Auf Anforderung des Generalkommandos waren vier 38-cm-S.-K. L/45 zur Verfügung gestellt, von denen ein Geschütz in einer besonderen Stellung im Park von Moere zur Beschießung von Dünkirchen bestimmt und drei Geschütze in einer neuen Batterie östlich von Breedene – der „Deutschlandbatterie" – verwandt werden sollten. Auch an der holländischen Grenze wurden infolge der nicht aufhörenden Alarmnachrichten über die hochgradige Spannung zwischen Großbritannien und Holland die Arbeiten, die eine Weile geruht hatten, wieder aufgenommen. Zusammenfassend wollen wir in kurzen Zügen berichten, was in dieser Periode – Som-

mer und Herbst 1916 – zur Abwehr einer Landung für Vorkehrungen getroffen waren.

Eine feindliche Landung konnte entweder an der in unseren Händen befindlichen flandrischen Küste oder, unter Verletzung der holländischen Neutralität, an der Küste von „Seeländisch Flandern" südlich der Scheldemündung erfolgen. Das Rückgrat der Verteidigung waren die Küstenbatterien und die fest eingebauten Maschinengewehrstände zu je zwei Gewehren am Strande. Zum Fliegerschutz der Küste dienten drei 10,5-cm- und fünfzehn 8,8-cm-Flaks, die, wenn nötig, auch zur Landungsabwehr herangezogen wurden. Außerdem waren noch einige ältere Flankierungsgeschütze zur Strandbestreichung vorhanden. Die infanteristische Besetzung der Küste wechselte stark und war meistens recht schwach. Im Küstenabschnitt waren in der Regel nur 3 Bataillone eingesetzt sowie einige Radfahrkompanien. Die Infanterie besetzte die zwischen Ostende und Wenduyne sowie östlich von Knocke angelegten Stützpunkte und einige wichtige Strandabschnitte, von denen aus die Hafeneinfahrten von Zeebrügge und Ostende unter Feuer gehalten werden konnten. Versuchte der Feind eine Landung, so konnte er bei Tage und sichtigem Wetter bereits auf 27 Kilometer Entfernung von der Küste an jedem Punkt unter Feuer genommen werden. Es war also anzunehmen, daß ein Niederkämpfen der Befestigungen durch eine feindliche Flotte von See aus und Einsatz schwerster, weittragender Artillerie von Land aus jeglicher großen Landungsoperation vorausgehen würde. Als wahrscheinliche, vom Gegner

gewählte Landungsstelle kam demnach Raversyde und Westende-Strand in erster Linie in Betracht, weil diese Orte mitten im Feuerbereich der feindlichen Geschütze auf See und Land lagen.

Bei Nacht und unsichtigem Wetter sowie bei künstlichem Nebel konnte eine Transportflotte unbeschossen herankommen, bis sie von den 3 bis 5 Kilometer von der Küste auf Vorposten liegenden Torpedo- bzw. U-Booten und Fischdampfern durch Funkspruch oder Raketensignale gemeldet wurde. Für diesen Fall war das Legen von Sperrfeuer vor der Küste angeordnet. Die Abgabe von Sperrfeuer war so vorbereitet, daß jeder Punkt vor der Küste im Abstand von 3 Kilometern (äußere Sperre), 2 Kilometern (mittlere Sperre), 1 Kilometer (innere Sperre) automatisch unter Feuer genommen wurde. Die Sperrfeuerbreite betrug für jedes Geschütz je nach Kaliber 100–250 Meter. Sollte es dem Gegner gelingen, die Sperrfeuerzone zu durchbrechen und sich in Prähmen, Booten, Tanks usw. der Küste zu nähern, so kam er in das Feuer der Flankierungsgeschütze und Maschinengewehre. Eine Landung war nur möglich, wenn diese Strandbestreichung versagen sollte. Glückte trotzdem die Landung, so wurde die Einbruchsstelle durch die Küstenbatterien unter Feuer genommen und durch Legen von Sperrfeuer eine Verstärkung der Landungstruppen verhindert. Um den eingedrungenen Gegner sofort wieder hinauszuwerfen, setzten zunächst an der bedrohten Stelle die Radfahrkompanien ein, die infolge ihrer Beweglichkeit rasch dorthin gelangten. Weitere Reserven waren in und bei

Ostende sowie in Brügge bereit – meistens 3 bis 4 Bataillone –, die mit den von Brügge nach Knocke, Heyst, Blankenberge, Ostende führenden Bahnen oder mit Kraftwagen in kurzer Zeit an die Küste herangeführt wurden. Alarmzüge und Kraftwagenkolonnen waren hierfür klargehalten.

Gegen den Versuch einer Landung an der holländischen Grenze von Seeländisch-Flandern war der Einsatz von zwei 10,5-cm-Geschützen, einem 15-cm-Geschütz, zwei 21-cm-Geschützen und einem 30,5-cm-Geschütz vorgesehen. Von der „Kaiser-Wilhelm-II."-Batterie konnten die Einfahrten zur Westerschelde und Vlissingen unter Feuer genommen werden. Bedrohte der Gegner unsere rechte Flanke an der Küste östlich Knocke, so traf er auf eine von der See bis nach Maldegem mit Infanteriestützpunkten, Maschinengewehr-, Artillerieständen, Beobachtungsstellen sowie starken Stacheldrahtverhauen versehene, nach allen Erfahrungen des Stellungskrieges angelegte Verteidigungsstellung. Auch Fernspruch und Lichtsignalverbindungen waren vorgesehen. Führer und Mannschaften wurden für diesen besonderen Gefechtsfall sowie für alle sonstigen Landungsmöglichkeiten durch überraschend angesetzte Übungen, die bei jedem Wechsel der Küstenbesatzung wiederholt wurden, geschult.

Im Zusammenhang mit der Schilderung unserer Vorbereitungen zur Abwehr einer feindlichen Landung wollen wir nun die feindlichen Maßnahmen einer kurzen Betrachtung unterziehen, die Admiral Bacon in „The Dover Patrol" dargestellt hat. Es handelt sich um

einen gewaltsamen Angriff auf Ostende sowie um eine mit 3 Divisionen zu unternehmende Landung bei Westende, zwei Operationen, die nur geplant waren, jedoch niemals zur Ausführung kamen. Der Angriff auf Ostende, der vom Feinde Ende 1915 entworfen war, sollte überraschend bei Tagesanbruch erfolgen. 6 Monitoren mit 12-Zoll-Geschützen steuerten Ostende zwischen 2 Reihen von geschleppten, Rauch erzeugenden Booten an und liefen nach besonderen Dispositionen direkt in die Einfahrt und den Hafen ein. Jeder Monitor hatte in nächster Umgebung etwa 20 Fahrzeuge mit Landungstruppen. Der Anmarsch und das Einlaufen erfolgte in Kiellinie. Nach dem Einnehmen der vorher bestimmten Plätze sollten die Monitoren mit ihren schweren Geschützen die inneren deutschen Batterien niederhalten und mit Maschinengewehren die Landung der Truppen unterstützen. Auf Einzelheiten wird hier nicht näher eingegangen, nur soviel sei gesagt, daß, nachdem die Batterien in und um Ostende sowie die Stadt selbst genommen, im ganzen 3 Divisionen Landungstruppen an Land geschafft, die alsdann der französisch-britischen Armee von Nieuport und Ypern aus die Hand reichen sollten. Der Plan war tollkühn, gut durchdacht und vorbereitet. Der britische Admiral sagt selbst wörtlich: „Die Operation zur See ist ohne Zweifel riskant, aber nicht unmöglich. Ihr Erfolg liegt in der Überraschung, im Verschleiern der Aktion durch Rauch, und vor allem in der Tatsache, daß wir genau wissen, was wir tun sollen und beabsichtigen zu tun, während der Feind das nicht kann. Der Gegner hat in wenigen Augenblicken

zu beurteilen, was sich ereignet hat, und sofort Methoden festzulegen, um dies Problem, dessen Einzelheiten er nur erraten kann, zu bekämpfen. Gibt man ihm die Vorgänge, so wie sie uns vorliegen, bekannt und 2 Stunden, um Vorbereitungen zu treffen, so würde er uns besiegen; aber hat er nur eine dunkle Andeutung davon und 10 Minuten zum Handeln, so sind die Chancen zu unseren Gunsten." Hierin liegt allerdings der Kern des ganzen Problems! Wir müssen offen bekennen, daß wohl keiner unserer verantwortlichen Führer an eine derartige waghalsige Unternehmung mit 6 Monitoren und einer Transportflotte ohne vorheriges Niederkämpfen der Befestigungen in den Hafen von Ostende einzulaufen gedacht hat! Also die Überraschung über die Art des Angriffes bestand, auch ist das Geheimnis vorzüglich gehütet worden. Etwas anderes aber ist, ob die Ausführung selbst geglückt wäre. Die damalige Rauchverschleierung war noch höchst unvollkommen und konnte in solch großer Flotte kaum gelingen. Unsere Batterien waren auf der Hut! Die geringste Stockung beim Einlaufen in die Molen mußte Verwirrung bringen und Katastrophen herbeiführen! Wehe dem Feind aber, wenn er im Innenhafen angelangt war! Jeder Zweifel auf unserer Seite verschwand, sobald der erste Monitor die Molen ansteuerte. Alle Batterien hätten sofort ihr Feuer auf die Einfahrt und den Hafen vereinigt. In diesem Hexenkessel wäre unter den Monitoren und Transportfahrzeugen Tod und Verderben durch unser Feuer angerichtet; nach alter Erfahrung aber hätten die Monitorgeschütze die nächsten Batterien nicht niederge-

kämpft, ebensowenig wie ein Kampf in der Stadt selbst aussichtsvoll gewesen wäre. Sowohl die „Tirpitz"- wie die „Hindenburg"- und „Irene"-Batterie hätten ihr Vernichtungswerk bis zum Ende durchführen können, auch die 8,8-cm-Flak ganz in der Nähe der Werft lag sehr günstig zur Verteidigung. Alles in allem kann der Feind von Glück sagen, daß der Plan nicht zur Ausführung gekommen. Von unserer Seite muß es bedauert werden. Die lästigen feindlichen Monitoren wären selbst in die Falle gegangen; heraus konnten sie nicht mehr! In unserem Besitz hätten sie uns die wertvollsten Dienste an der flandrischen Küste leisten können. Gerade das, was zur Verteidigung derselben fehlte, wäre uns durch einen solchen tollkühnen Streich des Feindes zugefallen!

Nun die Landung! Der Plan dazu ist in dem Kopf des britischen Admirals anfangs 1917 entstanden. Man muß ihm lassen: an erfindungsreichen Gedanken fehlte es nicht, sorgfältiges Studium aller Einzelheiten, praktische Erprobungen, vorbereitende Übungen, schärfste Maßnahmen zur Hütung des Geheimnisses kennzeichnen die Energie und Umsicht, mit der die Pläne verfolgt wurden – der erste Schritt zum Gelingen! Dennoch hat die Unternehmung etwas Phantastisches an sich! Als Landungsbrücke dienten Riesenpontons von 550 Fuß (168 Meter) Länge, 30 Fuß (9 Meter) Breite und 2500 Tonnen Deplacement, die je 2 Monitoren vor sich herschoben. Alle Schwierigkeiten der Befestigung dieser Pontons, der Verbindung der beiden Monitoren untereinander und des Steuerns mit denselben wurden überwunden. Drei Stellen bei Westende waren für die Lan-

dung in Aussicht genommen: „Fan", „2 Maison Isolée" und „Hospital". An jeder Stelle sollte eine Division an Land geworfen werden. Die Wasserverhältnisse, Gezeitenströmungen waren aufs genaueste studiert und festgelegt worden. Für die Ansteuerung der richtigen Punkte waren die umfassendsten Vorbereitungen durch Auslegen von Leuchtbojen getroffen. Um die Böschung der Strandstraße bei Middelkerke zu erklimmen, waren „Tanks" besonders eingerichtet und vorher an gleichartigen Mustern der französischen Küste erprobt worden. Auf alles andere kann hier nicht näher eingegangen werden. Die Dispositionen waren jedenfalls auf das eingehendste festgelegt. 80 Motorboote waren für den Rauchschirm bestimmt. Für Scheinunternehmungen und Beschäftigung der ganzen Küste, um die eigentlichen Landungsstellen zu verheimlichen, war gesorgt. In der Tat war kaum etwas vergessen, um den Erfolg sicherzustellen! Wenn wir rückblickend diese Maßnahmen des Feindes überlegen und ganz objektiv zu unserer eigenen Belehrung beurteilen, so müssen wir wiederum, wie beim Angriff auf Ostende, bekennen, daß die Art der Ausführung uns sicherlich gewaltig überrascht und vor eine schwere Aufgabe gestellt hätte. Die Einbruchsstellen selbst wurden allerdings auch von uns als die wahrscheinlichsten Punkte für eine Landung angesehen. Es muß ausgesprochen werden, daß es dem Feind wohl gelungen wäre, mit den vorzüglichen Rauchverschleierungsmitteln, die ihm zu Gebote standen, unbemerkt an die Küste heranzukommen, zumal die Scheinmanöver weiter ostwärts uns stark in Anspruch

genommen und abgelenkt hätten. Gesetzt auch den Fall, daß unser Sperrfeuer rechtzeitig eingesetzt hätte, den Feind hätte es kaum aufgehalten. Soweit wäre alles wohl günstig für den Gegner verlaufen, auch soll ihm zugestanden werden, daß seine „Tanks" die Böschung hinaufgekommen wären. Was aber nun? Die Hauptschwierigkeit lag vor ihm! Das war die Dünenkette. Die erste Verteidigungslinie, voll von Stacheldrähten, Maschinengewehren, Bootskanonen, dazu das enfilierende Feuer der Strandmaschinengewehre und das Feuer unserer Westbatterien. Tanks konnten wohl auf der Strandstraße Verwendung finden, aber nicht in den Dünen. Zugegeben auch, daß der Gegner infolge seiner Übermacht die erste Linie nahm, dann fand er eine zweite, dritte Verteidigungsstellung vor, an denen sein Angriff erlahmen mußte, und sehr bald wäre er auch seitlich an der Einbruchsstelle abgeriegelt worden. Mittlerweile aber hätte ein gewaltiges Feuer aller Batterien um Ostende, die gänzlich intakt waren, mit Einschluß der „Deutschland"-Batterie und der bereits fertigen „28-cm-Eisenbahnbatterien" auch nach See zu eingesetzt, um Monitoren und Verstärkungen zu vernichten. Für uns wäre der Fall eingetreten, der in unseren Maßnahmen vorgesehen war, wenn dem Feind das erste Festsetzen an Land glückte. Unsere Reservetruppen wären bald eingetroffen. Ohne die Möglichkeit, Munition und Verpflegung ergänzen zu können, wären auch die ansehnlichen Streitkräfte des Feindes in der Stärke von 3 Divisionen der Vernichtung preisgegeben worden. Es war sehr klug von dem feindlichen Oberkom-

mando gehandelt, diesen Landungsversuch nur zu unternehmen, wenn die Truppen der Alliierten unsere Front bei Ypern durchbrochen und Roulers erreicht hätten! Da es ihnen nicht gelang, unseren Widerstand zu überwinden, wurde das Projekt, das Admiral Bacon so ausführlich und stolz geschildert hat, endgültig aufgegeben.

Mit diesen Betrachtungen wollen wir die Landungsoperationen an der flandrischen Küste abschließen. Tatsächlich hat der Feind, abgesehen von dem mißglückten Teilangriff auf Zeebrügge und Ostende im April 1918 zur Verblockung dieser Häfen, es nicht gewagt, einen Großangriff unter Zuhilfenahme aller ihm zu Gebote stehenden Streitkräfte und Landung gewaltiger Truppenmassen zum Wiedergewinn der flandrischen Küste durchzuführen. Daß der tollkühne tapfere Gegner hiervon Abstand genommen, ist wohl zunächst dem Fehlschlag der Dardanellenunternehmung zu verdanken, dann aber der durch seine Flieger ihm bekannten, schnellen und starken Befestigung der Küste unsererseits von der holländischen Grenze bis nach Nieuport. Vorzüglich indessen verstand es der Engländer, uns immer wieder seine Landungsabsichten vorzutäuschen. Das Landungsgespenst hat uns viele unruhige Tage und Nächte verursacht. Hiermit soll auch ihm in diesem Buche endgültig der Hals umgedreht werden.

NEUNTES KAPITEL

1916

Weitere Beschießungen von See und von Land aus / Die Marine-Infanterie-Brigade in der Sommeschlacht / Lehren aus der Sommeschlacht / Die militärische Lage im Westen Ende 1916 / Verdoppelte Tätigkeit zur Abwehr einer neuen Offensive im Frühjahr 1917

Am Sonntag, dem 24. September, fielen plötzlich bei unsichtigem Wetter einige Schüsse schweren Kalibers, die in der Nähe der Zeebrügger Mole einschlugen. Weder Monitoren noch Flieger waren zu sehen. Es wurden 12 Schuß gezählt, von denen einige an Land einschlugen, aber keinerlei Schaden anrichteten und kein bestimmtes Ziel erkennen ließen. Was dieser Feuerüberfall bezweckte, war nicht herauszufinden. Vielleicht ist die Annahme richtig, daß es sich um ein Anschießen der 15-Zoll-(38-cm-)Geschütze der Monitoren „Terror" und „Erebus" handelte und um eine Erprobung der Feuerleitung für eine zukünftige Beschießung von Zeebrügge auf sehr große Entfernungen nach neuen Methoden. Somit standen uns neue Überraschungen im Küstenkriege bevor, die wir damals noch nicht ahnten. Sie kamen auch im Jahre 1916 nicht mehr zur Ausführung, sondern erst das Jahr 1917 brachte hierüber Klarheit.

An der Landfront, gegen Nieuport, versuchte der Feind immer von neuem, sich auf die „Tirpitz"-Batterie einzuschießen. Es gelang ihm jedoch nicht; denn die vorzüglichen Nebelvorrichtungen traten rechtzeitig in Gebrauch und verhinderten jegliche sichere Beobach-

tung. Dagegen wurden die Küstenbatterien westlich von Ostende, gegen die der Feind eine gute Beobachtungsmöglichkeit hatte, öfters in Mitleidenschaft gezogen. So erhielten die Batterien „Antwerpen" und „Cecilie" am 8. Oktober wohl 200 Schuß. In der Batterie „Antwerpen" lagen 40 Einschläge. Der Erfolg war gering, ein Geschütz war vorübergehend außer Gefecht; jedoch hatten wir den Verlust von 4 Toten, 3 Schwer- und 7 Leichtverwundeten zu beklagen. Die erhöhte Gefechtstätigkeit an der Nieuportfront, die in diesen Monaten nicht abriß, hing offenbar mit der großen Offensive an der Somme zusammen. Der Feind wollte durch die andauernde Beunruhigung der Küstenfront unsere Reservetruppen von der Somme fortziehen. Hierauf ging freilich die Oberste Heeresleitung nicht ein. Im Gegenteil, unsere Küstenverteidigungstruppen wurden immer mehr gelichtet, waren jedoch durchaus ausreichend, den ersten Ansturm bei Angriffen erfolgreich auszuhalten. Ende September erhielt auch die Marine-Infanterie-Brigade den Befehl, zur Kampffront an der Somme zu stoßen. An ihre Stelle traten ausgebrannte Regimenter des Heeres. Damit kam unsere bewährteste Marinetruppe, der wir nebst den ihr zur Seite kämpfenden braven Matrosen-Regimentern das zähe Aushalten im Landabschnitt gegen Nieuport und damit die Sicherheit des Flügels der 300 Kilometer langen großen Westfront des deutschen Heeres gegen feindlichen Einbruch verdanken, wieder mitten hinein in das Schlachtengetümmel der Großangriffe.

Wir folgen in unserer Schilderung größtenteils den

Aufzeichnungen des Kommandeurs des Marine-Infanterie-Regiments 2, „Der Abwehrkampf gegen englische Massenangriffe am 1. und 2. Oktober 1916“: „Das Regiment wird eingesetzt. Allmählich rücken die Bataillone an den Brennpunkt der Schlacht heran. Von der Ferne rollt unaufhörlich dumpfer Donner. Näher, immer näher rückt die Truppe. Jetzt klingt es wie gewaltiges Trommeln, das ohne Unterbrechung anhält. Am nächsten Tage ist das Regiment mitten in der Hölle selbst. Während der Ablösung des I. Bataillons des Marine-Infanterie-Regiments 2 liegt auf den Anmarschwegen und den Stellungen an der Somme äußerst heftiges Artilleriefeuer, das die ganze Nacht zum 1. Oktober über anhält. Das Artilleriefeuer steigert sich vormittags zum Trommelfeuer, wobei sämtliche Kaliber bis zu den schwersten vom Feind eingesetzt werden. Nachmittags $4^1/_2$ Uhr beginnt der Massenangriff der Engländer auf die Stellung des I. Bataillons. Den feindlichen Schützenlinien folgen dichte Kolonnen. Das angeforderte Sperrfeuer unserer Artillerie setzt sehr schnell und gutliegend ein. Mindestens 20 feindliche Flieger überfliegen ständig die vorderste Linie und beschießen sie heftig mit Maschinengewehren. Der Angriff des Gegners vor der Front der 1. und 2. Kompanie ist zusammengebrochen. Dagegen ist der Gegner gegen $6^1/_2$ Uhr abends auf dem linken Flügel der 3. Kompanie eingedrungen. Die 7. Kompanie erhält Befehl, den Gegenstoß auszuführen, wartet jedoch, da der Feind die Einbruchsstelle erweitert und die Dunkelheit die Erkundung erschwert, noch die im Morgengrauen eintreffenden Verstärkungen ab.

Am 2. Oktober um 8 Uhr morgens gelingt es der 7. Kompanie und Teilen der 3., 4. und 6. Kompanie, den Feind aus unserer Stellung zu vertreiben und die Verbindung mit den Nachbartruppen herzustellen. Der Gegner wird zum Teil über seine Ausgangsstellungen zurückgeworfen und erleidet sehr starke Verluste. Aus dem wiedergewonnenen Graben werden 2 Offiziere, 12 Mann (Kanadier) und 2 Maschinengewehre eingebracht. Die 6. Kompanie verlor bei dem Gegenangriff durch Tod und Verwundung sämtliche Offiziere."

Mit vorstehender knapper Darstellung einer einzelnen Gefechtshandlung eines Regiments mußten wir uns in diesem Werk begnügen, um nicht zu weitläufig zu werden. Alles Nähere über die gewaltigen Kämpfe und Heldentaten dieser tapferen Truppe geht aus den Regimentsgeschichten hervor. Insbesondere sei noch auf die Geschichte „Das Marine-Infanterie-Regiment 1 – 1914 bis 1918" verwiesen. Wer diese mit großer Sorgfalt und wuchtiger Darstellungskunst gemachten Aufzeichnungen von Führer und Mann liest, bekommt ein Bild von den übermenschlichen Anforderungen, die an die Pflichttreue der braven schwarzen Jäger gestellt wurden, von ihrem beispiellosen Aushalten im schwersten feindlichen Feuer und von ihrem fabelhaften Angriffsschneid. Ende Oktober wurde die Marine-Infanterie-Brigade an der Somme abgelöst und kehrte zur Küste zurück. Alle 3 Regimenter hatten die ihnen angewiesenen Stellungen gehalten und sich vorzüglich geschlagen. In einem Armeebefehl wurde der tapferen Truppe volle Anerkennung ausgesprochen. Es heißt darin: „Die

Tüchtigkeit der Brigade ist über alles Lob erhaben, sie zählt zu den besten Truppen, die der Armee in den schweren Kämpfen unterstellt gewesen sind."

Die Erfahrungen aus der Schlacht an der Somme, die uns einen Überblick über den damaligen Stand des Stellungskrieges geben und auch für unsere im Grabenkampf verwandten Marinetruppen Geltung hatten, waren in kurzen Umrissen folgende: Es gilt, mit möglichst geringen eigenen Verlusten die Angriffskraft des Gegners, der an Menschen, Geschützen, Maschinengewehren, Munition und Fliegern um das Mehrfache überlegen ist, zum Zermürben zu bringen und zu zerschlagen. Der Angriff wird vom Gegner mit an Zahl weit überlegener Artillerie und Aufwand einer unerhörten Munitionsmenge zunächst rein artilleristisch geführt. Er belegt die Anmarschwege zu unseren Stellungen, die Mulden dahinter, die Artilleriestellungen, die Unterkunftsorte der Bereitschaften mit heftigem, andauerndem Wirkungsfeuer, dabei unsere vordersten Stellungen mit Trommelfeuer sturmreif machend. Verschiedentlich sucht er auch schwache Stellen in unserer Front aus, die er mit seinem Artilleriefeuer tottrommelt, um so eine Lücke zu brechen, von der ein Aufrollen der Front möglich ist. Sobald der Feind glaubt, daß unsere Widerstandskraft geschwächt, setzt er seine Infanteriemassen zum Angriff an. Lokale Gegenangriffe müssen unsererseits unverzüglich nach dem Eindringen des Feindes von Truppen der zweiten Linie gemacht werden. Dadurch wird die feindliche Artillerie ausgeschaltet, und die Entscheidung fällt ausschließlich zwischen unseren hoch-

wertigen, besser ausgebildeten und der durch den Sturm durcheinandergekommenen minderwertigen feindlichen Infanterie. Die Erfahrung hat gezeigt, daß hier kleine Trupps an entscheidender Stelle unter energischer Führung viel mehr erreichen als große, ungelenke Menschenmassen. Bei der Verteidigung ist stets als Grundsatz festzuhalten, daß die Infanterie jederzeit tief gegliedert so im Boden bereits gestellt ist, daß keinerlei Truppenverschiebungen im Falle eines Angriffs vorgenommen werden brauchen. Jeder Angriff muß an der Tiefe der Gliederung zerschellen.

Also ist erforderlich eine ganz dünne Besetzung bei Tage in den allervordersten Linien; sie vertragen auch das schwerste Artilleriefeuer mit verhältnismäßig geringen Verlusten. Nahe dahinter (etwa 150 bis 200 Meter) sind in einer zweiten Linie die Reserven für die erste Linie zum lokalen Gegenstoß untergebracht (z. B. von einer Kompanie liegen 1 Zug in der ersten, 2 Züge in der zweiten Linie). Bei Nacht ist eine stärkere Besetzung der ersten Linie nötig (z. B. 1 Zug mehr nach vorne), und Horchpatrouillen sind vorzuschieben. Maschinengewehre dürfen gleichfalls in der vordersten Linie nur vereinzelt sein; die Masse der Maschinengewehre muß in der zweiten Linie oder im Zwischengelände an wichtigen, flankierenden Punkten, möglichst der Lufterkundung und dem Feuer entzogen, gedeckt aufgestellt sein. Die Dreiteilung des Regiments muß so lange wie möglich auch im Gefecht durchgehalten werden: 1 Drittel des Regiments in erster und zweiter Linie, 1 Drittel in Bereitschaft in den hinteren Stellungen,

1 Drittel in Ruhe außerhalb des Feuerbereiches. Unsere Artillerie, an Zahl weit unterlegen und mit knapper Munition versehen, darf sich nicht in der Hauptsache mit der feindlichen Artillerie beschäftigen, sondern hat die Aufgabe, die vorgerückte feindliche Infanterie aufzureiben. Gelingt dies, so ist jeder Bodengewinn für den Feind unmöglich; denn nicht die feindliche Artillerie, sondern die Infanterie tritt letzten Endes den Weg über unsere Gräben an. Menschen zerschlagen, nicht Material, muß die Losung in der Verteidigung sein! Das Material kann der Feind aus den Fabriken der ganzen Welt rasch wieder ersetzen, die Menschen gehen ihm allmählich aus!

Seitdem der Stellungskrieg die Oberhand hat und die großen Schlachten bei Verdun und an der Somme stattgefunden, müssen wir erkennen, daß die Feinde uns in manchen Punkten zu überholen beginnen. Die Mittel der Kriegführung haben sich geändert. Die Technik hat gewaltige Fortschritte gemacht. Man bedenke an die neue Bewaffnung und Ausrüstung der Infanterie, Vermehrung der Artillerie, Vergrößerung der Kaliber und Schußweiten, den ungeheuren Munitionseinsatz, an Minenwerfer, an die Gaswaffen, die Entwicklung der Luftstreitkräfte, des Nachrichtenwesens! Die Entwicklung ist in vollem Fluß! Jeder Tag bringt Neues! Wenn auch die bewährte innere Überlegenheit des deutschen Heeres noch besteht, in manchen Dingen haben wir zweifellos das Neuartige langsamer erfaßt als unsere Gegner. Es ist also nötig, schnell und gründlich umzulernen. Das kann nur durch Spezialoffiziere, Spezialkurse geschehen,

durch Nutzbarmachung aller Erfahrungen und Fortschritte in Taktik und Technik. Die Schlachten von Verdun und an der Somme haben in ihren Erfolgen und Mißerfolgen auf die militärische Lage an sich geringen Einfluß gehabt. Einige verlorene Quadratkilometer können wir ebenso verschmerzen wie unsere Gegner. Empfindlich sind aber die außerordentlichen Abgänge an Menschen und Gerät nicht allein für uns, sondern auch für den Gegner. Unser Bestreben muß dahin gehen, die feindlichen Verluste wesentlich höher als unsere zu halten. Jeder in diesem Sinne nicht haushälterische Einsatz von Menschen, jede Verschwendung von Mitteln aller Art – mögen sie dem Kampf oder der Arbeit, dem Stellungsbau oder dem Wirtschaftsbetrieb dienen – schädigt das Gesamtinteresse. Andererseits sind Menschen und Material bei unseren Feinden ebensowenig unerschöpflich wie bei uns. Jede wesentliche Schädigung des Feindes bei geringen eigenen Verlusten ist daher ein Vorteil.

Nach Zusammenbruch der französisch-englischen Somme-Offensive ergab sich folgendes Bild unserer militärischen Verhältnisse im Westen: Unsere Artillerie war an Zahl der feindlichen weit unterlegen, unsere Munition knapp (höchstens 1 Drittel von dem, was der Gegner besaß). Die ständigen Verluste und dadurch bedingte Einstellung neuer Reserven machten die Bildung neuer Divisionen erforderlich und eine Umrangierung. Ein Anlaß zur Beunruhigung lag nicht vor, der Geist der Mannschaften war wie immer frisch und gut. Bedenkt man die riesige Widerstandskraft, die die mo-

dernen Gräben mit ihren Betonbauten, geschützten Maschinengewehrnestern, den Stacheldrahtverhauen und den hintereinander immer neu angelegten Stellungen bieten, so spitzte sich die Frage, sofern uns genügend Artillerie, Munition und Reserve zur Verfügung standen, dahin zu: Ist auch bei verdoppelter Kraftanstrengung der Feinde im Frühjahr 1917 die Wahrscheinlichkeit vorhanden, an der Westfront durchzubrechen, oder muß die Sache als gänzlich aussichtslos aufgegeben werden? Letzteres dürfte kaum eintreten. Die Zähigkeit unserer Gegner war zur Genüge bekannt. Nie würde England den Kampf aufgeben, sondern immer neue Mittel ausfindig machen, um unseren Widerstand zu brechen. Wir mußten also auf der Hut sein, weiter rüsten und kämpfen, unbarmherzig und hart gegen uns selbst, gegen die furchtbaren Opfer, die wir brachten. Es war immer noch besser, viele unserer tapferen Kämpfer – jung und alt – zu verlieren, als jetzt nach so vielen siegreichen Schlachten mitten im Feindesland stehend, uns durch den Gegner den Kampfpreis aus der Hand winden zu lassen! Und was geschehen würde, wenn dieser Gegner erst einmal fühlte, daß er uns gewachsen, seinen ganzen Haß und seine Brutalität gegen uns loslassen würde, das konnte sich ein jeder von uns selbst ausmalen. Es ging ums Ganze! Vae victis!

So war damals unsere Auffassung von der Kriegslage. Auch die deutsche Kriegsindustrie erhielt Anweisung, Kriegsgerät aller Art und Munition in denkbar größter Menge und Beschleunigung herzustellen, um für das Jahr 1917 gerüstet zu sein. Gelegentlich einer

Zusammenkunft der bedeutendsten Vertreter der deutschen Kriegsindustrie im September 1916 sagte der Kriegsminister am Ende seiner die ganze Kriegslage behandelnden, vortrefflichen Rede folgendes: „Die Aufgabe muß gelöst werden, so restlos wie möglich und so schnell wie möglich. Sie ist eigentlich die zwingendste Form der Gegenwart, um uns die deutsche Zukunft zu sichern. Deshalb lassen Sie alles Vergangene aus Ihren Betrachtungen, stellen Sie sich mit mir auf den Boden der Gegenwart und schaffen Sie die nahe Zukunft des Sieges. Die deutsche Industrie und Sie, ihre berufensten Führer, können und werden es vollbringen, in gleichem Schritt und Tritt mit dem Heere. Wie das deutsche Heer gegen eine Welt von Feinden, so wird die deutsche Kriegsindustrie, des bin ich sicher, gegen die Weltkriegsindustrie siegreich sein!"

Selbstverständlich galten die neuen Anforderungen an beschleunigte Rüstung und dem Stande der Kriegstechnik angepaßte Ausbildung der Truppen auch für die Küste. Eine noch lebhaftere Tätigkeit als bisher setzte hier ein. Im Bereiche unserer Division, die infolge des günstigen Geländes und des verhältnismäßig ruhigen Gefechtsabschnittes die beste Gelegenheit dazu bot, waren Kurse aller Art eingerichtet, die von erprobten Spezialoffizieren geleitet wurden. Sturmabteilungen wurden ausgebildet für besondere Fälle des Grabenkrieges, der Grabenkrieg selbst immer wieder von den an der Küste befindlichen Abteilungen geübt, ständig Maschinengewehrkurse, Schießkurse für Minenwerfer, Fliegerabwehr und Gaskurse abgehalten. Nach dem

Grundsatz, daß der einzelne Mann immer mehr geschont und an seine Stelle die beste Kriegsmaschine treten müsse, wurden Geschütze und Maschinengewehre in immer größerer Stärke und Zahl angefordert und geliefert, Flugzeuge und Flieger bedeutend vermehrt. Auch die drohende Hollandflanke durfte nicht vergessen werden. Neben Vermehrung und Verstärkung aller Maschinengewehrstände an der Küste wurden die Befestigungen an der holländischen Grenze mit betonierten Unterständen und Maschinengewehrständen besser als bisher ausgerüstet und diese auch auf den südlichen Teil der Grenze bis nach Stroikerke ausgedehnt. An der Landfront gegen Nieuport kam eine dritte und schließlich eine vierte Linie nach modernen Grundsätzen zur Ausführung. Für eine Reserve von Geschützen und Maschinengewehren war gesorgt. Auf der feindlichen Seite verfuhr der Gegner in gleicher Weise. Die Fliegerphotographien zeigten ein unentwirrbares Knäuel von feindlichen Gräben und Befestigungen, auch waren die Bahnanlagen und Geleise bedeutend vermehrt. Alles ließ darauf schließen, daß im nächsten Jahre große Ereignisse bevorstanden, vielleicht die Entscheidung heranreifte.

ZEHNTES KAPITEL

1916

Schöner Erfolg der III. und IX. Torpedobootsflottille / Das Friedensangebot / Flieger und U-Bootkrieg / Abmarsch in die Siegfriedstellung / Die Front im Westen steht fest!

Ein für uns Seeoffiziere an der Küste besonders erfreuliches Ereignis kam im Herbst zur Auswirkung. Plötzlich in einer dunklen Nacht trafen 2 Torpedobootsflottillen (die III. und IX.) in Zeebrügge ein. Flotte und Admiralstab hatten sich entschlossen, mit größeren Torpedoboots-Streitkräften von den flandrischen Häfen aus vorzugehen. Diese beiden Flottillen, die noch durch unsere Z-Boote verstärkt wurden, machten einen Vorstoß in den englischen Kanal nach Dover und Boulogne. Die englischen U-Boot-Fischer, die sich dort in großer Zahl ständig aufhielten, wurden vollständig überrascht und mindestens 11 davon abgeschossen. Die englischen Zerstörer des Bewachungsdienstes waren auf einen solchen Überfall ebenfalls nicht gefaßt und manövrierten ungeschickt durcheinander, so daß 2 von ihnen mit Torpedoschuß versenkt, 2 durch Artilleriefeuer stark beschädigt wurden; außerdem konnte noch 1 Torpedoboot vernichtet werden. Es war ein schöner Erfolg! Nur bedauerten wir, daß der Kommandeur der Flottille sich nicht an einige der Lazarettschiffe herangemacht hatte, um zu untersuchen, was hinter diesen festlich illuminierten Schiffen steckte, die Nacht für Nacht in voller Öffentlichkeit und Freiheit den Kanal von einer

Küste zur anderen durchkreuzten. Mit großer Wahrscheinlichkeit durften wir annehmen, daß diese Lazarettschiffe nicht nur dem Verwundetentransport dienten, sondern unter der geheiligten Flagge des Genfer Kreuzes noch andere unerlaubte Verrichtungen ausführten, Munition und sonstiges Kriegsmaterial in bequemer Weise von England nach Frankreich hinüberschafften.

Tolle Wut herrschte in England über unsere Ausfälle in den Kanal, und gefangene Fliegeroffiziere versicherten, daß nun nach diesen neuen Unternehmungen die Zerstörung von Zeebrügge eine beschlossene Sache sei. Leider glückten die weiteren Unternehmungen der Flottillen gegen Dover und die Downs nicht in gleichem Maße, einmal des schlechten Wetters wegen, dann wegen anscheinend sofort zusammengezogener englischer Streitkräfte. Es wurden nur einige Dampfer eingebracht. Immerhin zeigten diese Streifzüge, die infolge der Rückfahrt der Flottillen zur Flotte bald aufhörten, klar, was versäumt war in der Vergangenheit. Wenn den Anträgen des Marinekorps entsprochen und schon vor mindestens einem Jahr, als unsere Küste gut gesichert war, mit derartigen größeren Unternehmungen gegen die Schlagader des feindlichen Verkehrs begonnen wäre, hätte der ununterbrochene Transport von Truppen, Munition, Kanonen und Kriegsmaterial über den Kanal zur Unterstützung der Großangriffe bei Ypern, in der Champagne, an der Somme wohl bald eingestellt werden müssen.

Am 11. Dezember 1916 telefonierte ein guter Freund und Marinekamerad, dem wir stets die schnellsten und

besten Nachrichten verdankten, aus Antwerpen: „Morgen käme eine erfreuliche Nachricht; die Bundesfürsten seien im Großen Hauptquartier, der Reichstag sei einberufen; was es wäre, dürfe er nicht sagen!“ Natürlich waren alle furchtbar neugierig. Wir rieten am Abend hin und her, was es wohl sein könne. In erster Linie dachten wir an einen Waffenstillstand und Sonderabkommen mit Rumänien. Als dann am 12. Dezember der Divisionskommandeur zu einer Besprechung beim Kommandierenden Admiral war, wurde der Schleier von der geheimnisvollen Meldung gelüftet. Die Überraschung war in der Tat stark, aber nicht so erfreulich, wie unser Nachrichtenmann angenommen; sie rief bei allen Anwesenden zunächst Erstaunen, dann Enttäuschung hervor. Es handelte sich um „das Friedensangebot“, welches Heer und Marine durch einen Sondererlaß Sr. Majestät des Kaisers bekanntgegeben wurde. Auch als der Wortlaut der Erklärungen des Kanzlers im Reichstage bekannt wurde, änderte sich unsere Auffassung nicht. Gewiß hatte der Reichskanzler schöne Worte gefunden; Wahrheit und Kraft leuchteten aus seiner Rede hervor, als er von den neuen militärischen Erfolgen in Rumänien, von der Sicherheit an der Westfront nach der abgeschlagenen Sommeoffensive, von den Heldentaten der U-Boote sprach, und sagte, daß auch die wirtschaftliche Sicherheit außer aller Frage sei. Stolz rief er aus: „Nicht eine belagerte Festung, wie unsere Gegner es sich dachten, sondern ein einziges gewaltiges, festgeordnetes Heerlager mit unerschöpflichen Hilfsmitteln: Das ist das Deutsche Reich! Fest

und treu im Bunde mit den kampferprobten Waffenbrüdern unter den österreichisch-ungarischen, türkischen und bulgarischen Fahnen, unbeirrt durch die Reden unserer Feinde, die uns bald Welteroberungspläne, bald verzweifelte Angstrufe nach Frieden andichteten, sind wir entschlossen dahingeschritten und schreiten so weiter, immer bereit, uns zu wehren und zu schlagen für unseres Volkes Dasein, für seine freie und gesicherte Zukunft, immer bereit, um diesen Preis die Hand zum Frieden zu bieten; denn unsere Stärke macht uns nicht taub gegen unsere Verantwortung vor Gott, vor dem eigenen Volke, vor der Menschheit!" Dann verliest er die Note, die durch die neutralen Regierungen an alle Feinde gerichtet ist, in der besonders betont wird, daß die verbündeten Mächte zur Verteidigung ihres Daseins und ihrer nationalen Entwicklungsfreiheit gezwungen worden sind, zu den Waffen zu greifen und vorgeschlagen wird, um weiteres Blutvergießen zu vermeiden, in Friedensverhandlungen einzutreten. Am Schluß heißt es: „Wenn trotz dieses Anerbietens zum Frieden und zur Versöhnung der Kampf fortdauern sollte, so sind die vier verbündeten Mächte entschlossen, ihn bis zum siegreichen Ende zu führen. Sie lehnen aber feierlich jede Verantwortung dafür vor der Menschheit und der Geschichte ab."

Sogleich beim Bekanntwerden des Friedensangebotes hatten wir unwillkürlich das Gefühl, daß diese gutgemeinte politische Handlung in der Welt falsch verstanden würde. Wahrheit und Recht gab es nicht mehr in diesem Krieg. Die Macht der Lüge hatte die Ober-

hand. Menschlichkeitsregungen waren nicht angebracht. Die Feinde – einschließlich des noch neutralen Amerika – würden niemals die Deutschland zugeschobene, verleumderische Schuld am Kriege, als ein Verbrechen an der ganzen Menschheit hingestellt, verleugnen und ihre Hetze gegen den deutschen Militarismus nebst der Greuelpropaganda preisgeben. Von ihnen würde das Anerbieten als ein Zeichen der Schwäche, als Eingeständnis unserer Ohnmacht, unseres nahe bevorstehenden Zusammenbruchs gedeutet und demgemäß der Welt gegenüber ausgenutzt werden.

Wer aufmerksam die feindliche Presse verfolgte, hatte bereits Mitte August 1916 Gelegenheit, haarsträubende Abhandlungen über die Friedensziele der Feinde zu lesen. Unter dem Titel „Die Karte von Europa im Jahre 1916" wurde zunächst festgestellt, daß in Deutschland allgemein Sehnsucht nach Frieden mit der Grundlage des „status quo" herrsche. Dann ging man unverfroren auf die eigenen Bedingungen los und erhob die ungeheuerlichsten Forderungen: „Neuordnung Europas nach dem Nationalitätsprinzip. Österreich, Ungarn muß völlig verschwinden. Belgien erhält einen Teil der Rheinprovinz bis zur Eifel, Dänemark bekommt Schleswig-Holstein bis zum Nord-Ostsee-Kanal. Frankreich erhält Elsaß-Lothringen, Landgewinn in Syrien und einen Teil des Kongo. Deutsch-Afrika wird unter England und Frankreich geteilt, Französisch-Lothringen ist bis zum Rheinufer auszudehnen oder auf dem linken Rheinufer ein neutraler Staat unter Frankreichs Schutz zu schaffen – (die dadurch begangene Verletzung des

Nationalitätenprinzips sei im Interesse des Weltfriedens gerechtfertigt) –, das Saartal mit seinen reichen Bergwerken und mit auf deutsche Kosten zu errichtenden technischen Anlagen kommt zu Frankreich. Aus Deutschland wird ein „Deutscher Bund". Kaiser Franz Joseph, der deutsche Kaiser und der Kronprinz werden abgesetzt. Die Zentralmächte haben eine Kriegsentschädigung von 220 Milliarden Francs zu zahlen." Unter dieser unverschämten Herausforderung stand allerdings die sarkastische Bemerkung:

„Diejenigen, die diese Bedingungen stellen, begreifen offensichtlich nicht, welch gefährliche Richtschnur des Handelns sie den Deutschen geben, falls diesen der Sieg zufällt!"

Trotzdem wir die Exzesse der feindlichen Presse gut kannten und selbstverständlich auch diese Ausgeburt einer zügellosen Phantasie nicht ernst nahmen, so konnte man doch zwischen den Zeilen den wahnsinnigen Haß lesen, der dem Artikelschreiber diese Worte diktiert hatte. Und dieser Haß, dieser harte und feste Wille zum Siege, der Tag für Tag in der Weltpresse seinen Widerhall fand, gab zu denken. Damals ahnten wir ja nicht die volle Macht der Presse, lächelten darüber und zerstreuten alle Zweifel über den Ausgang des Krieges kurzerhand als Soldaten mit dem Bekenntnis: „Der Kaiser, das Vaterland haben uns an diese Stelle berufen; hier bleiben wir und kämpfen bis zum letzten Mann. Sieg oder Tod!" Doch, wie sehr uns der Feind mit seinen üblen Machenschaften geschadet, wie listig er von seinem Standpunkt aus zu seinem Vorteil gehandelt,

das müssen wir jetzt, nachdem das Schicksal gegen uns entschieden und Jahrzehnte von Schmach, Not und Elend über uns hereingebrochen, rückblickend feststellen und dabei zu unserem Erstaunen vermerken, daß sich in den angezogenen Äußerungen über die Kriegsziele der Alliierten das Satanswerk des Versailler Vertrages fast wortgetreu widerspiegelt.

Von unserer Regierung war der Zeitpunkt des Friedensangebotes durchaus günstig gewählt worden. Wir hatten soeben Rumänien in glänzenden Siegen niedergekämpft, und die gewaltigen Rüstungen für das nächste Frühjahr gaben einen starken Rückhalt, ebenso die fortwährenden Erfolge im U-Boot-Krieg, um vor der Geschichte die weitere Fortsetzung des Krieges abzulehnen und im Gefühl unserer Stärke und gerechten Sache als erste das Anerbieten zu machen. Dazu kam, daß in England gerade die Minister Asquith und Grey abgetreten und ein neues Kabinett, allerdings mit dem als „Deutschenfresser" bekannten Lloyd George, gebildet war, daß in Frankreich und Rußland die für den Krieg verantwortlichen Minister nicht mehr an der Regierung waren und sich überall Ungeduld und Unzufriedenheit über die lange Dauer des Krieges geltend machte. Doch was vermochten die unser Anerbieten erklärenden Gründe gegen den von Englands starker Hand geformten und zusammengehaltenen Machtwillen der die halbe Welt umfassenden Feinde, Deutschland nicht siegen zu lassen! Kaum war die Rede unseres Reichskanzlers verklungen, da ging ein Wutgeheul unbeschreiblicher Art durch die ganze Northcliffe-Presse.

Beschimpfungen und Drohungen wurden losgelassen, wie es selbst diese wilde Gesellschaft sonst nicht zu tun pflegte. In der tollsten Weise zählte sie alle Schandtaten und Verbrechen, die Deutschland angedichtet wurden, in endloser Kette auf, von den U-Boot-Piraterien, den belgischen Greuelmärchen bis zu den armenischen Metzeleien und fragte dann mit Hohnlächeln: „Wo die Begriffe der Menschlichkeit, der Gerechtigkeit, von denen der Reichskanzler spräche, blieben? Nein, wenn Deutschland Frieden wolle, könne es ihn haben, aber nur unter den Bedingungen, die England diktiere! Dies Deutschland, der Anstifter des Blutbades, müßte zu Boden geworfen, die ganze militärische Macht müsse vernichtet werden! Dafür würde England mit seinen Bundesgenossen bis zum letzten Mann fechten, und die Vorsehung habe England gerade den einzigen Mann jetzt beschert, der dies gottgefällige Werk der Bestrafung Deutschlands mit eiserner Faust zu Ende führen werde!" Auch Briand, der neue französische Minister, sagte in der Kammer, er kenne zwar den Text der Reichskanzlerrede noch nicht, aber eines müßte er unbedingt aussprechen: „Angesichts des von Waffen starrenden Deutschlands, der letzten Erfolge desselben, der Mobilmachung des gesamten Volkes und der gewaltigen Industrie für Rüstungszwecke könne er nur Frankreich vor dieser geschickten Falle, die in dem deutschen Friedensangebot liege, warnen!"

Den Gipfel angelsächsischer Schamlosigkeit aber bildete die Rede Lloyd Georges, der in berechnender demagogischer Weise, die Psyche seines Volkes richtig

einschätzend, dem sogenannten preußischen Militarismus zu Leibe ging. Was dieser Mann hierüber zu sagen wagte, ist wohl das stärkste Stück, das sich ein leitender, verantwortlicher Minister einer großen Nation je geleistet hat. Es ist der Höhepunkt der Heuchelei und der Lüge, daß er es fertigbrachte, in dieser Weise die Geschichte zu fälschen; denn es ist doch nicht möglich, daß er die Wahrheit nicht kannte. Er machte Preußen für alles verantwortlich, was in den letzten Jahrzehnten an Krieg, Rüstungen usw. vorgekommen, nannte uns den unangenehmen, ruhestörenden Nachbarn, sprach von der Militärkaste, die allein in Deutschland herrschte, ihren unheilvollen Einfluß ausübte, und vergaß, daß über 40 Jahre hinaus Deutschland den Frieden in Europa gehalten und jede günstige Gelegenheit, seine militärische Macht durch Kriegshandlungen zur Geltung zu bringen, abgelehnt hat. Er vergaß, daß Frankreich uns herausgefordert, uns ständig mit seiner Revancheidee verfolgte, vergaß, wie Rußland immer feindseliger wurde, uns seine gewaltigen Rüstungen fühlen ließ, und wie sich schließlich beide vereinigten, um uns kalten Blutes zu erdrosseln, wobei Rußland durch seine Mobilmachung den ersten Anstoß zum Kriege gab, von Englands unschuldvollem politischem Handeln ganz zu schweigen.

Genug! Unsere wohlgemeinte Friedenskundgebung wurde mit Hohn und Spott zu Grabe getragen. Die offizielle Note der Alliierten bürdete Deutschland einseitig und lügnerisch (wie ja jetzt nach genauer Erforschung der Kriegsursachen einwandfrei festgestellt ist)

die Alleinschuld am Kriege auf und machte es für alle Folgen verantwortlich.

Der Neutralitätsbruch gegenüber Belgien wurde als ungeheuerliche Verletzung des Völkerrechts hingestellt und der ganze Vorschlag Deutschlands als nicht aufrichtig und gehaltlos bezeichnet, der nur zur Beunruhigung der öffentlichen Meinung in den Ländern der Alliierten dienen sollte.

Damit war die Tür zum Frieden endgültig zugeschlagen! Unsere Regierung antwortete auf die Note der Alliierten durch eine längere, wahrheitsgemäße Darstellung aller Vorgänge, die zum Kriege geführt und geißelte die vielfachen Völkerrechtsverletzungen durch England und Frankreich: Vergewaltigung Griechenlands, Aushungerungskrieg gegen Deutschland unter stetem Druck auf die Neutralen, Verwendung farbiger Truppen in Europa, Hineintragen des Krieges nach Afrika, unmenschliche Behandlung der Gefangenen, Verschleppung der Zivilbevölkerung. Sie erhob Einspruch gegen die unwahren Angaben über den Bruch der belgischen Neutralität.

Der Schluß der Note an die Neutralen lautete:

„Deutschland und seine Verbündeten haben einen ehrlichen Versuch gemacht, den Krieg zu beendigen und eine Verständigung der Kämpfenden anzubahnen. Die Kaiserliche Regierung stellt fest, daß es lediglich von dem Entschluß ihrer Gegner abhinge, ob der Weg zum Frieden betreten werden sollte oder nicht. Die feindlichen Regierungen haben es abgelehnt, diesen Weg zu gehen. Auf sie fällt die volle Verantwortung für den

Fortgang des Blutvergießens. Die vier verbündeten Mächte aber werden den Kampf in ruhiger Zuversicht und im Vertrauen auf ihr gutes Recht weiterführen, bis ein Friede erstritten ist, der ihren eigenen Völkern Ehre, Dasein und Entwicklungsfreiheit verbürgt, allen Staaten des europäischen Kontinents aber die Wohltat schenkt, in gegenseitiger Achtung und Gleichberechtigung gemeinsam an der Lösung der großen Kulturprobleme zu arbeiten."

Im Laufe der Zeit hatten wir uns an die Angriffe der feindlichen Flieger ziemlich gewöhnt und durch bessere Schießausbildung sowie Vermehrung der Flakbatterien öfters derartige Unternehmungen vereitelt. Doch gegen Ende des Jahres 1916 machten sich die Vorboten der neuen Kriegsmethoden, gefördert von der rasenden Entwicklung der Technik, auch bei uns an der Küste durch eine auffallende, verstärkte Fliegertätigkeit unangenehm fühlbar. Ein bedeutender Fortschritt in der Beherrschung der Luft, in der Vervollkommnung des Flugzeugs selbst zeigte sich offenkundig darin, daß auf Wind und Wetter kaum noch Rücksicht genommen und ganze Flugzeuggeschwader in die Kriegsführung eingestellt wurden. Kaum ein Tag und eine Nacht verging, daß nicht Beunruhigungen der Küstenorte durch Fliegerbomben stattfanden. Immer massenhafter und planmäßiger wurden diese Fliegerangriffe durchgeführt.

Wir wollen einmal eine Reihe solcher Vorkommnisse herausgreifen. Am 10. November 1916 wurde Ostende von 6 Uhr bis 6 Uhr 45 Minuten vormittags von 7 feindlichen Fliegern heimgesucht, die etwa 30 Bomben

abwarfen. 12 Bomben fielen in die See bei der Hafeneinfahrt, 8 zwischen Batterie „Hindenburg“ und der Ortschaft Breedene, 2 auf den Strand dicht beim Kursaal, 2 in den Hof der Infanteriekaserne und 1 in ein Holzlagerhaus. Durch die letzten 3 Bomben wurden eine Anzahl dort einquartierter Mannschaften getötet und verwundet, sonst aber nur geringer Sachschaden angerichtet. Am 15. November erfolgte ein neuer Angriff auf Ostende von 6 Uhr 45 Minuten bis 7 Uhr 30 Minuten vormittags von etwa 12 feindlichen Fliegern. Es wurden 35 Bomben abgeworfen, hierbei 5 Belgier getötet und 34 Belgier verletzt, 1 Gasometer brannte aus, und zahlreiche Häuser waren zum Teil schwer beschädigt. Schließlich kamen am 17. November zum dritten Male 14 Flieger über Ostende in Sicht, die 30 Bomben auf den Seebahnhof und die Bauwerft schleuderten. Die Werft Ostende war als Hauptziel gewählt. Es gelang auch, einem der dort liegenden Torpedoboote geringen Sachschaden zuzufügen; auf dem Seebahnhof wurden nur eine Anzahl von Fensterscheiben zertrümmert. An verschiedenen Stellen waren jedoch Opfer an Menschenleben zu beklagen, namentlich unter der Zivilbevölkerung. Trotz der strengsten Befehle, bei Fliegerangriffen sofort die Keller der Häuser aufzusuchen oder an sonstigen, einigermaßen sicheren Plätzen im Freien Deckung zu nehmen, wurde immer wieder gegen dies Verbot verstoßen. Als späterhin Ostende außer den Fliegerangriffen öfters mit schwerem Geschützfeuer beschossen wurde, zogen wir unsere Mannschaften aus den Quartieren in der Stadt zurück

und brachten sie in den Ortschaften der Umgebung unter.

Unermüdlich arbeiteten unsere U-Boote. Durch das vom Marinearchiv herausgegebene Werk „Der Handelskrieg mit U-Booten", dritter Band, sind wir in der Lage, sorgfältig nachgeprüfte Ergebnisse über die Tätigkeit und Erfolge unserer Flandern-U-Flottille zu besitzen. Da wohl nur wenige unserer Leser sich dieses umfangreiche Werk seiner Kosten wegen anschaffen werden, wollen wir das für die Flandern-U-Boote Bemerkenswerteste hier im Auszuge anführen: Der Minenkrieg der U-Flottille Flandern wurde im Sommerabschnitt 1916 von 6 kleinen UC-Booten geführt, zu denen im September die beiden ersten Boote des neuen, vergrößerten C-Boot-Typs, der „UC-II-Boote", hinzutraten. Der Minenvorrat dieser Boote bestand aus 18 Minen, welche, ebenso wie die 12 der „UC-I-Boote", in Schächten des Vorschiffs außerhalb des Druckkörpers untergebracht waren. Der Fahrbereich der rund 400 Tonnen großen C-II-Boote betrug 7000 bis 9000 Seemeilen; außer der Minenausrüstung trugen sie eine Bewaffnung von 3 Torpedorohren mit bis zu 7 Torpedos und ein 8,8-cm-Geschütz, so daß sich die Möglichkeit einer vielseitigen Verwendung dieser Boote ergab.

Die Minenunternehmungen der U-Flottille Flandern richteten sich jetzt, in gleicher Weise wie im Winter 1915/16, hauptsächlich gegen den Themsehandel bis hinauf nach Flamborough Head. Eine Unzahl von Sperren wurde vor der belgisch-französischen Küste

gelegt gegen die feindlichen Seestreitkräfte, die dort von See her die deutsche Landfront durch Beschießung bedrohten. Zwei Minenunternehmungen gingen durch die Dover-Straße nach den französischen Kanalhäfen. Die günstigeren Witterungsverhältnisse des Sommers scheinen die Leistungen des feindlichen Minensuchdienstes gesteigert zu haben; denn die Erfolge der U-Boot-Minensperren weisen gegen früher einen Rückzug auf. Ferner setzte die feindliche U-Boot-Abwehr vor der Flandernküste mit merklicher Verschärfung ein. Eine ganze Reihe von Minen- und Netzminensperren wurde von englischen Seestreitkräften vor Zeebrügge und in den Hoofden gelegt; feindliche U-Boote und Flieger nötigten die aus- und einlaufenden Flandernboote zu dauernder Vorsicht. So kam es, daß von den 6 UC-I-Booten der Flandernflottille in der Zeit von Mai bis August 1916 3 Boote durch die feindlichen Bekämpfungsmaßnahmen vernichtet wurden.

Die Versenkungsergebnisse durch U-Boot-Minen der Flandernflottille waren in den Monaten Mai, Juni, Juli 49 700 Tonnen, im Monat August und September rund 6000 Tonnen Schiffsraum.

Für die B-Boote der U-Flottille Flandern waren in der Zeit von Anfang Mai bis Anfang August 1916 als Angriffsziel feindliche Kriegsschiffe und Hilfskriegsfahrzeuge festgesetzt. Handelskrieg nach Prisenordnung aber durfte gegen Segler weitergeführt werden. Der Vorpostendienst vor der Flandernküste, die Kreuzfahrten in den Hoofden und in Gegend der Themsemündung brachten die U-Boote oft in Berührung mit

englischen Seestreitkräften. Indes die wertvollsten Ziele – die zur Küstenbeschießung verwendeten englischen Monitoren – hatten den Vorteil, sich auf flachem Wasser bewegen zu können, ringsum waren sie durch Sände geschützt und von zahlreichen Sicherungsfahrzeugen umgeben. Was sonst im Tätigkeitsgebiet der Flandernflottille an Kriegsfahrzeugen häufig in Sicht kam, setzte sich vorwiegend aus schnellen, kleinen Kreuzern, beweglichen Zerstörern, bewaffneten Fischdampfern und Motorbooten zusammen, die mit dem Torpedoschuß des U-Boots schwer zu erlangen waren. Die inzwischen zu einer gefährlichen Waffe entwickelte Wasserbombe zwang überdies die U-Boote auf der verhältnismäßig geringen Wassertiefe, wo ein Ausweichen nach der Tiefe nicht möglich war, zu erhöhter Vorsicht bei jedem Angriff. So kam es, daß im Monat Mai nur 1000 Tonnengehalt Schiffsraum versenkt und im Monat Juni/Juli überhaupt kein Fahrzeug vernichtet wurde.

Wie tief einschneidend die erlassenen Bestimmungen für den U-Boot-Krieg waren, zeigt sich am deutlichsten durch die Maßnahmen, die der Chef der U-Flottille Flandern Ende Juli ergriff, als die schweren Kämpfe an der Westfront das Verlangen nach Störung der feindlichen Transportverbindungen im englischen Kanal in den Vordergrund rückten. Ein U-Boot – es war „UB 18" – erhielt den Befehl, feindliche Transporter ohne Warnung anzugreifen; die Bestimmung eines Dampfers als Transporter durfte aber nur dann als vorliegend angesehen werden – so war von höchster Stelle aus verordnet –, wenn Truppen in größerer Zahl oder Kriegs-

material, wie Geschütze, Wagenparks, deutlich an Deck des Schiffes sichtbar waren. Der Kommandant hat vor Le Havre an 3 Tagen 41 Anläufe gefahren, die zum Torpedoschuß hätten führen können, die aber abgebrochen werden mußten, weil die oben angegebenen Kennzeichen fehlten. Er berichtet darüber: „Nach meiner festen Überzeugung waren die angetroffenen Schiffe vor Le Havre Truppen- oder Kriegsmaterialtransporter. Da ich diese Ansicht durch die befohlenen Merkmale aber nicht bestätigt fand, durfte ich sie nicht angreifen... Unter den augenblicklichen Bedingungen lohnt die bei der Stärke der Gegenwirkung immerhin nicht ungefährliche Unternehmung kaum die Anstrengung der Besatzung." Hiermit war der Beweis geliefert, daß nach den bestehenden Anweisungen eine Schädigung der feindlichen Transporte nicht möglich war.

Ohne einen höheren Befehl abzuwarten, ging darauf das Generalkommando des Marinekorps auf Antrag des Flottillenchefs dazu über, versuchsweise den U-Boot-Krieg nach der Prisenordnung sofort zu beginnen. 4 UB-Boote führten Anfang September diese Unternehmungen aus, mit dem glänzenden Resultat, daß 25 feindliche, 19 neutrale Handelsschiffe, zusammen 74 263 Tonnen, versenkt wurden. Bei der Bewertung des Erfolges ist in Rechnung zu ziehen, daß er erzielt worden ist von U-Booten mit verhältnismäßig schwachem technischem Leistungsvermögen, mit unzureichender Geschwindigkeit, kleinem Geschütz und geringer Munitionsausrüstung.

Auf Grund dieser Ergebnisse wurde nun ein allgemeiner Befehl zum Eröffnen des „Handelskrieges nach der Prisenordnung" Anfang Oktober erwirkt und bis einschließlich Januar 1917 durchgeführt. Von der Flandernflottille – 13 UB- und 12 UC-Boote – wurden in diesem Zeitraum rund 372000 Tonnengehalt an Schiffsraum vernichtet.

Das amtliche Werk spricht sich folgendermaßen über diesen Abschnitt des U-Boot-Krieges aus: „Mit dem Januar 1917 endete ein Abschnitt des U-Boot-Krieges, der in militärischer und politischer Beziehung besonderer Beachtung wert ist. Die vier Monate von Oktober 1916 an waren die einzigen, in denen der Handelskrieg mit U-Booten auf allen hauptsächlichen Kriegsschauplätzen in der über ein Jahr umstrittenen Form geführt worden ist, die darauf berechnet war, den politischen Erfordernissen die am weitesten gehende Rücksicht zu zollen und dabei das äußerste Maß an Wirkung zu erzielen. Insgesamt wurden in den vier Monaten nach genauester Berechnung von den U-Booten der Hochseeflotte, den U-Flottillen Flandern und Pola 1230537 Tonnen des feindlichen und neutralen Schiffsraums versenkt; die durch U-Boot-Minen verursachten Schiffsverluste sind darin eingerechnet. 7 U-Boote gingen von Oktober 1916 bis Januar 1917 bei den genannten drei Frontverbänden verloren."

Diese hervorragenden Taten unserer U-Boote zeigten deutlich, daß der „Handelskrieg nach Prisenordnung" lohnend war, sobald die Gesamtkriegslage erforderte, einen anderen als den uneingeschränkten U-Boot-Krieg

zu führen. Eine Entscheidung konnte dieser Handelskrieg nicht bringen, er konnte nur den Endsieg vorbereiten. Allein, noch eine andere Forderung ergab sich aus den Versenkungsziffern, die unsere schon bei Besetzung der feindlichen Küste hervorgehobene Anschauung bestätigte, daß die vorzüglichen Häfen als Operationsbasis gegen den empfindlichsten Punkt des Feindes – den Englischen Kanal – mit dem Einsatz aller Seestreitkräfte der Flotte ausgenutzt werden mußten. Die amtliche Geschichtsschreibung sagt am Ende des Kapitels 14, dritter Band, wörtlich:

„Die B-II-Boote, welche von Flandern aus im Englischen Kanal und in den anschließenden Gewässern verwendet wurden, leisteten im Handelskriege etwa das Vierfache der U-Boote gleichen Typs, welche zu derselben Zeit und nach denselben Befehlen von den Stützpunkten der Hochseeflotte aus in der Nordsee angesetzt wurden.

Die B-II-Boote der U-Flottille Flandern übertrafen ferner mit ihren Leistungen die an Gefechtswert – Bewaffnung, Geschwindigkeit, Seefähigkeit, Seeausdauer – weit überlegenen großen U-Boote der Flotte; denn letztere erreichten zu derselben Zeit und in demselben Haupttätigkeitsgebiet in der doppelten Zeit – 23 Tage gegen 11 – weniger als das Doppelte an Versenkungserfolgen – 10672 Tonnen gegen 6167 Tonnen – gegenüber den Flandern-B-II-Booten.

Ein untrügliches Bild ersteht aus diesen Zahlen von dem Wert der strategischen Lage der Flandern-Stützpunkte zum Kriegsgebiet. Hinzuzufügen ist, daß die

feindliche Abwehr dem Eindringen der U-Boote in den Englischen Kanal in der ganzen Zeit bis Januar 1917 immer noch kein ernstes Hindernis in den Weg gelegt hatte. Seitdem die B-II- und C-II-Boote zur U-Flottille Flandern gehörten, wurde die Dover-Straße von ihnen Woche für Woche ohne nennenswerte Schwierigkeiten durchfahren."

Fürwahr, ein glänzenderes Zeugnis kann dem Tatendrang unserer tapferen U-Boot-Kommandanten sowie der unermüdlichen Tätigkeit des Kommandierenden Admirals des Marinekorps, trotz der beschränkten Mittel, den Feind nach Kräften zu schädigen, nicht ausgestellt werden.

Auf dem rechten Flügel der deutschen Front im Westen, der von der Heeresgruppe Kronprinz von Bayern gebildet, sich von der Oise bis zum Meere erstreckte und dessen Schlüsselpunkt dort bei Nieuport von unseren Marinekorps gehütet wurde, hatte sich mittlerweile eine wichtige Stellungsänderung vollzogen. Als England und Frankreich zu ihrer Frühjahrsoffensive schreiten wollten, wurde im richtigen Augenblick der große Abmarsch in die vorbereitete Siegfried-Stellung angetreten. Um eine zweite Sommeschlacht zu ersparen, war eine bessere, kürzere Stellung auf rückwärtigen Linien, die erst geschaffen werden mußten, notwendig, deren Lufterkundung durch den Feind von unseren tapferen Fliegern verhindert wurde. Wie glänzend diese Aufgabe gelöst, geht aus dem folgenden Heeresbefehl hervor: „Der Abmarsch in die Siegfried-Stellung ist beendet. Die Operationen haben sich vollkommen plan-

mäßig und ungestört von dem nur vorsichtig nachfühlenden Feind vollzogen. Wo feindliche Angriffe unmittelbar vor unserem Abmarsch bevorstanden, ist es durch geschicktes und rechtzeitiges Ausweichen in rückwärtige Stellungen gelungen, den Feind zu täuschen und unser glattes Loslösen vorzubereiten. Wir sind aus verschlammten Trichterstellungen in gute, von langer Hand vorbereitete Stellungen gegangen. Der Feind wird viel Zeit und große Anstrengungen aufwenden müssen, bis er unsere neue Front angreifen kann. Wir haben starke Kräfte aller Art eingespart, die wir nun an den entscheidenden Stellen zusammenfassen können. So dürfen wir den zu erwartenden Kämpfen mit voller Zuversicht entgegensehen; die feindlichen Angriffspläne gegen unsere bisherige Angriffsfront sind durchkreuzt. Der Feind ist sich dieser Bedeutung unser wohlgelungenen Operation bewußt, wenn er auch äußerlich bemüht ist, sich aus unserem Abmarsch einen Erfolg zuzuschreiben. Der glatte, planmäßige Verlauf ist der sorgfältigen Vorbereitung und der gewandten Ausführung aller Maßnahmen sowohl seitens der Führung wie der Truppe zuzuschreiben. Besondere Anerkennung verdienen die Führer der kleinen Sicherungsabteilungen, die in frischem Angriffsgeist dem Feind vielfach empfindliche Verluste zugefügt und in zahlreichen Einzelkämpfen unsere unbedingte Überlegenheit über den Feind erneut dargetan haben." Solche operativen rückwärtigen Stellungen, von denen eine große Anzahl im Laufe der Zeit vorbereitet waren, hatten eine ähnliche Bedeutung wie die Festungen. Sie konnten freiwillig bezogen werden,

um Kräfte und Mittel für andere Zwecke freizumachen oder um einem vorbereiteten Durchbruchsangriff auszuweichen; auch ermöglichten sie, eine im Gange befindliche Abwehrschlacht abzubrechen (bewegliche Verteidigung im Stellungskrieg).

Gewiß verursachte dem Gegner diese neue Art der Kriegführung zunächst viel Kopfzerbrechen, aber verhältnismäßig schnell stellte er seine Pläne um und begann seine große Offensive bei Arras und Reims. Von neuem setzte das bis zum äußersten gesteigerte Trommelfeuer aus einer unübersehbaren Reihe von Geschützen aller Kaliber ein, mit einem ungeheuren Munitionsaufwand und dem darauffolgenden Sturm riesiger Truppenmassen. Es bedurfte der nie erlahmenden Widerstandskraft unserer braven Mannschaften, um in diesem Höllenfeuer auszuhalten, und des unbesiegbaren frischen Angriffsgeistes, um den eingedrungenen Gegner wieder aus den Stellungen hinauszuwerfen. Doch deutsche Tapferkeit überwand alle Schwierigkeiten und ertrug die schwersten Opfer. Mit Recht durften wir annehmen, daß unsere Verluste bedeutend geringer als die der Feinde waren; denn die Massenangriffe, die Engländer und Franzosen, ohne Schonung auf Menschenmaterial, immer wieder mit frischen Divisionen ansetzten, mußten verlustreicher ausfallen als wohlorganisierte Gegenangriffe, bei denen der Feind in der neuen Stellung noch nicht sicher eingerichtet war und auch nicht über hinreichende Artilleriewirkung verfügte, die sich also meistens auf Handgemenge, Handgranatenkampf und geschickt ausgenutztes Maschinengewehr-

feuer beschränkten. Eisern fest stand die lang ausgedehnte deutsche Westfront in Feindesland! Alle Angriffe zerschellten an der Kriegsfertigkeit und dem Opfermut der Heldensöhne Deutschlands wie die Brandung am Fels!

ELFTES KAPITEL

1917

Endlich: der uneingeschränkte U-Boot-Krieg / Der fünfte Kontinent — die Vereinigten Staaten von Amerika — tritt zum Feindbund / Weiterer Ausbau der Küstenbefestigungen / Neue Überraschungen! / Durch künstlichen Nebel getarnte feindliche Monitoren beschießen Zeebrügge / Lehren aus der Beschießung

Das Ende des Jahres 1916 und der Anfang 1917 standen unter den Zeichen unseres Friedensangebots, der Ablehnung durch die feindlichen Mächte und der unmittelbar dadurch herangereiften Entscheidung, den U-Boot-Krieg uneingeschränkt zu führen. Die Entscheidung fiel am 9. Januar im Hauptquartier zu Pleß, wo der Reichskanzler, die Oberste Heeresleitung und der Chef des Admiralstabes dem Kaiser Vortrag hielten. „Alle wirtschaftlichen und militärischen Voraussetzungen für das Gelingen des uneingeschränkten U-Boot-Krieges waren durch den Ablauf eines weiteren Kriegsjahres günstiger geworden" – so äußert sich die amtliche Berichterstattung – „durch die fortgeschrittene Erschöpfung des gesamten Wirtschaftslebens der Kriegführenden, durch die Verminderung des Weltfrachtraumes, wozu die U-Boote im Mittelmeer und der Minenkrieg unausgesetzt beigetragen hatten, sowie wesentlich auch durch die Mißernte des Jahres 1916 in den Ländern, welche für die Versorgung Englands in Betracht kamen. Dazu war die angewachsene Zahl der U-Boote als erhöhte Sicherheit zu veranschlagen; denn in den Gewässern um England und im Mittelmeer stan-

den am 1. IV. 16 insgesamt 36, am 20. XII. 16 aber 85 große U-Boote, UB-Boote und Minen-U-Boote zur Verfügung. Am 22. XII. legte der Chef des Admiralstabes der Obersten Heeresleitung eine Denkschrift vor, in welcher die Notwendigkeit eines baldigen Beginns des uneingeschränkten U-Boot-Krieges nachgewiesen und der sorgsam erwogene Schritt nunmehr als unaufschiebbar bezeichnet wurde, nachdem die Antwort auf das deutsche Friedensangebot nach Form und Inhalt klargestellt habe, daß unsere Feinde es nach wie vor auf die politische Vernichtung Deutschlands abgesehen hätten. Die Denkschrift, mit einer Fülle von statistischen Unterlagen ausgestattet, beschäftigte sich mit der Schiffsraumfrage und der Versorgung Englands im Jahre 1916. Der Admiralstab erwartete von dem uneingeschränkten U-Boot-Krieg die monatliche Vernichtung von 600000 Tonnen Schiffsraum. Mindestens zwei Fünftel des neutralen Schiffsverkehrs würden nach näher begründeten Erwartungen von der Fahrt nach England abgeschreckt werden, so daß der englische Seeverkehr nach fünf Monaten um etwa 39 v. H. zurückgegangen sein würde. Das würde England nicht ertragen können! Die Oberste Heeresleitung war der gleichen Überzeugung, daß nunmehr der U-Boot-Krieg mit aller Schärfe einsetzen müsse, wenn der Krieg erfolgreich beendet werden sollte. Der Reichskanzler war in dieser Situation außerstande, dem Kaiser einen anderen Ratschlag zu geben als den, daß er es nicht empfehlen könne, sich mit dem Votum der militärischen Ratgeber in Widerspruch zu setzen."

So erging am 9. Januar folgender Befehl Sr. Majestät des Kaisers an den Chef des Admiralstabes:

„Ich befehle, daß der uneingeschränkte U-Boot-Krieg am 1. II. mit voller Energie einsetzt. Sie haben unverzüglich alle nötigen Vorbereitungen zu treffen."

Zur Rechtfertigung des deutschen U-Boot-Krieges, der von den Gegnern der Welt gegenüber selbstverständlich als das grausamste und barbarischste Kriegsmittel aller Zeiten hingestellt wurde, schrieb damals ein neutrales norwegisches Blatt einen Artikel, der die Lage im April 1917 kurz und treffend schilderte. Er lautete ungefähr folgendermaßen: „Der deutsche U-Boot-Krieg hat die Volksmeinung hinter sich. England zog Europas Bankerott dem ehrenvollen Frieden vor. Die Deutschen verlangten infolgedessen den verschärften U-Boot-Krieg als Mittel, den schnellen Frieden zu erzwingen. Die Rechtsfrage ist etwas unklar, doch steht fest, daß die englische Blockade völkerrechtswidrig ist, ebenso wie die englische Minensperre, und daß das U-Boot seiner Neuheit wegen nicht ins Völkerrecht aufgenommen war. Die Deutschen sagen also mit Recht: Wenn Amerika sich befehlen ließ, uns keine Zufuhr mehr zu leisten, so verbitten wir uns die Liebesgaben von Granaten für unsere Feinde. Besser ein kurzer Eingriff auch in die Rechte der Neutralen, als ein Hinsiechen Europas. Und wenn dies alles nicht gilt, so verteidigen wir uns gegen die Aushungerung unserer Kinder und Frauen mit den Worten, mit denen England den Überfall Kopenhagens verteidigte: Europa und die

ganze Welt werden das Berechtigte unseres Vorgehens in der Pflicht gegen unser Volk einsehen!"

Da nachgeprüfte Angaben über die Versenkungsziffern im uneingeschränkten U-Boot-Krieg noch nicht zur Verfügung stehen, geben wir die Zahlen so, wie sie uns im Kriege übermittelt wurden. Gleich im ersten Monat – also im Februar 1914 – sind 165 000 Tonnen, im Monat März 235 000 Tonnen Schiffsraum von der Flandernflottille vernichtet, darunter verschiedene Hilfskreuzer und Zerstörer. In den folgenden Abschnitten bis August ergeben die Versenkungszahlen bald rund 200000, bald 250000 Tonnen monatlich. An den Unternehmungen in den englischen und französischen Gewässern beteiligten sich etwa 9 kleine und 24 große Boote. Man sieht, der uneingeschränkte U-Boot-Krieg brachte dem Feinde trotz aller Gegenmaßnahmen größere Schiffsverluste als bisher. Nur Zweifel an der weiteren strengen Durchführung und die verhängnisvollen Worte „zu spät", „zu spät" trübten die Freude an diesen mit so viel Tapferkeit und Geschick durchgeführten Erfolgen unserer jungen Besatzungen. Die gerissenen, seegewandten Engländer setzten natürlich alle ihre Kräfte ein, um den U-Booten zu Leibe zu gehen. Immer neue Erfindungen wurden versucht; die Begleitschiffe, die Wach- und Fangfahrzeuge wurden weiter vermehrt und dazu übergegangen, die Handelsschiffe nur noch in Geleitzügen fahren zu lassen. Von einem unserer U-Boote wurde damals berichtet, daß es über 30 Stunden von Fangfahrzeugen verfolgt worden und nur mit großer Mühe diesen entwischt sei. Danach war anzuneh-

men, daß die meisten Fangboote eine Art Geräuschempfänger hätten, ähnlich den Membranen der Unterwasserschallsignale, mit denen sie U-Boote aufspürten und festhielten. Trotz dieser vermehrten Bewachung, der raffinierten U-Boot-Fallen, den Netz- und Minensperren gelang es unseren U-Booten weiterhin auch an der Enge „Dover–Calais", die besonders geschützt war, durch das Sperrgebiet hindurch und an den Handelsverkehr, der von bewaffneten Dampfern, Hilfsfahrzeugen, Zerstörern, Motorbooten geleitet wurde und vielfach nur in der Nacht stattfand, heranzukommen. Unsere Verluste blieben dabei in erträglichen Grenzen.

Die Würfel sind gefallen! Der verschärfte U-Boot-Krieg gab den Anstoß zum Abbruch der Beziehungen zwischen Amerika und Deutschland. Vom ersten Tage ab waren diese Auseinandersetzungen von Amerika einseitig englandfreundlich und anmaßend geführt worden. Alles Nachgeben Deutschlands gegenüber dem völkerrechtswidrigen Handeln Amerikas, alle Verordnungen der deutschen Regierung, den U-Boot-Krieg so menschlich wie möglich zu gestalten, ja, einen einfachen Handelskrieg daraus zu machen, waren nutzlos gewesen. Mittlerweile war kostbare Zeit für uns verloren, für den Feind aber ein kostbares Gut gewonnen. Der Präsident der Vereinigten Staaten, Woodrow Wilson – der amerikanische Diktator im Dienste Englands – wollte sich nicht überzeugen lassen, Deutschlands Ansprüchen gerecht zu werden. Die Parole für seine Wiederwahl als Präsident im November 1916 hieß:

„He kept us out of war!" Aber „er" wollte den Krieg mit Deutschland!

In seiner Botschaft vom 2. April 1917 an den Kongreß der Vereinigten Staaten sagte Wilson unter anderem folgendes:

„Wir haben keinen Streit mit dem deutschen Volk. Wir haben gegen dieses nur ein Gefühl der Sympathie und der Freundschaft. Seine Regierung hat nicht auf sein Betreiben gehandelt, als sie in den Krieg eintrat. Das geschah nicht mit vorheriger Kenntnis oder Billigung des Volkes. Es war ein Krieg, der beschlossen wurde, so, wie in alten, unglücklichen Zeiten Kriege beschlossen wurden, als die Völker von ihren Regierenden nirgend befragt und Kriege hervorgerufen und geführt wurden im Interesse von Dynastien oder von kleinen Gruppen Ehrgeiziger, die gewohnt waren, ihre Mitbürger als Pfänder und Werkzeuge zu benutzen. Schlau ersonnene Pläne für Betrug und Angriff, die vielleicht von Generation zu Generation weitergegeben werden, können nur in der Heimlichkeit des Hofes oder hinter sorgfältig gewahrter Vertraulichkeit in einer eng begrenzten und bevorrechteten Klasse ausgearbeitet werden. – Nur freie Völker können mit ihren Absichten und ihrer Ehre an dem gemeinsamen Ziel festhalten und die Interessen der Menschheit irgendwelchen engbegrenzten eigenen Interessen voranstellen. – Wir sind jetzt daran, den Fehdehandschuh dieses natürlichen Feindes der Freiheit (gemeint ist Deutschland) aufzunehmen, und wir werden, wenn nötig, die ganze Kraft der Nation dazu verwenden, seine Anmaßung und seine

Macht im Zaum zu halten und zunichte zu machen. Wir freuen uns, jetzt, da wir die Tatsachen nicht vom Schleier falschen Scheines umgeben sehen, so für den endlichen Frieden der Welt und für die Befreiung ihrer Völker mit Einschluß des deutschen Volkes zu kämpfen, für die Rechte der großen und kleinen Nationen und für das Vorrecht der Menschen, überall ihrer Art zu leben. Die Welt muß für die Demokratie sicher gemacht werden. Ihr Friede muß auf die erprobten Grundlagen der Freiheit gepflanzt werden. Wir brauchen keine selbstsüchtigen Zwecke zu fördern. Wir wünschen keine Eroberung, keine Herrschaft. Wir suchen keine Entschädigung für uns selbst, keinen materiellen Ersatz für die Opfer, die wir ausgiebig bringen werden. Wir sind nur einer der Verfechter der Rechte der Menschheit. Wir werden zufrieden sein, wenn diese Rechte so gesichert worden sind, wie sie der gute Glaube und die Freiheit der Nation sichern können, usw."

Diese kurzen Auszüge aus der Rede dürften genügen, um das ganze scheinheilige Lügengespinst aufzudecken, mit dem Wilson die wahren Gründe zur Beteiligung am Kriege übertünchte. Fangen wir von vorne an, so steht die Tatsache fest, daß vom August 1914 ab Amerika an England unzählige Millionen Granaten, Patronen, unzählige Mengen Geschütze, Gewehre und anderes Kriegsmaterial geliefert und seinen angelsächsischen Vetter mit Geldanleihen unterstützt hat. Als die Republik ihre Industrie umstellte, um für eine Partei des Weltkrieges Waffen zu schmieden, handelte sie gegen alle Grundsätze des Völkerrechts und führte bereits

versteckt Krieg mit Deutschland. Lord Northcliffe – der berüchtigte Propagandachef der Weltpresse – hatte schon recht, als er sagte: „Amerika ist uns, den Engländern, ein stiller, aber trefflicher Alliierter geworden!" Nun aber die salbungsvollen Worte über Freiheit des Volkes im demokratischen Staat, von dem Haßgesang gegen die Dynastien ganz zu schweigen! Das amerikanische Volk erfreute sich in Wirklichkeit keiner Freiheit. Die Regierung bestand aus einem einzigen Mann – dem Präsidenten –, in dessen Hirn sich die wahnwitzige Rolle des Beglückers der ganzen Menschheit fest eingenistet hatte, der aber tatsächlich ein willkommenes Werkzeug der Geldpolitik und des Waffentrusts war; denn wer waren die Götzen, die der demokratische Staat anbetete? Welches war der wirkliche Grund zur Begünstigung Englands, zum Eintritt in den Weltkrieg? Kein anderer als die „Jagd nach dem Dollar"! Geld, Geld war die Parole der Kriegsindustrie, der Waffenrüstungen, und die Kriegsgeschäfte die geheimen Triebkräfte des die amerikanische Wirtschaft und die Regierung beherrschenden Kapitalisten-Trusts! „Die Aktien der Bethlehemwerke stehen uns höher als die Ehre des amerikanischen Namens! Wir sind zu Mitschuldigen an dem europäischen Verbrechen geworden", so rief ein amerikanisches Kongreßmitglied aus, „das Volk ist gegen den Bluthandel! Der Arbeiter, der Farmer, der Kaufmann, der Angestellte, sie alle wollen den Frieden. Aber man läßt sie nicht zu Worte kommen, denn es liegt nicht im Interesse der Regierung, sie um ihre Meinung zu befragen. Die wenigen Großindustriellen

und die Waffenfabrikanten wollen Geld aus dem entsetzlichen Krieg ziehen. Aber die große Abrechnung wird kommen, und die Vereinigten Staaten werden dabei nicht leer ausgehen. Es wird klar ersichtlich werden, daß unsere Regierungen und unsere Presse eine verdammenswerte, schmutzige Rolle spielten. Die Weltgeschichte wird uns verdammen, denn sie ist das Weltgericht!"

Noch ein Urteil der neutralen Schweizer Presse sei hier angeführt, welches sehr treffend die Persönlichkeit Wilsons bei diesem Bluthandel schildert: „Passionszeit 5/IV. 1917. Bevor der Hahn dreimal kräht, wirst du mich dreimal verleugnen! – Wer dem großen Friedenshelden, dem edlen, gottgesandten Menschenfreund Woodrow Wilson vor ein paar Monaten anläßlich der Veröffentlichung seiner Friedensnote auf den Kopf zugesagt hätte, daß er bald den fünften und letzten Erdteil leichthin in den großen Kriegsbrand hineinreißen werde, hätte nur bei ganz wenigen Glauben gefunden. Die Kriegsbotschaft des Herrn Wilson ist so phrasenreich wie sein Friedensevangelium vom letzten Winter. Der Friedensfürst der Union ist ein gelenkiger Mann, und auch sein sogenanntes Gewissen und seine Grundsätze sind geschmeidig genug, um mit Zitaten aus seiner Friedensbotschaft heute die Kriegsnotwendigkeit zu beweisen. Bevor der Hahn dreimal kräht über nunmehriges Kriegsziel der Vereinigten Staaten von Amerika, führte Wilson in seiner Kongreßrede aus: ‚Ich denke, wie ich dachte, als ich mich am 22. Januar an den Senat und am 3. und 25. Februar an den Kongreß

wandte, daß unser Ziel darin besteht, Grundsätze des Friedens und der Gerechtigkeit im Leben der Welt gegen egoistische Macht zu verteidigen!' Also Krieg um des lieben Friedens willen! Wilsons Phrase ist prachtvoll. So wird die Wahrheit aller Welt zum Hohn von Henkern der Menschheit und der Menschlichkeit ans Kreuz geschlagen!"

Das unmoralische Beispiel der machtvollen Vereinigten Staaten fand sofort eine willige Gefolgschaft. Um den großen Bruder sammelten sich – wie Aasgeier um die erlegte Beute – große Staaten von Südamerika, wie Brasilien, auch die kleinen mittelamerikanischen Staaten, und sogar Kuba und Haiti waren im Bunde. Sie alle riskierten nichts, ihnen allen hatte Deutschland nie etwas zuleide getan; aber die Gelegenheit, deutsches Privateigentum zu räubern und sich an den prächtigen deutschen Schiffen zu bereichern, wollten sie sich nicht entgehen lassen. „Geschäft ist Geschäft": den Wahlspruch der Angelsachsen machten sie sich zu eigen!

So sah die Welt voll von Lug und Trug aus, die dem tapferen Deutschland, das nun bereits 3 Jahre um seine Existenz kämpfte, den Kampfpreis aus den Händen winden sollte.

Von der militärischen Seite aus gesehen legten wir dem Eintritt Amerikas in den Krieg keine große Bedeutung bei. Mochten die Amerikaner auch über großen Reichtum, über ungeheure Waffen- und Munitionsfabriken infolge ihrer Stellungnahme zu unseren Feinden verfügen, zum Kriegführen gehörten ausgebildete

Truppen. Auch wenn mit angelsächsischer Zähigkeit dies Ziel verfolgt und Organisation, Ausbildung nur auf die moderne Grabenkriegführung beschränkt wurde, konnte höchstens im Jahre 1918 der Einsatz der neuen feindlichen Macht erfolgen. Dabei war zu berücksichtigen, daß der weite Ozean überquert werden mußte und hierzu Transportschiffe erforderlich waren, sowie daß die Zufuhr von weiterem Kriegsmaterial erhebliche Schwierigkeiten verursachte. Ohne Zweifel mußte der Zutritt der letzten großen Weltmacht unsere Feinde mit neuem Mut erfüllen, auszuhalten bis zur vollkommenen Zertrümmerung Deutschlands. Doch für uns Soldaten gab es kein Wanken und Weichen. Unsere gegen große Übermacht so lange gehaltene Front würde auch weiterhin fest stehen! Das Jahr 1917 mußte die Entscheidung bringen, zumal bereits Rußland zusammengebrochen und der Revolutionsherd sich immer mehr dort ausbreitete! (Wir ahnten damals nicht, daß in unserem eigenen Volk in der Heimat durch Not, Elend und Schlaffheit der Regierung, Parteienzwistigkeit und gemeinen Landesverrat sich eine innere Zersetzung vorbereitete, daß die Zeit der beste Bundesgenosse der Alliierten war, und daß die feindliche Front der Alliierten, kurz vor dem Zusammenbruch, nur dem Eingreifen der frischen, gut ausgerüsteten amerikanischen Truppenmassen die Entscheidung in diesem großen Kriege zu verdanken hat!)

Von Beginn des Jahres 1917 an war an dem Ausbau unserer Küstenbefestigungen eifrig gearbeitet worden. In der Heimat waren durch Außerdienststellung der

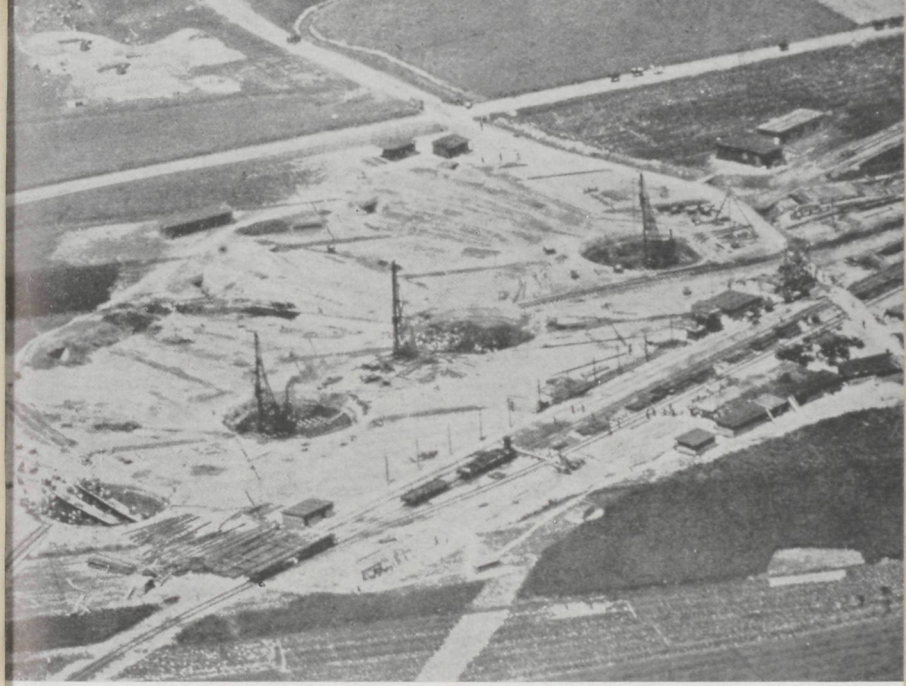
Schiffe der „Braunschweig-Klasse", die trotz erst zwölfjähriger Indienststellung für den modernen Seekrieg untauglich, eine große Zahl mittlerer und schwerer Geschütze frei geworden. Die schweren 28-cm-Geschütze wurden als Eisenbahngeschütze eingerichtet und nach einem besonderen Plan, teils an der Küste, teils an der Westfront, verwandt. Die mittleren Kaliber – 17 cm – dienten zur Verstärkung der Küstenverteidigung. Zunächst wurde im Westabschnitt, ein Kilometer südlich der alten Batterie „Antwerpen", eine neue Batterie „Oldenburg" angelegt und mit vier 17-cm-S.-K. L/40, Schußweite etwa 20 Kilometer, bestückt. Dann wurde im Ostabschnitt die alte „Friedrichsort"-Batterie umgebaut und für vier 17-cm-S.-K. L/40 eingerichtet. Dadurch war die Befestigung von Zeebrügge wesentlich verstärkt. Schließlich wurden drei neue 17-cm-Batterien als zweite Verteidigungslinie, die eine bei Breedene, die zweite südlich von Blankenberge, die dritte östlich von Knocke, mit den Namen „Preußen", „Hessen" und „Braunschweig" erbaut. Die damit verbundene Herstellung von Stützpunkten in der zweiten Linie, von gedeckten Anmarschwegen zur Küste, von Abriegelung der Hauptküstenorte durch ausgedehnte Drahtverhaue auch nach den Flanken schritten rüstig vorwärts.

Die feindlichen Flieger entfalteten eine immer regere Tätigkeit. Namentlich Anfang April und Anfang Mai wurde Zeebrügge Tag für Tag und Nacht für Nacht mit Bomben beworfen. Es war hierbei besonders auf unsere Seeflugstation abgesehen, aber kein großer Scha-

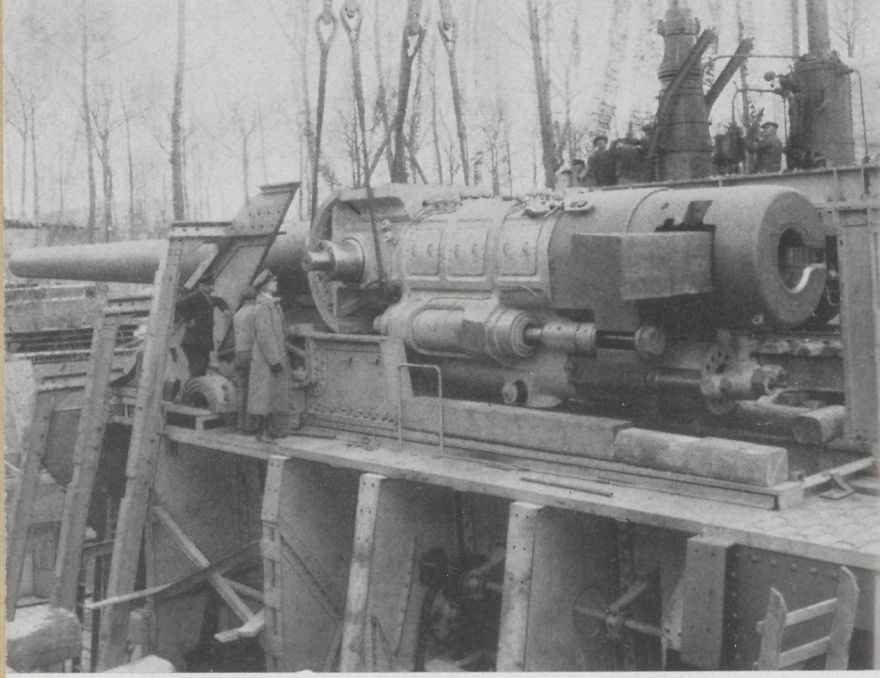
den angerichtet. Auf See hatte die Technik ein neues Kriegsmittel hervorgezaubert. Wiederholt tauchten feindliche kleine Schnellboote auf, die mit unheimlicher Geschwindigkeit durchs Wasser rasten, so daß nur eine Bug- bzw. Heckwelle zu sehen war, und nun mit Torpedos auf Wachfahrzeuge und auf die Molen von Zeebrügge und Ostende-Hafen schossen. Auf unserer Seite wiederum wurden als neueste Erfindung Fernlenkboote ausprobiert, die gegen die Monitoren verwandt wurden. Auch trafen nach und nach unsere kleinen Schnellboote ein und wurden im Hafen von Blankenberge untergebracht. In allen Küstenbatterien wurde Ausbildung und Schießdienst in gewohnter Weise weiter betrieben. Da die Verwendung von Gasgranaten im Küstenkriege nicht ausgeschlossen und auch bei feindlichen Landungen mit Gasgefahr gerechnet werden mußte, wurden die Matrosenartilleristen mit Gasmasken versehen und entsprechend geschult. Um eine Feuerleitung mit Fliegerbeobachtung ausführen zu können, wurden die schweren Batterien sämtlich für Flieger-Funkentelegraphie eingerichtet. Leider konnten aber wegen Mangel an Fliegern besondere Artillerieflieger den einzelnen Batterien noch nicht zugeteilt werden. Am 20. März 1917 schoß die neue schwere Batterie „Deutschland" das erste 38-cm-Geschütz an, am 3. Juni war die Batterie mit drei 38-cm-Geschützen gefechtsklar.

Trotzdem die Kriegführung bereits viel Neues gebracht, stand doch noch eine weitere Überraschung bevor, die uns um eine recht unliebsame Erfahrung bereicherte. Gegen 4 Uhr 30 Minuten vormittags am

12. Mai 1917 kreuzten bei unsichtigem Wetter viele feindliche Flieger zwischen Zeebrügge und Knocke auf und ab. Es wurde deswegen einige Male Sperrfeuer über die Mole gelegt, da mit Bombenwürfen zu rechnen war. Dies geschah jedoch nicht. Bei Hellwerden erkannten wir deutlich, daß es feindliche Kampfflieger waren und nahmen an, da sie ihrerseits Sperre flogen, daß ein größeres gegnerisches Unternehmen in Vorbereitung sei. Deshalb wurde erhöhte Alarmbereitschaft für den Ostabschnitt angeordnet und unseren Fliegern befohlen, nach See zu aufzuklären. 6 Uhr 47 Minuten fielen plötzlich mehrere Geschoßaufschläge in der Nähe der Mole Zeebrügge ein! Die Detonation mit der eigenartigen Schallwirkung ließ die sämtlichen Häuser am Strande erzittern. Wir wußten sofort: „Die Monitoren sind da." Alarm war gar nicht mehr nötig. Offiziere und Mannschaften standen bereits klar an den Geschützen. Namentlich die „Kaiser-Wilhelm"-Batterie freute sich, mit unseren alten Bekannten gründlich abzurechnen. Doch es kam wieder einmal, wie so oft im Kriege, anders! Trotz des schärfsten Ausgucks von allen Beobachtungs- und Gefechtsständen war vom Feinde nichts zu sehen. Krachend schlugen die Granaten in die Umgebung der Mole ein; eine Salve folgte der anderen; mit unheimlicher Präzision näherten sich die feindlichen Aufschläge der Schleuse Zeebrügge, gewaltige Geschoßtrichter aufwerfend, Steine und Erdmassen emporschleudernd! Dicke Rauchwolken lagerten auf dem weiten Gelände! Ungeduldig forderte das Divisionskommando gleich bei Beginn der Beschießung das Einsetzen der schweren



Bauarbeiten an der 28-cm-„Batterie Tirpitz“



Geschützmontierung der „Batterie Pommern“

Batterien. Immer wieder kam die telefonische Antwort: „Vom Feinde nichts zu sehen!“ und „nicht der geringste Anhaltspunkt für Richtung und Entfernung!“ Auch das feindliche Mündungsfeuer – das Aufblitzen der Schüsse – war nicht auszumachen. Wie abgehackt stand eine graue Nebelwand und Dunstschicht etwa zwei Seemeilen von der Küste ab, mit ihrer undurchsichtigen Masse alles verschleiernd. Weitere Flugzeuge von uns stiegen auf.

Die Seeflugstation wurde um Meldung ersucht, ob die ersten Flieger zurückgekehrt. Keinerlei Meldung lief ein. Nur so viel war sicher: Da oben in der Luft tobte ein heftiger Kampf zwischen unseren und den feindlichen Fliegern. Währenddes aber krepierten die schweren Granaten auf dem uns anvertrauten Gebiet, wer weiß, was für Unheil dort anrichtend! Wahrlich, eine peinliche, böse Lage für uns. Ohne das Feuer erwidern zu können, waren wir der feindlichen Gewalt ausgesetzt. Da stand nun unsere herrliche Batterie „Kaiser Wilhelm“, auf deren Bau und Schießfertigkeit wir stolz waren, mit den langen Rohren in höchster Erhöhung drohend zum Himmel gerichtet und den braven, kriegserprobten Mannschaften klar den Feind zu packen; doch kein Kommando „Feuer“ erfolgte, die Batterie blieb stumm; der Feind war nicht zu entdecken; er hatte sich unseren gefürchteten Geschossen durch eine Nebeltarnkappe entzogen!

Erst gegen 7 Uhr 30 Minuten – also fast eine Stunde nach Eröffnen des Feuers – traf die Fliegermeldung ein: „4 Monitoren und etwa 20 Zerstörer sind im Quadrat

O 61 β^1 zu sehen. Um sie herum liegen und fahren eine große Zahl von kleinen Motorbooten, die stark nebeln. Vor jedem Monitor liegt zu Luvard eine große Boje – anscheinend verankert –, die ebenfalls nebelt." Das war des Rätsels Lösung; daher unsere Benachteiligung. Durch das starke Nebeln war die an und für sich geringe Sichtigkeit noch mehr beeinträchtigt worden, so daß es den Flugzeugen unmöglich gewesen, Näheres auszumachen. Außerdem waren alle Funkspruchmeldungen vom Feind stark gestört worden. Ein heftiges Gefecht mit den feindlichen Kampffliegern hatte stattgefunden. Vier feindliche Flugzeuge wurden abgeschossen und eins zum Niedergehen in Holland gezwungen. Nun war auch die Einleitung des Schießens ohne weiteres klar. Infolge des unsichtigen Wetters und fortwährenden künstlichen Nebelns bei für ihn günstigen Windverhältnissen war es dem Gegner gelungen, mit seiner ganzen Flotte, ungesehen von unseren Vorpostenbooten und aufklärenden Flugzeugen, sich auf die genau vorher bestimmten Positionen für die Beschießung zu legen und sich gegen die Mole von Zeebrügge mit Hilfe von Fliegerbeobachtung schnell und sicher einzuschießen. Die feindlichen Kampf- und Beobachtungsflieger befanden sich in so großer Höhe und Entfernung, daß sie von den Flakbatterien Zeebrügges nicht erreicht werden konnten. Erst als unsere Kampfflieger erschienen, wurden sie ver-

[1] Das ganze Gebiet mehrere Seemeilen von der Küste war auf den Karten und Batterieplänen mit einem Gradnetz von Quadraten versehen, um schnell den ungefähren Standort des Feindes melden zu können.

trieben. Einmal eingeschossen gegen die Mole, war es für den Gegner ein leichtes, das Feuer sachgemäß auf den beabsichtigten Treffpunkt – die Schleusen, Brücken, Pontons – zu verlegen. Die teils natürliche, teils künstliche Nebelschicht kam dem Feinde sehr zustatten. Die feindlichen Flieger konnten gut beobachten, da die Küste mit der Hafeneinfahrt und den Schleusen Zeebrügges unverschleiert unter und vor ihnen lag; unsere Flieger dagegen sahen so gut wie nichts. So ist es kein Wunder, daß der Feind schießtechnisch recht gut abgeschnitten hat. Eine Gruppe von 60 bis 70 Schuß lag in der Nähe der Schleusen, eine zweite von 20 Schuß etwa 1500 bis 3000 Meter von den Schleusen entfernt. Weitere Schüsse lagen in Zeebrügge-Dorf, bei der Friedrichsort-Batterie und bei Liesseweghe.

Kaum war das von unseren Fliegern gemeldete Quadrat O 61 β an den Artilleriekommandeur gelangt, so wurde Feuererlaubnis an die Batterie „Kaiser Wilhelm" gegeben. Da endlich löste sich die Spannung! Die erste Salve donnerte über die Dünen hinaus auf die See, dem vermutlichen Standort des Gegners zu. Mittlerweile war es auch einzelnen Batteriepeilständen gelungen, das schwach sichtbare Mündungsfeuer der Monitoren annähernd anzuschneiden. Das Ergebnis war dasselbe Quadrat, welches die Flieger gemeldet. Deswegen wurde noch eine zweite Salve in diese Gegend gelegt. Viel Erfolg versprachen wir uns von diesem ungewissen Planschießen nicht, da die Geschoßeinschläge von unseren Flugzeugen nicht beobachtet waren. So hatte ein Weiterschießen unsererseits auch keinen Zweck. Um 8 Uhr

vormittags schwieg das feindliche Feuer. Die Flieger meldeten, daß die feindliche Flotte mit hoher Fahrt nach Nord bzw. Nordwest abgedampft sei.

Schleunigst gingen wir daran, den Schaden festzustellen, den die feindlichen Granaten angerichtet. Trotz des verhältnismäßig gut liegenden Trefferbildes hatte der Feind keinen großen Erfolg gehabt. Unsere Achillesferse waren die Schleusenpontons. Ein solcher Glückstreffer war aber dem Gegner nicht beschieden. Alle Pontons waren unversehrt. Auffallend gering war auch die Wirkung der Geschosse in der Nähe der Schleusen, trotz der aufgewandten großen Munitionsmenge. Die Haupt- und Kleinbahn war stellenweise zerstört, die Straße für größeren Verkehr zunächst nicht passierbar und das Maschinenhaus etwas eingedrückt. Im Kanal war ein Kohlenprahm gesunken, ohne die Schiffahrt zu behindern, in Zeebrügge-Dorf das Schulhaus sowie ein Bauernhaus in Trümmer gelegt. Wir hatten an Verlusten 1 Toten, 3 Verwundete, die Belgier 2 Tote und 1 Verwundeten zu beklagen. Abends um 7 Uhr desselben Tages war die Schleuse von Zeebrügge mit Maschinenbetrieb wieder gangbar gemacht, auch konnte der Verkehr in vollem Umfange aufgenommen werden. Es wurden im ganzen 110 15-Zoll- (38-cm-) Granateinschläge gezählt; unter diesen waren 31 Blindgänger, eine recht hohe Zahl! Die Munition schien amerikanischen Ursprungs, sie trug die Marke C. S. Co. 1916 (also wohl Carnegie Steel Company). Obgleich die Unternehmung ausgezeichnet vorbereitet und mit großem Geschick durchgeführt wurde, dabei keine

Gegenwirkung stattfand, war doch der beabsichtigte Zweck – die Zerstörung der Schleuse – nicht erreicht worden.

Nehmen wir wiederum die Aufzeichnungen des Admirals Bacon zu Hilfe, so erhalten wir folgendes Bild:

Fünf Versuche mußten gemacht werden, bis endlich alle Voraussetzungen für ein Gelingen der Beschießung erfüllt waren. Außer „Terror" und „Erebus" war noch „Marshal Soult" als drittes 15-Zoll-Geschütz-Schiff hinzugezogen. Letzteres wurde seiner geringen Geschwindigkeit wegen von „Terror" geschleppt. „Erebus" schleppte einen der 12-Zoll-Monitoren, welcher als „Ziellichtschiff" diente. Der Admiral wußte, daß nur durch Überraschung der Küste ein Einschießen gewährleistet war. Er wählte deswegen den nördlichen Weg und verstand es, ungesehen von unseren Vorposten heranzukommen. Damit hatte er das Spiel gewonnen. Der Rauchschirm seiner Motorboote sorgte für alles übrige. Die Anordnungen für die Feuerstellungen, die verhältnismäßig einfache Feuerleitung mit Artilleriefliegern, die zum Schutz derselben vorgesehenen Kampfflieger trugen zur glatten Durchführung des Unternehmens bei. Die Bombardementsentfernung betrug 25,6 Kilometer. Daß die „Kaiser-Wilhelm-II."-Batterie erst zum Schlusse des Bombardements einige Schuß feuerte, wird nicht gesagt. Es heißt nur allgemein: „Die Knocke-(Kaiser-Wilhelm-II.-) Batterie feuerte mit guter Richtung, aber unsicher in der Entfernung." Außerdem wird noch eine 15-Zoll- (38-cm-) „Jacobsenessen"-Bat-

terie erwähnt. Damit meinte der britische Admiral die „Deutschland"-Batterie. Dieselbe war überhaupt noch nicht schußbereit. Die schießtechnischen Überlegungen, u. a. daß theoretisch nur ein Schuß von 67 ein Schleusenponton treffen würde, zeigten, mit welch geringen Erwartungen die Briten an die Beschießung herangingen.

Ob sie durch das mit Fliegerphotopraphie aufgenommene Trefferbild wohl befriedigt worden sind? Kaum! Denn es zeigte deutlich, daß die Pontons nicht getroffen waren. Von dem Erfolg des Bombardements hing die Entscheidung ab, ob sich in Anbetracht der schnellen Abnutzung der 15-Zoll-Geschützrohre die weitere Beschießung der Schleusentore überhaupt lohnte. Die Entscheidung war zu unseren Gunsten ausgefallen. Das zeigte der ungehemmte Schleusenbetrieb am nächsten Tage. Heftige weitere Fliegerangriffe auf Zeebrügge konnten an diesem Ergebnis auch nichts ändern.

Die Beschießung ergab für uns neue, wertvolle Lehren!

1. Das Erzeugen von künstlichem Nebel – die Rauchverschleierung – wurde nicht nur für sämtliche wichtigen Batterien, sondern auch für ausgedehnte Geländestücke – Zeebrügge-Molen und -Schleusen, Ostende-Werftanlagen – bei den verschiedensten Wind- und Wetterverhältnissen eifrig studiert, praktisch erprobt und nach einer bestimmten Rolle unter Anstreben möglichst sofortiger Wirkung eingeführt.

2. Um die Batterien bei dickem Wetter, Unsichtigkeit durch künstlichen Nebel im Planschießen verwenden

zu können, wurden „Schallmeßtrupp"-Versuche für die ganze Küste eingeleitet. Dies Verfahren hatte sich bei der Landfront gut bewährt und wurde von dort übernommen. Wir wollen aber unsere Leser mit seinen Geheimnissen verschonen, da hierzu ausgedehnte akustische und artilleristische Erörterungen nötig wären. Nur so viel sei zum Verständnis gesagt, daß etwa 2 Minuten, nachdem die feindlichen Monitoren Feuer eröffnet hatten, beim Artilleriekommandeur die Meldungen vom „Schallmeßtrupp' über das Quadrat, in dem der Gegner stand, einliefen. Dadurch war die Entfernung und Richtung gegeben, mit welcher unsere Batterien das Feuer erwidern konnten. Natürlich war die Aussicht, Treffer zu erzielen, äußerst gering, zumal wenn der Gegner in Bewegung war. Es war also bei dickem Wetter nur ein „Schießen zur Beunruhigung des Feindes". Auf Zufallstreffer war kaum zu rechnen.

3. Die schweren Batterien erhielten besondere Artillerieflieger, die jederzeit zur Verfügung der Batterie standen. Das Zusammenspiel der Batterieleitung mit der Fliegerbeobachtung war nicht einfach und noch recht unvollkommen; es bedurfte daher der sorgfältigsten Ausbildung.

4. Feindliche Feuerüberfälle konnten, namentlich bei unsichtigem Wetter, niemals ganz verhindert werden, da der Gegner unmittelbar vor der Flandrischen Küste mit seinen überlegenen Seestreitkräften die See beherrschte. Wohl aber konnte die Ausführung derselben und die Überraschung durch bessere Bewachung in größerer Entfernung von der Küste als bisher (etwa

5 Seemeilen) wesentlich erschwert werden. Daher wurde der Vorstoß einer Rotte großer Torpedoboote kurz vor Tagesanbruch und in Mondscheinnächten angeordnet. Bald zeigte sich, daß auch diese Maßnahmen keinen genügenden Schutz gewährten.

1917

Flanderns Küste als Sehenswürdigkeit / Generalfeldmarschall v. Hindenburg trifft am Pfingstmontag zu einer Besichtigung ein / Beschießung der Werft Ostende am 5. Juni 1917

Unsere flandrische Küste – das Wunderwerk militärischen und seemännischen Fleißes sowie artilleristischer Technik – war in den Kriegsjahren 1916/17 allmählich zu einer Sehenswürdigkeit ersten Ranges geworden. Die Bedeutung und Schlagkraft dieser einzigartigen Marineschöpfung als Stützpunkt am rechten Flügel des großen Westheeres hatte sich sowohl an der Front wie in der Heimat herumgesprochen. Doch man konnte sich nichts Rechtes darunter vorstellen; denn vielen Binnenländern war das Meer fremd, Strand und Dünen eine unbekannte Größe. Selbst unter den höheren Offizieren und Generalstabsoffizieren gab es nur wenige, die unsere schweren Marinegeschütze bis zum 38-cm-Kaliber aufwärts zu Gesicht bekommen hatten. Es hieß wohl, daß diese Riesenbatterien bis über 40 Kilometer ins Land hinein feindliche Städte, Bahnhöfe, Truppenplätze usw. beschossen, auch weit in die See hinaus die feindlichen Kriegsschiffe bekämpft und von der Küste ferngehalten hätten. Doch, wie machten denn die listigen Küstenartilleristen das eigentlich? Wie konnten sie auf solche gewaltige Entfernungen das Feuer so leiten, daß die Ziele getroffen wurden? Das war doch die reine Hexerei und ging nicht mit rechten Dingen zu! Nun aber erst

die U-Boote, die so wunderbare Heldentaten vollführten! Dort in den flandrischen Häfen hatte man Gelegenheit, endlich einmal sich diese Seeungeheuer mit ihren seltsamen Taucheinrichtungen erklären zu lassen und die tapferen Besatzungen kennenzulernen, die furchtlos in die Tiefe des Meeres hinabstiegen und den Feinden bereits einen unermeßlichen Schaden an versenktem Schiffsraum und Vernichtung der Lebensmittelzufuhr zugefügt hatten. Alle diese geheimnisvollen Rätsel und noch vieles andere mehr (das Gerücht meldete sogar „Fernlenkboote" und „Torpedoflugzeuge") ließen sich bei einem Besuch der flandrischen Küste lösen!

So kam es, daß sich im Laufe der Zeit immer mehr wißbegierige „Badegäste" (man verzeihe den üblichen Marineausdruck, der hier aber besonders gut am Platz, im Hinblick auf die Berühmtheit Ostendes als Badeort) auf unserem Kriegsschauplatz an der freien See einfanden. Auch von der Obersten Heeresleitung, den Heeresgruppen und Armee-Oberkommandos wurde öfters die Gelegenheit benutzt, an der Front weilende hohe Gäste für kurze Zeit an die Küste zu schicken, um die Umgestaltung des früheren friedlichen Strandes in eine einzige, stark befestigte, uneinnehmbare Kriegszone in Augenschein zu nehmen. Nebenbei konnte man zur Zerstreuung die Reize der alten Weltstadt Brügge mit ihren stillen Grachten, Kanälen und historischen Gebäuden, über die nach langem Totenschlaf jetzt neues, reges Leben flutete, auf sich wirken lassen. Es ist nicht zuviel gesagt, daß fast alle deutschen Fürsten, mit wenigen Ausnahmen, für einen Tag an der Küste

geweilt haben. Meistens spielte sich der Besuch derart ab, daß eine Rundfahrt am Strande entlang unternommen, in den Batterien die Bedienung der Geschütze vorgeführt und die berühmte Zeebrügge-Mole mit der Flugstation besichtigt wurde. Selbstverständlich lag allen Fürsten daran, ihre eigenen Landeskinder zu begrüßen. So waren denn die braven Vaterlandskämpfer überall in besonderen Gruppen versammelt und erfreuten sich einer warmen Ansprache sowie besonderer Auszeichnungen durch ihre Landesherren. Öfters trafen Abordnungen von türkischen, österreichischen, bulgarischen Generalen und Stabsoffizieren ein, die unter Leitung deutscher Offiziere die Küstenbefestigungen studieren wollten; Reichskanzler und Reichstagsabgeordnete kamen, und aus unserer eigenen Marine wurde eine große Zahl von Kameraden für kurze oder längere Zeit kommandiert, um den Dienstbetrieb kennenzulernen. Keine Woche verging ohne solche Besuche, und wir hatten bereits eine große bzw. kleine „Rolle" – um wieder einen Marineausdruck zu gebrauchen – aufgestellt, damit der für Kriegs- und nicht für Anschauungszwecke bestimmte Dienst möglichst wenig gestört wurde. Waren irgendwelche Vorboten vorhanden, daß unsere alten Bekannten – die Monitoren – herannahten oder sonstige Unternehmungen gegen die Küste drohten, so wurden alle Besuche glatt abgesagt. Eine Ausnahme von diesen privaten Besuchen machten die dienstlichen Besichtigungen natürlich, da diese einen ganz anderen Charakter hatten und die Kriegsbereitschaft der Küstenfront zeigen sollten. Gerade in den Monaten Mai und Juni 1917

fand eine große Zahl solcher Besichtigungen durch Generalstabschefs der Obersten Heeresleitung, des Armee-Oberkommandos und Admiralstabschef statt, da in den höheren militärischen Kreisen damals fest an eine Aktion der gesamten englischen Flotte gegen Flanderns Küste geglaubt wurde.

Eines Tages kam, zur freudigen Überraschung aller, die telefonische Nachricht, daß unser höchster Vorgesetzter, Feldmarschall von Hindenburg, am Pfingstmontag – 25. Mai 1917 – zur Besichtigung des Marinekorps eintreffen würde. Endlich kam auch für die Küstenverteidiger die Stunde, den großen Feldherrn, der Ostpreußen befreit, Rußland vernichtend geschlagen, den Balkan unterworfen und die Westfront fest und sicher gegen alle Angriffe des Feindes gehalten, von Angesicht zu Angesicht kennenzulernen und ihm den kriegserprobten Schauplatz unserer Tätigkeit vorzuführen. Nun wurde für uns der Pfingstmontag kein Kampftag, sondern ein Festtag! Früh am Morgen begannen die Vorbereitungen. Strahlend ging die Sonne als feuerroter Ball über der Mole Zeebrügge auf; ein wolkenloser Himmel bescherte uns das schönste Wetter; eine leichte Brise von See her sorgte für Abkühlung, und leichter Wellenschlag säumte den weißen Strand. So brauchten wir keine Sorge zu haben, daß der Feind das aufgestellte Programm verderben würde, denn bei schönem Wetter hüteten sich die Monitoren nebst Gefolge, der Küste zu nahe zu kommen. Doch vorsichtigerweise kreuzten einige Kampfflieger seewärts, und fern am Horizont lagen mehrere Torpedoboote auf Vorposten.

Um 8 Uhr morgens traf der Zug auf dem Bahnhof Ostende ein. Zum Empfang hatten sich der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe, der Kommandierende Admiral, Divisions-, Brigade- und Abschnittskommandeur eingefunden. Als der Generalfeldmarschall die Meldung unseres Admirals entgegennahm, konnten wir seine sympathische, kraftvolle Persönlichkeit in aller Ruhe betrachten. Unwillkürlich drängte sich uns die Ähnlichkeit in der äußeren Erscheinung mit Deutschlands großem Kanzler, dem Fürsten Bismarck, auf. Die hohe, mächtige Gestalt, ungebeugt und markig, der ausdrucksvolle Kopf, die ehernen Züge, die klugen, scharfen Augen, alles erinnerte an den Gründer des Deutschen Kaiserreiches! Nach der Meldung wandte sich der Feldmarschall an unseren Kommandierenden und sprach mit seiner tiefen Stimme langsam und deutlich, so daß wir jedes Wort verstehen konnten: „Schon lange wollte ich mal kommen, um mir die Mannschaften des Marinekorps in ihrer vielseitigen Tätigkeit anzusehen. Als erstes aber möchte ich meinen Leuten das Meer zeigen. Die müssen bald wieder fort! Können Sie es so einrichten, daß wir gleich dorthin fahren?“ Natürlich änderten wir das Programm dementsprechend und leiteten die Autos, nachdem der Kommandierende uns Offiziere einzeln dem Feldmarschall vorgestellt, auf dem kürzesten Weg durch die Stadt zur Küste. Wir fuhren die Strandpromenade langsam entlang, vom Kursaal zum Königlichen Schloß mit den Säulengängen und weiter nach Mariakerke. So hatten wir auf der einen Seite einen wundervollen Ausblick auf das im Sonnen-

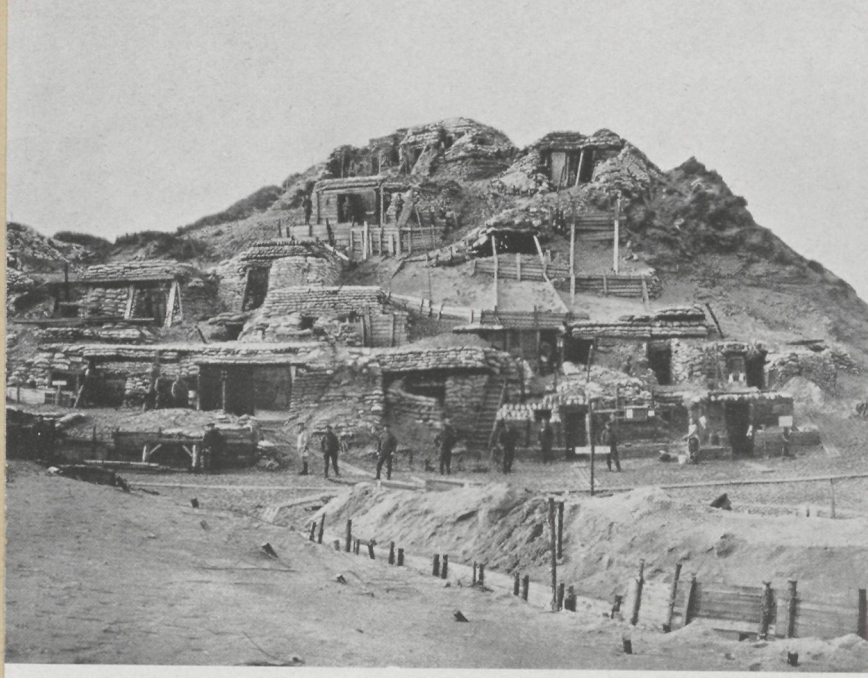
schein glänzende, von leichtem Wellengang bewegte Meer und konnten zugleich die Strandverteidigung mit den gewaltigen Stacheldrahthindernissen verschiedenster Art sowie den zahlreichen betonierten Maschinengewehrnestern übersehen. Auf der anderen Seite passierten wir die lange Reihe der 15-cm-S.-K.-Küstenbatterien, vor denen die Besatzungen Aufstellung genommen hatten. Leider mußte von einer Besichtigung dieser, dem feindlichen Feuer am meisten ausgesetzten Werke, der Kürze der Zeit wegen, abgesehen werden und konnten nur die schweren Batterien Berücksichtigung finden. Der erste Aufenthalt wurde in der „Tirpitz"-Batterie gemacht. Hier hielt der Artilleriekommandeur an der Hand einer Karte, die den Standort der Geschütze und die feindlichen Stellungen von Nieuport und Umgegend zeigte, einen kurzen Vortrag über die Leistungsfähigkeit der Batterie nach Land und See zu sowie über die in den letzten Kämpfen erzielten Erfolge. Der Feldmarschall hörte sehr aufmerksam zu, stellte noch einige Fragen über die Schußweiten und besichtigte dann ein Geschütz in der Bedienung sowie die Munitions-Lagerräume. An der Front der Mannschaften entlang schreitend, sprach er verschiedene Matrosenartilleristen an und ließ sich von ihnen einzelne Vorkommnisse bei den letzten heftigen feindlichen Beschießungen näher erläutern. Mitten in der Besichtigung sagte er plötzlich: „Meine Batterie muß ich natürlich auch sehen!" Damit war die erste schwere Batterie der alten 28-cm-Kanonen gemeint, die wir gleich bei der Besetzung der Küste gebaut und „Hindenburg"-Bat-

terie getauft hatten. Sie stand auf der Stelle, wo das „Fort Napoleon" seligen Angedenkens einst die Einfahrt nach Ostende beherrscht hatte. Die Bedeutung der Batterie war ja nicht groß, da die Geschütze aus der linken Flügelbatterie des Fort Heppens in Wilhelmshaven stammten, vom Jahre 1893, ihrer geringen Schußweite wegen auch nur für den Schutz von Ostende gegen Landungen in Betracht kamen. Doch die Batteriestellung selbst wirkte auf jeden, der das ehrwürdige Alter der Kanonen nicht kannte, äußerst imponierend, zumal das Gelände übersichtlich und die Geschütze nach altem System dicht nebeneinander standen.

Dem Wunsche des Feldmarschalls entsprechend, fuhren die Autos, nachdem die Hafeneinfahrt von Ostende passiert war, also direkt zur „Hindenburg"-Batterie. Auf den Seiten mit Wällen und Drahtverhauen umgeben, am Rücken mit hohem Gitter gegen jeglichen Überfall vorzüglich geschützt, bot die Batterie den Anblick eines modernen kleinen Forts. Die vor ihren Geschützen angetretene Besatzung, von prächtigem Aussehen in der hübschen alten Matrosenuniform, machte das Bild noch anziehender und gefiel dem Besichtigenden sichtlich. Von einer Vorführung der Batterie wurde abgesehen. Statt dessen erzählten wir dem Feldmarschall einiges von den Vorkommnissen bei der ersten Besetzung der flandrischen Küste im Oktober 1914, von den Schwierigkeiten beim Transport der schweren Geschütze und Bau der Batterie, ihrer vorzüglichen Lage für die Nahverteidigung von Ostende und einige historische Daten über das „Fort Napoleon". Damit war der

Übergang zu einer kleinen Überraschung gegeben, die in Anbetracht des Pfingstfeiertages vorbereitet war. Unter dem Vorwand, die bombensicheren Räume von „Fort Napoleon" des Interesses halber anzusehen, gelangten wir auf dunklen, feuchten Gängen wie in einem alten Burgverließ in den „Hindenburg-Keller", der den Offizieren der Batterie als Messe diente. Dieser Aufenthaltsraum hatte von der künstlerischen Hand eines Kameraden im Laufe der Zeit eine eigenartig hübsche Ausstattung erhalten. Gegenüber der Tür befanden sich zwei große Bilder – links Se. Majestät der Kaiser, rechts Generalfeldmarschall von Hindenburg – beide Bilder in gleicher Auffassung. Die Wände waren geschmückt mit Malereien, die unsere Gegner als Löwe, Hahn, Bulldogge und Schlange darstellten und mit humoristischen Sinnsprüchen verziert waren. Als wir uns im Halbdunkel dem Keller näherten, flammte ein Lichtschein auf. Die Eingangstür war mit grünen Tannenzweigen hübsch bekränzt, die Messe selbst, überall mit frischem Pfingstlaub ausgeschmückt, strahlte in hellstem Kerzenglanz. Es war ein entzückender Anblick, diese Pfingstidylle mitten im Kriege, so friedlich schön geschmückt und in Feiertagsstimmung zu Ehren unseres hochverehrten Gastes! Der Feldmarschall stand wohl eine volle Minute sprach- und bewegungslos auf der Schwelle, ganz in den Zauber dieses freundlichen Bildes versunken. Dann gab der Batteriekommandeur die Erklärungen zu den Wandmalereien ab und überreichte ein mit zahlreichen Photographien und bemerkenswerten Vorkommnissen über den Werdegang der Batterie ausgestattetes Album.

10,5-cm-Flakbatterie in Zeebrügge



Der Affenberg

Offensichtlich gerührt über diese unerwartete Huldigung dankte Hindenburg dem Batteriekommandeur mit herzlichen Worten und leerte das ihm angebotene Glas Wein auf das Wohl seiner Batterie.

Die Zeit drängte, wenn wir unser großes Programm, wie vorgeschrieben, innehalten wollten. So ging es nach kurzer Rast weiter in die noch im Bau befindliche Batterie „Deutschland". Eines der mächtigen 38-cm-Geschütze, bereits schußbereit, wurde natürlich wegen der riesigen Abmessungen des Rohres, der Lafettierungen sowie der Größe und des Gewichts des dazugehörigen Geschosses am meisten bewundert. Jedoch hatte der Besichtigende auch Gelegenheit, die gewaltigen Unterbauten anzusehen, die für die sichere Aufstellung so schwerer Geschütze erforderlich sind, und kargte nicht mit seiner Anerkennung des Geschickes und Fleißes der Mannschaften, die diese Arbeit mit unendlicher Geduld und Zähigkeit in Tag- und Nachtschichten ihrer Vollendung entgegenführten. Weiter ging es in flotter Fahrt zur Mole Zeebrügge, die auf jeden Beschauer, der sie zum ersten Male sieht, einen unvergeßlichen Eindruck macht. So auch jetzt, zumal die Autos bis fast an den Endpunkt der Mole fuhren und man von hier aus nicht nur die weite See, deren Wogen sich am Kopf der Mole brachen, sondern auch den Innenhafen bis zu den Schleusen überblicken konnte. Auf der Flugstation war alles in fieberhafter Tätigkeit. Nach der Meldung des Kommandeurs stiegen mindestens 20 Wasserflugzeuge auf, wasserten wieder, starteten von neuem und führten halsbrecherische Kunststücke in der Luft aus vor den

Augen des Feldmarschalls. Dann hatte auch dies aufregende Schaustück ein Ende, und nach Besichtigung der Torpedobootsflottille von der Mole aus wurde im Fliegerkasino eine kleine Erfrischungspause eingelegt.

Weiter ging die Autofahrt, teils am Strande, dicht am Dünengelände entlang, teils auf der großen Straße durch die Ortschaft Heyst bis westlich von Knocke zur „Kaiser-Wilhelm-II."-Batterie. Auch diese Batterie aus vier 30,5-cm-S.-K. L/50 bestehend, machte mit ihren über 15 Meter langen Geschützrohren einen großartigen Eindruck. Sie war dem Feinde besonders unbequem geworden, da die Scheldemündung von unseren Geschützen beherrscht wurde und die Monitoren gezwungen waren, sich außerhalb des Wirkungskreises der Batterie, also über 34 Kilometer Entfernung, zu halten. Dadurch war den U-Booten das Aus- und Einlaufen nach Zeebrügge wesentlich erleichtert. Mit der Besichtigung dieser letzten schweren Batterie fand die Fahrt an der Küste ihr Ende. Es ging nun zur Werft Brügge, wo einige U-Boote von verschiedenem Typ im Tauchen vorgeführt, darauf noch einige besonders schöne Sehenswürdigkeiten der Stadt – die Liebfrauenkirche, der Beguinenhof und der Belfried – im Vorüberfahren besichtigt wurden. Ein Frühstück beim Kommandierenden Admiral bildete den Abschluß. Feldmarschall von Hindenburg reiste am Nachmittag weiter nach Gent und Antwerpen. Ein großer Tag für uns Küstenkämpfer war vorüber. Wir hatten Hindenburg gesehen, dem nächst dem Obersten Kriegsherrn die Leitung der gesamten deutschen Heeresmacht im Welt-

kriege zufiel. Unser Vertrauen in seine geschickte Führung war gestärkt, unser Gefühl sagte uns, daß unseres geliebten Vaterlandes Schicksal und unsere Zukunft in seinen Händen sicher aufgehoben. Neu gestärkt nahmen wir unsere pflichtmäßige Arbeit im Dienste des Vaterlandes auf.

Am 5. Juni 1917 griff der Feind erneut an und hatte diesmal den ersten wirklichen Erfolg. Für die Nacht vom 4. auf 5. Juni wurde den Brigaden erhöhte Aufmerksamkeit anempfohlen, da die Witterung bei Vollmond, bei glatter See und günstiger Sichtigkeit für feindliche Unternehmungen besonders geeignet schien. Von Mitternacht bis Hellwerden erfolgten fortlaufend Fliegerangriffe auf Brügge-Umgebung und Ostende. Dabei wurden etwa 70 Bomben auf das Nordhafengelände Brügge, 11 Bomben auf die Ostende-Werft geworfen. Um 3 Uhr 30 Minuten morgens liefen die Torpedoboote S 15 und S 20 aus Zeebrügge aus, um in Richtung von Thornston Bank aufzuklären. Kurz vor 4 Uhr wurde in nördlicher Richtung starkes Geschützfeuer gehört. Die Signalstation Zeebrügge feuerte das Alarmsignal. Um 4 Uhr 35 Minuten meldete S 15 feindliche Zerstörer. Mittlerweile war es taghell geworden. Um 4 Uhr 40 Minuten konnten wir vom Divisionsgefechtsstand aus – Dach des hohen Hotels in Blankenberge – eine breite Dwarslinie von Fahrzeugen ausmachen, die schnell näher kamen und anscheinend zwei mit hoher Fahrt auf die Küste zulaufende Torpedoboote unter heftiges Feuer nahmen. Kein Zweifel! Unsere beiden Torpedoboote wurden von mindestens

12 feindlichen Zerstörern verfolgt. Das dem Feind am nächsten befindliche Torpedoboot S 20 blieb merklich zurück und sank gegen 5 Uhr brennend, bis zuletzt feuernd. Etwa 5 Uhr 11 Minuten eröffnete Batterie „Hertha" das Feuer auf äußerste Schußweite. Das feindliche Feuer auf S 15 ließ etwas nach. Die feindliche Linie drehte nach Westen und Nordwesten ab. S 15, das stark Dampf abließ, lief nach Süden weiter und forderte 5 Uhr 17 Minuten Schlepperhilfe. A-Boote und Schlepper kamen aus Zeebrügge. Um 7 Uhr lag S 15 geborgen in Zeebrügge, hatte beide Turbinen durch zwei Treffer beschädigt und an Verlusten 20 Mann tot und verwundet. Um 5 Uhr 20 Minuten hatte auch die „Kaiser-Wilhelm-II"-Batterie noch auf ein Fahrzeug mit 3 Schornsteinen 5 Schuß bei einer Entfernung von 30 Kilometer verfeuert. Batterie „Hertha" hörte bei 22 Kilometer zu feuern auf. Der Gegner zog ab.

Währenddessen war im Westabschnitt gleichzeitig folgendes vor sich gegangen: Gegen 5 Uhr wurde auf der Höhe von Mittelkerke Bank von den westlichen Beobachtungsständen das verschwommene Bild einer Anzahl von Fahrzeugen wahrgenommen, die anscheinend östlichen Kurs steuerten. Die Batterien des Westabschnittes waren bereits alarmiert. Batterie „Tirpitz" konnte jedoch ein gezieltes Feuer auf das ungewisse, nicht meß- und anschneidbare Ziel zunächst nicht abgeben. Von allen beteiligten verantwortlichen Offizieren (Artilleriekommandeur West, Abschnittskommandeur, Offiziere der Langbasisstände) wurden feindliche Monitoren nicht ausgemacht. Gegen 5 Uhr 15 Minuten, quer-

ab von Ostende, hüllte sich die Fahrzeuggruppe in eine starke, sie vollends unsichtbar machende Nebelschicht, in der um 5 Uhr 23 Minuten ein Abschuß – Mündungsfeuer – gesichtet wurde. Da es nun klar war, daß es sich um schießende, von nebelnden Fahrzeugen umgebene Monitoren handelte und andererseits jetzt durch das Anschneiden des Mündungsfeuers Entfernung und Richtung sich feststellen ließen, so eröffnete „Tirpitz" um 5 Uhr 28 Minuten, „Deutschland" 5 Uhr 36 Minuten das Feuer. Wenn auch die Beobachtungsverhältnisse des starken, den Gegner umgebenden Nebels wegen äußerst schwierig waren, insbesondere für die Artilleriefflieger, so konnte doch Batterie „Tirpitz" durch Anschneiden der hohen, oft über den Nebel sich erhebenden Wassersäulen der Geschoßaufschläge und des feindlichen Mündungsfeuers das Schießen am Ziel halten. Die Fliegerbeobachtungen bestätigten die Lage der Geschoßaufschläge in unmittelbarer Nähe des Ziels. Aber der Feind fühlte sich durch seinen Rauchvorhang sicher, hielt durch und feuerte von 5 Uhr 23 Minuten bis 6 Uhr 2 Minuten etwa 94 Schuß. Es waren 15-Zoll-Granaten, also die von Zeebrügge her bekannten Monitoren „Terror" und „Erebus". Diesmal hatte sich der Gegner ein für die artilleristische Wirkung günstigeres Objekt ausgesucht, die Werft von Ostende.

Die ersten Schüsse lagen vor der Ostmole, gingen dann in schneller Folge auf den Seebahnhof und auf das Werftgelände. Die Bombardementsstellung der Monitoren war 24 Kilometer Nord-Nordwest der Werft. Ihr Feuer wurde von Artilleriefliegern geleitet, die in

großer Höhe zwischen den Monitoren und der Küste gesichtet, von den Flakbatterien aber nicht erreicht werden konnten. Die Beschießung dauerte annähernd eine Stunde. 22 Einschläge wurden festgestellt: 5 lagen beim Seebahnhof – in demselben 2 direkte Treffer – 11 lagen auf der Werft selbst und 6 Blindgänger im Werftgelände. Die übrigen Geschosse fielen ins Wasser. Die schießtechnische Leistung war demnach nur mittelmäßig; die Wirkung jedoch der Treffer in den Werftanlagen – wie dies in der Natur der Sache liegt – recht bedeutend. Verschiedene Fahrzeuge, die in der Werft lagen, erlitten Beschädigungen, auch das Fluttor der Werftschleuse wurde getroffen. An etwa 40 Häusern und Schuppen war geringer Sachschaden, meistens durch den Luftdruck bei der Detonation der wohl mindestens 700 Kilogramm schweren 15-Zoll-Granaten, entstanden. Die Maschinenhäuser und Werkstätten blieben fast alle unversehrt. Ein Offizier von uns wurde gleich bei Beginn der Beschießung durch einen Granatsplitter getötet. Sonst hatten wir keine Verluste, die Belgier jedoch 2 Tote, 2 Schwer- und 2 Leichtverwundete.

Admiral Bacon sagt zu dem Bombardement in seinem Buch: „Das Einschießen mit Fliegerbeobachtung erfolgte gegen die Ostmole, worauf die Schüsse durch entsprechende Längenverbesserung in das Werftgelände verlegt wurden. Die neue ‚Jacobsenessen'- (Deutschland-) Batterie beteiligte sich außer der ‚Tirpitz'- und ‚Hindenburg'-Batterie (letztere hat wegen unzureichender Schußweite nicht gefeuert) an der Gegenwirkung.

Das Einnebeln auf deutscher Seite war recht wirksam. Merkwürdigerweise versagte die deutsche Fliegertätigkeit bei dieser Beschießung vollständig, so daß die britischen Artillerieflieger und die begleitenden Kampfflieger die Luft für sich allein hatten. Die deutschen Batterien kamen dank des britischen Rauchschirms nicht ans Ziel, obwohl mehrere Salven recht dicht daran lagen."

Wie gewöhnlich hatten die Engländer das Ergebnis der Beschießung durch eine Fliegerphotographie festgestellt. Die aus derselben vom britischen Admiral gezogenen Schlußfolgerungen waren ziemlich richtig, in bezug auf den Sachschaden an den Werftgebäuden jedoch stark übertrieben.

Einerlei, der Gegner hatte mit seinen neuen Methoden beim Bombardement (Rauchverschleierung und sichere Fliegerbeobachtung) Glück gehabt und gegen die Ostende-Werft einen Erfolg erzielt, der für ihr weiteres Fortbestehen entscheidend sein konnte. Zunächst warteten wir noch ab, ob ein Räumen der Werft unbedingt nötig sei. Wiederholte der Feind diese Unternehmung mit gleich guten Trefferergebnissen, war das Schicksal der Werft besiegelt. Bis aber dies eintrat, mußten wir alles daransetzen, die Monitoren auch unter den veränderten, für sie günstigeren Verhältnissen am überraschenden Einschießen ihrer uns durch eine Nebeltarnkappe entzogenen Geschütze zu hindern. Wie konnte das geschehen? Unsere Batterien hatten unter den schwierigen Verhältnissen ihr Möglichstes getan, den Feind zu vertreiben. Leider versagte bei der „Tir-

pitz"-Batterie wieder einmal der Artillerieflieger, und die „Deutschland"-Batterie hatte noch keinen eigenen Artillerieflieger, war auch im Fliegerschießen, Feuerleitung noch nicht eingespielt, da sie erst 2 Tage vorher fertiggeworden war. Sie hatte infolgedessen so gut wie nichts beobachten können. So viel war klar: Beim Artillerieschießen auf den großen Entfernungen war die Fliegerbeobachtung entscheidend. Artillerieflieger in genügender Zahl für jede schwere Batterie und stets bereite, eigene Kampffluggeschwader zu ihrem Schutz waren die Forderung, die die Küstenartillerie stellen mußte. Die Beherrschung der Luft war Vorbedingung für die Abwehr feindlicher Angriffe. Aber noch weitere Lehren ergaben sich aus der Beschießung. Der Schwerpunkt des Erfolges lag darin, daß dem Feind der Aufmarsch, das Einnebeln und das erste Einschießen gelungen war. Sobald mit Fliegerbeobachtung eingeschossen, entwickelte sich alles weitere – das Wirkungsschießen – von selbst. Hier mußte also der Hebel angesetzt werden und jede verdächtige Gruppe von Fahrzeugen, sobald sie in Schußweite kam, unter Feuer genommen werden. Alle Rücksichten auf Munitionsersparnis oder Abwarten, bis der Feind in eine günstigere Schußweite kam, mußten fortfallen. Alsdann war ein sofortiges Einnebeln aller wichtigen Stellungen – besonders der Molen an den Hafeneinfahrten – und zugleich das Aufsteigen der eigenen Kampfflieger geboten, um die gegnerischen Flieger zurückzutreiben und unsere Artillerieflieger zu schützen. Gelang dies nicht, war die Feuerüberlegenheit auf Seiten des Feindes. In diesem

Sinne wurde nun verfahren, und es entspann sich in nächster Zeit ein eigentlich ununterbrochener Kampf zwischen den schweren Batterien und den Monitoren um das Einnehmen der Bombardementsstellung. Meistens wurden auf den größten Entfernungen einige Schüsse gewechselt, so daß der Feind, der täglich den Wachtdienst an der Sperre hatte und nur auf eine günstige Gelegenheit – besonders gute See- und Windverhältnisse – wartete, seine Absicht aufgab.

Einen guten Einblick in die Methode des Feindes, den Wirkungen unseres Geschützfeuers aus dem Wege zu gehen, gibt eine Schilderung aus „The Dover Patrol", die zugleich unserer Schießkunst volle Anerkennung zollt und hier wörtlich wiedergegeben wird. Sie lautet unter Kapitel VI „Die belgische Küste, Patrouillen und Sperren", Seite 179:

„Währenddessen patrouillieren die Zerstörer die Linie ab, wohl 30 Seemeilen lang, und die Mutter der Familie – der Monitor – watschelt in der Mitte auf und ab, bereit, sie zu unterstützen. Einige Meilen näher dem Strande halten querab vom Monitor 2 andere Zerstörer Wache, als Ausguck und zum Schutz gegen das elektrische Motorboot. Der Nachmittag geht zu Ende, und es wird bemerkt, daß ein Beobachtungsballon südwestlich von Ostende in die Höhe geht. Was das heißt, ist nur zu gut bekannt: Die ‚Tirpitz'-Batterie ist im Begriff, Feuer gegen die Vorposten zu eröffnen, welche bei Unterstützung der Fischdampfer, die die Netzsperre ausbessern, in ihren Schußbereich gekommen sind. Sofort wird die Arbeit ausgesetzt; der Monitor befiehlt der

Patrouille, aus Schußweite zu laufen, und den Zerstörern, einen Rauchschirm zu machen. Eine dicke, braune Rauchwolke erscheint plötzlich nahe dem Ballon. Salve Nr. 1! ‚Tirpitz' hat Feuer eröffnet! Sofort wird der Kurs geändert, um dem Geschoßaufschlag auszuweichen. Volle 90 Sekunden vergehen, nachdem das Aufblitzen gesehen, bis das Geschoß einschlägt. Wie lange diese Zeit dauert! Schließlich verkündet ein Krachen und eine Wassersäule seine Ankunft. Es fällt 90 Meter von unserem Bug ein, an der Stelle, wo wir gewesen, wenn wir unsern Kurs nicht geändert hätten. Die Feinde sind totsichere Schützen; wenn wir auf demselben Kurs bleiben, besteht die Wahrscheinlichkeit, daß wir getroffen werden. Jetzt aber ist das ganze Geschwader durch den Rauchschirm eingehüllt, so daß der Feind in der Beobachtung gestört wird. Nichtsdestoweniger fährt er fort, Salve für Salve in die Nähe zu legen und eine heiße Zeit hält an, rund um den einer Schildkröte gleichenden Monitor."

1917

„Batterie Pommern" beschießt Dünkirchen auf 44 Kilometer Entfernung — eine Rekordleistung deutscher Schießtechnik / Feindliche Fliegertätigkeit / Unser erster Fliegerangriff auf London / Die 3. Marinedivision (drei Regimenter Marine-Infanterie) wirft die Engländer am 10. Juli über die Yser zurück

Gerade zur rechten Zeit war eine neue Batterie fertig, um dem Feinde, der einen Erfolg gegen die Ostende-Werft davongetragen hatte, Gleiches mit Gleichem zu vergelten und einen schweren, überraschenden Schlag zu versetzen. Ganz in der Stille, mit allen Vorsichtsmaßnahmen, den spürenden Raubtieraugen der Flieger das Unternehmen zu verheimlichen, war eines der 38-cm-Geschütze, die uns zur Verfügung gestellt waren, im Schloßpark von Moere, südlich von Ostende, eingebaut worden. Unendlich mühsam war die Arbeit der wackeren Matrosenartilleristen, Techniker und Hilfsmannschaften bei diesem gewaltigen Werk. Am 15. Oktober 1916 war der erste Spatenstich gemacht; es galt zunächst die Baugrube auszuheben und riesige Erdmassen zu bewältigen für die Pivotplatte des Geschützes, dazu Dampfmaschinen aufzustellen und mit großen Kränen schließlich die Lafettierung, das Schutzschild und das Geschützrohr selbst in Stellung zu bringen. Mit wenigen Worten läßt sich das niederschreiben; doch welche Geduld, welchen Fleiß, welch Geschick und welche Zähigkeit erforderte die Durchführung dieses Unternehmens. Über das gesamte Arbeitsfeld war zwischen

den Bäumen des Parks ein großes Schutznetz gespannt, um den feindlichen Fliegern nichts von den Vorgängen in diesem Teil des Parks zu verraten. Am 15. Mai 1917 war die Batterie gefechtsklar.

Als erste Probe der Leistungsfähigkeit der neuen Batterie war die Beschießung Dünkirchens, des wichtigen Ein- und Ausschiffungshafens der Engländer und Ankerplatz der Monitoren, geplant. Von unserem Geschützstand war Dünkirchen etwa 40 Kilometer entfernt; die Maximalschußweite unseres 38-cm-Geschützes betrug 48 Kilometer, bei einigermaßen günstigem Wetter konnten wir die feindliche Hafenstadt also mit Sicherheit unter Feuer nehmen. Alle Vorbereitungen waren so getroffen, daß bei guter Beobachtungsmöglichkeit gegen 6 Uhr morgens der erste Schuß fallen konnte. Um 5 Uhr morgens hatte der Artillerieflieger über Wetter und Beobachtungsverhältnisse zu berichten. Danach entschied der Artilleriekommandeur, ob die Beschießung stattfinden sollte oder nicht. Drei Tage mußten wir warten! Die Batterie selbst war vom Feinde trotz sorgfältigster Abdeckung beim Bau entdeckt und wurde von den schweren französischen Eisenbahngeschützen mehrere Male unter Feuer genommen. Das erste Mal gelang die Überraschung dem Feinde gut infolge einer starken Luftsperre, die seine eigenen Beobachtungsflieger schützte, so daß unsere Flieger überhaupt nicht herankommen konnten. Einige feindliche Schüsse lagen dicht bei der Batterie. Schaden wurde jedoch nicht angerichtet. Die nachfolgenden feindlichen Beschießungen wurden durch sofortiges Nebeln und Unter-Feuer-

nehmen der Eisenbahnbatterie vereitelt. Am 27. Juni 1917 war die Witterung so günstig, daß wir endlich dem Gegner den so lange ersehnten Schlag versetzen konnten. Zu gleicher Zeit mit „Pommern" feuerte Batterie „Deutschland" auf Fournes und Adinkerke. Um 5 Uhr 45 Minuten vormittags fielen die ersten Schüsse. Die Tagesverbesserung war so gut berechnet, daß gleich der erste Schuß der Batterie „Pommern" mitten im inneren Hafen von Dünkirchen saß. Der Artillerieflieger Pommern beobachtete die ersten 4 Schüsse absolut sicher, dann mußte er landen, und es übernahm Fesselballon Zevekote, später – als dieser nach wiederholten Fliegerangriffen und Schrapnellbeschießungen niedergehen mußte – Fesselballon Steene die Beobachtung. Beide Ballons lieferten sichere Angaben. Anfangs erhielt der Leitstand des Artilleriekommandeurs auch noch von Torpedobooten, die in See querab von Dünkirchen in Stellung gegangen, einige zutreffende Meldungen über die Aufschläge. Als jedoch genebelt wurde, versagte diese Beobachtung auf See völlig. Das Schießen verlief genau nach Plan. Gegen Mittag wurde die Beschießung abgebrochen, da die Beobachtung unzuverlässig wurde. In Zwischenräumen von etwa 8 Minuten waren etwa 48 Schuß gefeuert. Die mathematische Entfernung betrug 44 Kilometer, die erschossene 46 Kilometer. Damit war eine Schießleistung der schweren Artillerie (Geschoßgewicht 400 Kilogramm, also 8 Zentner) erzielt, die noch niemals in der Welt erreicht und für die Kriegführung von großer Bedeutung war. Im weiteren Verlauf des Krieges wurde diese Schußweite

durch die Beschießung von Paris mit unseren Sondergeschützen noch übertroffen. Über das Trefferbild ist nichts Näheres bekannt geworden. Nachrichten vom Feind besagten nur, daß die Überraschung groß und die Zerstörung recht beträchtlich gewesen (ganze Häuserblocks sollten wie Kartenhäuser zusammengefallen sein). Leider konnten wegen ungünstiger Witterung weder unmittelbar nach der Beschießung noch an den nächsten Tagen Fliegerphotographien angefertigt werden.

Es ist wohl selbstverständlich, daß ein derartiges, bisher niemals möglich gewesenes Fernschießen der schweren Artillerie ungeheures Aufsehen erregte und allen Artilleriefachleuten Stoff für interessante Betrachtungen bot, zumal nun alle ballistischen und schießtechnischen Theorien an der Hand der allein entscheidenden Praxis nachgeprüft werden konnten. Wir würden uns vergeblich bemühen, das Verständnis unserer Leser zu erwecken und zu erhalten, wenn wir sie durch das Labyrinth der theoretischen Erwägungen hindurchführen wollten, die vor solchem Schießen stattfinden. Lassen wir also alles Schwerverständliche der Schießkunst beiseite und bleiben nur im Bereiche des einfach Begreiflichen für jeden Laien, der nie ein schweres 38-cm-Geschütz gesehen, geschweige denn einem Schießen der schweren Artillerie beigewohnt hat. Wir haben ja bereits früher (Seite 75) die ersten einfachen Grundsätze für das Schießen und Treffen nach See zu auf große Entfernungen auseinandergesetzt. Es bedarf also nur der Ergänzung, daß bei der Beschießung Dünkirchens

alle die dort genannten Faktoren in gleicher Weise zu berücksichtigen waren. Besonders sind es die Tageseinflüsse, die bei der Luftreise des Geschosses in ungeahnte Höhen berücksichtigt und mit wissenschaftlicher Gründlichkeit berechnet werden müssen. Sehr wertvoll waren hierbei die Beobachtungen, die von einer meteorologischen Station an der Küste durch einen Fachmann täglich über Windrichtung, Windstärke in den oberen Luftschichten bis zu 4500 Meter Höhe, über Druck, Feuchtigkeits- und Wärmegehalt der Luft angestellt und den Berechnungen zugrunde gelegt wurden. Übergehen wir die Messungen des Gasdrucks im Rohr und die Größe der Ladung, die bei höheren Schußzahlen eine wichtige Rolle spielt, so bleibt uns nur noch übrig, die Leitung des Feuers selbst zu erklären. Wir haben es mit einem „Planschießen" zu tun. Wie der Name bereits andeutet, ist in der Batterie sowie an sämtlichen Beobachtungsstellen der gleiche Plan des zu beschießenden Ziels, hier also von Dünkirchen, vorhanden. In diesen Plan sind entweder Quadrate oder Kreissegmente mit besonderen Kennzeichen (große, kleine Buchstaben, Zahlen usw.) eingetragen, so daß jeder beliebige Aufschlagspunkt durch das Quadrat oder die Kreiszone bezeichnet, von der Beobachtung gemeldet und von der Batterie in den Plan eingetragen wird. Der Batteriekommandeur kann nun entsprechend dieser Beobachtungen das Feuer verlegen und auf wichtige Stellen, die aus dem Plan ersichtlich sind, richten. Da alle Beobachtungen bis zu einem gewissen Grade fehlerhaft – jedenfalls als nicht zahlen-

mäßig genau – anzusehen sind, werden Verbesserungen der Höhe und Seite erst nach mehreren Schüssen am Platze sein, je nach dem ungefähren Trefferbild, welches die Beobachtungen ergaben. Das Schießen dauerte im ganzen 6 Stunden. Es wurden in dieser Zeit 47 Schuß gefeuert und kamen keinerlei Störungen in der Bedienung vor. Mit Recht konnten Offiziere und Mannschaften stolz sein auf diese denkwürdige Schießleistung, die nur durch eine tadellose Ausbildung in der Bedienung, Geschick in der Handhabung der Feuerleitung und vorzügliche Organisation der Beobachtung ermöglicht wurde.

Die feindlichen Fliegerangriffe an der Küste gingen ohne Unterlaß weiter. Im allgemeinen waren die Verluste an Personal und Material nicht erheblich. Neu war es aber, daß die Flieger auch bei Neumond in dunkelster Nacht mit überraschender Sicherheit sich ihre Ziele auswählten und sie auch fanden. Des Rätsels Lösung war recht einfach. Jeder, der zur See gefahren ist oder an der Küste zu Hause, kennt das wunderbare Naturereignis, das Meerleuchten. Niemals haben wir es in solcher Pracht erlebt, wie hier an der flandrischen Küste! Kam man in dunkler Nacht von einer Besichtigung oder bei einem einfachen Spaziergang nach angestrengter Tagesarbeit an die Küste, so bot sich öfters den Augen ein ganz seltenes, entzückendes Schauspiel. Den ganzen Strand entlang tanzten smaragdgrün schillernde, glänzende Zauberwellen. Das war ein Gefunkel und magisches Leuchten in den anlaufenden, sich brechenden kleinen Wellen, wie es sich die schöpferische Phantasie

kaum vorzustellen vermag. Durch dies Naturspiel wurden die Konturen der Küste wie mit einem schimmernden Band umrissen und weithin sichtbar. Welch ein vorzüglicher, unfehlbarer Wegweiser war dieser glänzende Küstenstreifen für die feindlichen Flieger! Gerade in den dunklen Nächten war meistens starkes Meerleuchten. Die Flieger brauchten nur an diesem feurigen, glitzernden Band entlang zu fliegen, dann fanden sie die Einfahrten zum Ostende- und Zeebrügge-Hafen mit Leichtigkeit, ebenso die Kanäle, die nach Brügge führten. So war die Orientierung bei Nacht vielleicht einfacher als bei Tage und wurde durch die vielen leuchtenden Scheinwerfer noch unterstützt. Es ist uns immer unbegreiflich gewesen, weswegen der Feind bei seinen Fliegerangriffen auf Blankenberge nicht Bomben auf den Riesenkasten von Hotel abwarf, in dem wir uns eingerichtet hatten. Wissen mußte er es sicherlich, wo sich das Divisions-Stabsquartier befand; denn die Spionage arbeitete mit großartigem Geschick, ohne daß wir in der Lage waren, die Quellen zu verstopfen. Vielleicht war es die Rücksicht auf das englische Kapital, das in diesen Badepalästen steckte und geschont werden sollte! Nur 50 Schritt vom Küstensaum entfernt war das hochaufragende, massive Gebäude jedenfalls ein prächtiges Ziel und konnte kaum verfehlt werden.

So standen wir, ohne es zu wissen, unbelästigt auf unserem Gefechtsstand hoch oben im achten Stockwerk des Hotels und konnten besonders die Großangriffe auf Brügge, die von mehreren feindlichen Fluggeschwadern ausgeführt wurden und oft viele Stunden hinter-

einander dauerten, genau verfolgen. Diese Angriffe boten mit den nach allen Richtungen des Himmels suchenden Scheinwerfern, den weißen Sprengwolken der Flakgeschütze, den dazwischen plötzlich auftauchenden und wieder verschwindenden Flugzeugen und den Bombenabwürfen, deren Detonation zu uns drang, ein alle Nerven aufpeitschendes, dabei packendes Schauspiel. Seine Schönheit wurde nur dadurch unterdrückt, daß das sich vor unseren Augen abrollende furchtbare Schaustück kein Spiel, sondern bitterer Ernst war, und der Gedanke an die Wirkung der Bomben und den Verlust kostbarer Menschenleben nur grimmige Wut und bitteren Haß auf unsere Feinde auslöste.

Auge um Auge, Zahn um Zahn! Dieser kriegerische Wahlspruch galt auch für unsere Flieger. Den Unternehmungen der Zeppelin-Luftschiffe auf London und Englands Handelsstädte hatten sich im Verlaufe des Krieges immer mehr Schwierigkeiten entgegengestellt. Ihre geringe Steigfähigkeit machten sich die immer beweglicher und schneller werdenden Flugzeuge zunutze. Mit Leichtigkeit stiegen diese in große Höhen auf und wurden so den Luftschiffen besonders gefährlich; auch waren die Luftschiffe in den niedrigen Höhenzonen, die ihnen zu Gebote standen, dem Feuer der Abwehrgeschütze mehr ausgesetzt und boten durch ihren Riesenkörper eine kaum zu fehlende Zielfläche. So kam es, daß die Zeppeline entlastet werden mußten und wir Großkampfflugzeuge ausrüsteten, die gegen London angesetzt werden sollten. Eines Tages – es war der 13. Juni 1917 – bot sich uns ein seltener Anblick. Alle

Batterien, Beobachtungs- und Meldestellen an der Küste waren benachrichtigt, daß ein großes Flugzeuggeschwader auf dem Wege nach England sei. Lange brauchten wir nicht zu warten, da hörten wir Motorengeräusch, und am Himmel erschienen, zuerst als kleine Punkte, dann immer deutlicher hervortretend, in tadelloser Staffelordnung, 14 große Flugzeuge, das erste Geschwader, welches den Feind im eigenen Lande aufsuchen sollte. In etwa 1000 Meter Höhe überflog das Geschwader geschlossen Ostende und nahm Kurs auf die Themsemündung, begleitet von unseren Segenswünschen für eine glückliche Fahrt, erfolgreichen Kampf und Sieg. Gelegentlich der Betrachtungen über den U-Boot-Krieg haben wir unsere Ansicht dahin ausgesprochen, daß nur eine harte, schonungslose Kriegführung gegen England das einzige Mittel sei zur Beendigung der Kämpfe und zum Abschluß eines ehrenhaften Friedens. So begrüßten wir mit Genugtuung und Stolz das neue Unternehmen, das nebenbei von dem gewaltigen Fortschritt unserer Luftwaffe und dem Wagemut unserer kampferprobten Flieger erneut vor aller Welt Zeugnis ablegte. Wie wir später erfuhren, brachte der Flug einen vollen Erfolg. Die englischen Jagdflieger, die an der Themsemündung lauerten, wagten sich nicht an das geschlossene Geschwader heran. Einige Kilometer von London setzte dann ein gewaltiges Sperrfeuer der Flakbatterien ein, doch geschickte Wendungen des Geschwaders verhinderten ein Einschießen, und, umtanzt von den Sprengwolken der feindlichen Geschosse, aber unbehelligt, konnten unsere Flieger ihren Angriff an-

setzen. 8000 Kilogramm Bomben fielen aus einer Höhe von 3000 bis 4000 Meter; kein feindliches Feuer vermag unsere Flieger zu schrecken, unentwegt kreuzen sie nach Plan über der Metropole des Inselreichs, Tod und Verderben in der Tiefe verbreitend. Mächtige Rauchsäulen flammen gen Himmel, gewaltige Detonationen erschüttern die Luft, Häuserblocks stürzen wie Kartenhäuser zusammen, die Feuersbrunst breitet sich aus und fordert immer mehr Opfer, ohnmächtig und wutschnaubend muß der Feind diesen nie für möglich gehaltenen Eingriff in sein Land, den furchtbaren Luftangriff der Deutschen über sich ergehen lassen! Dort oben in der Höhe sammelt sich das Geschwader und tritt geschlossen seine Rückfahrt an. Jetzt sind auch die feindlichen Flieger nicht mehr zu halten und stürzen sich auf die Deutschen. Heftige Kämpfe entwickeln sich, 6 englische Flugzeuge werden abgeschossen, von uns fällt 1 Flugzeug den stürmischen Angriffen zum Opfer. Aus späteren Meldungen des Nachrichtendienstes war zu ersehen, daß der Gegner ungeheure Materialverluste erlitten und viele Tote und Verwundete zu beklagen hatte. Als unser Geschwader glücklich die flandrische Küste erreichte, schickten wir drei Hurras zum Himmel empor. Stolz waren wir auf unsere Kameraden, die dem Feind den empfindlichen Schlag versetzt und dem Briten, der die ganze Welt gegen uns aufgehetzt, gezeigt hatten, daß deutscher Mannesmut in dem uns aufgezwungenen Kampf unübertroffen bleiben wird.

An einer Heldentat, die besonders unserer Marine-

Infanterie und der Sturmabteilung des Marine-Korps zum Ruhm gereicht und sich auf dem bekannten, mit endlosen Linien von Schützengräben, Hindernissen aller Art, Maschinengewehrnestern, Unterständen gespickten Gelände an der Kampffront gegen Nieuport abgespielt, können wir in unserem Buch nicht vorübergehen, ohne sie wenigstens in großen Umrissen geschildert zu haben. Der Leser wird sich entsinnen, daß bald nachdem unsere tapferen Seesoldaten am 11. November 1914 den Gegner bis an die Yser zurückgetrieben hatten, durch einen Angriff der Franzosen am 15. Dezember 1914 ein Stück des eroberten Gebietes auf der Ostseite der Yser wieder verlorenging. Infolge ungenügender Artillerie, auch Munitionsmangels gelang es uns nicht, diesen Geländestreifen, der von den Franzosen geschickt und schnell mit vielen Maschinengewehren eingerichtet und von großen Truppenverbänden, die über den Yserkanal herangezogen waren, gehalten wurde, wieder zu erobern. Die Feinde wußten genau, wie wichtig ihnen diese Stellung am anderen Ufer der Yser in Zukunft sein könnte und setzten alle ihre Kräfte ein, durch flankierende Batterien von Palinbrook aus, durch häufiges flankierendes Feuer der Schiffsgeschütze von See aus ihre hervorragend ausgebauten Grabenlinien zu schützen und uneinnehmbar zu machen. So konnte sich der Feind 2 Jahre lang in dieser Brückenkopfstellung am anderen Ufer der Yser behaupten. Allerdings spricht hierbei der Umstand noch mit, daß wir damals es für geraten hielten, den Feind in diesem Streifen zu belassen; denn so wie die Verhältnisse lagen,

konnte er das Flankenfeuer, das uns besonders unangenehm war, mit Rücksicht auf die eigene Linie nicht in vollem Umfange zur Geltung bringen. Die Kriegslage im Frühjahr 1917 jedoch brachte einen Umschwung in dieser Anschauung und forderte eine schnelle Entscheidung heraus.

Wie wir der Geschichte des Marine-Infanterie-Regiments 1 unter Kapitel VIII „Schlacht in Flandern" entnehmen, war die militärische Lage an der Westfront im Sommer 1917 nach „Ludendorff, Meine Kriegserinnerungen" kurz folgende: „Nach den Fehlschlägen der groß angelegten französischen Angriffe an der Aisne und in der Champagne im April 1917 und dem eingetretenen Ausfall Rußlands beschlossen England und Frankreich einen zweiten gewaltigen Angriff, um noch im Jahre 1917 zu siegen. Sie legten den Schwerpunkt ihres Angriffs nach Ypern zur Einnahme der deutschen U-Boot-Basis in Flandern. Der U-Boot-Krieg hatte in den Monaten April und Mai weiter gut gewirkt und die deutsche Westfront entlastet. Die Überführung der Neuformationen der Vereinigten Staaten nach Frankreich für das Jahr 1918 war durch den Kampf gegen unsere U-Boote sicherzustellen. Der eine der beiden Wege, die nach Brügge, Zeebrügge und Ostende, diesen von den Engländern ebenso gehaßten wie gefürchteten U-Boot-Stützpunkten, führten, begann bei Ypern. Ungeheure Sprengungen bei Wytschaete und Messines am 7. Juni verhalfen den Engländern zu Frontverbesserungen für ihre Ausgangsstellung bei der bevorstehenden großen Offensive, aus der sich die ‚Flandernschlacht 1917' spä-

ter entwickelte. Für den zweiten, kürzeren Weg, den die Engländer vor sich sahen, brauchten sie sich eine Frontverbesserung nicht zu schaffen. Hier besaßen sie in dem breiten Brückenkopf an der Küste auf dem östlichen Yserufer bei Nieuport ein hervorragendes Sprungbrett, dessen sie sich bei ihrem Ansturm auf unsere Flottenbasis bedienen konnten und auch wollten. Die Tatsache, daß am 19. Juni die 32. englische Division den Küstenabschnitt, den bis dahin Franzosen besetzt hatten, übernahm, offenbar in der Absicht, ein besseres Zusammenwirken der Landtruppen des Küstenabschnitts mit den englischen Seestreitkräften zu gewährleisten, deutete darauf hin, daß auch auf diesem zweiten Wege das ersehnte Ziel von den Westmächten angestrebt werden sollte. Zur Durchkreuzung dieses Plans erteilte die Oberste Heeresleitung der 4. Armee, der das Marine-Korps unterstand, die Genehmigung, diesen Brückenkopf zu nehmen."

Diese kurze Betrachtung beleuchtet schlagartig noch einmal die außerordentliche Bedeutung, die der flandrischen Küste und damit der Kampftätigkeit des Marine-Korps zu Land und zur See in den blutigen Schlachten an der Westfront beizumessen ist. Im Zusammenhang hiermit lassen sich die Vorgänge an der Küste, die stete Beunruhigung der Stützpunkte durch ununterbrochene Fliegerangriffe, die Beschießung der Werft Ostende durch die Monitoren besser verstehen, und auch die Vorbereitungen für eine großzügige Landung finden ihre Erklärung. Der Durchbruch sollte bei Ypern erfolgen, zugleich mit einem vernichtenden Großangriff

gegen die deutsche Kampffront bei Nieuport. Gelangen diese Unternehmungen, konnte in Verbindung mit einer Landung an der Küste die ganze deutsche Stellung aufgerollt werden. Durch den überraschenden Angriff wurde den Engländern dieser Weg verlegt und die schon zum Stoß gezückte Waffe aus der Hand geschlagen.

Anfang Juni war aus den 3 Marine-Infanterie-Regimentern eine besondere Division – die 3. Marine-Division – gebildet. In der Kampffront gegen Nieuport, die von der Marine-Infanterie besetzt, kam, entsprechend dem Fortschritt der Technik, die Verwendung von Gasgranaten und Gasminen immer mehr auf, auch wurde bei günstigen Windverhältnissen Gas abgeblasen. Dann hörte Mitte Juni die Gefechtstätigkeit merklich auf; man nahm allgemein an, daß nun ein großer Gasangriff nach neuem Verfahren erfolgen würde. Die Lage an der feindlichen Front bedurfte unbedingt der Klärung. Also kurzer Feuerüberfall, dann brach ein Sturmtrupp in die feindliche Stellung ein. Siehe da! eine große Überraschung! Nicht mehr lagen uns Franzosen gegenüber, sondern Engländer in Khaki und Stahlhelmen. So war das Rätsel gelöst! Der ganze Abschnitt war von Engländern besetzt, und es war anzunehmen, daß sich die große englische Offensive nicht nur auf Ypern, sondern auch auf Nieuport erstrecken würde. Der Stoß galt der flandrischen Küste! Wir entschlossen uns sofort zum Gegenstoß! Die hierzu ausersehenen Bataillone der Marine-Infanterie und die Sturmabteilung des Marine-Korps erhielten eine beson-

dere Ausbildung an einem Übungswerk, das in unserem für derartige Zwecke geeigneten Dünengelände bei Mispelburg und de Haan errichtet war. Selbstverständlich war für eine große Artillerieverstärkung gesorgt, die, ähnlich der bereits früher geschilderten Unternehmung – siehe Seite 70 –, möglichst getarnt herangeschafft und mit Fliegerdeckung versehen in Stellung gebracht wurde. Der 10. Juli -- der Sturmtag mit dem Stichnamen „Strandfest" – brach an. Der Himmel war bewölkt und schien Regen bringen zu wollen, doch der am Tage vorher herrschende Wind war umgesprungen und stand jetzt von See her, schräg auf den Feind zu. Vor Hellwerden begann die Artillerie – mindestens 50 leichte Feldkanonen und Haubitzbatterien, dazu schwere 28-cm- bis 42-cm-Mörser und -Kanonen sowie die sämtlichen im Bereiche des Schlachtfeldes liegenden Küstenbatterien – sich langsam einzuschießen, ebenso die Minenwerfer in unseren Gräben. Um 11 Uhr setzte dann das Wirkungsschießen ein auf die Yserbrücken, die feindlichen Beobachtungsstellen und Batterien, besonders wichtige Verbindungswege und die vordersten Linien des Gegners. Dies Vernichtungsfeuer hielt, mit gelegentlichen Feuerpausen zur Nachprüfung, den ganzen Nachmittag an und steigerte sich gegen Abend zu einem wahren Feuerorkan, wie wir ihn in solcher Stärke an unserer Kampffront noch nicht erlebt hatten. Der Gegner war sichtlich überrascht von diesem gewaltigen Trommelfeuer und erwiderte nur schwach mit einigen Lagen Schrapnells und Granaten leichten Kalibers. Punkt 8 Uhr brachen die Sturmabteilungen in 5 Wellen los.

Um unseren Lesern diesen Vorgang recht anschaulich zu machen, setzen wir die packende Schilderung hierunter, die der „Geschichte des Marine-Infanterie-Regiments 1" entnommen, für unsere Zwecke allerdings stark gekürzt werden mußte. „15 Sekunden vor 8 Uhr verließ am rechten Flügel die erste Sturmwelle den Graben. Mit fieberhafter Erwartung blickten die Wellenführer auf ihre Uhren. Hier und da wurden zur Verschleierung des Vorbrechens Nebelbomben geworfen, und dann, genau 8 Uhr, brachen auf den Befehl ‚Raus!' die ersten Wellen in der gesamten Frontbreite wie ein Mann aus dem Graben heraus, und in raschem Lauf ging's auf den Feind. Rings auf allen Dünenkuppen standen die Beobachter frei, das Scherenfernrohr vor sich aufgestellt. Ein großartiges militärisches Schauspiel bot sich ihnen wie nie zuvor. Wie an einer Schnur aufgereiht, springen stürmende Seesoldaten von der Meeresküste bis hin nach Lombartzyde in 2 Wellen vorwärts, dicht vor ihnen die schweren Einschläge der deutschen Feuerwalze, 50 bis 100 Meter über ihnen zahlreiche deutsche Kampf- und Infanterieflieger, die mit ihren Maschinengewehren auch mit in den Feind halten. 8 Uhr 1 Minute wird im Polder der erste Graben erreicht und ohne Aufenthalt überrannt. 8 Uhr 5 Minuten ist die erste Welle bereits im zweiten feindlichen Graben. Die zweite Welle ist mit 30 Schritt Abstand gefolgt, vermischt sich aber bald in ungestümem Vorwärtsdrängen mit der ersten Welle. Nicht überall wird das Vorverlegen des Feuers abgewartet, so daß hierdurch Verluste eintreten. Nur vereinzelt ist den Eng-

ländern Zeit geblieben, an Widerstand zu denken. Wo solcher auftaucht, wird er rasch gebrochen. Hier und da treten Flammenwerfer mit ihrem von pechschwarzer Rauchwolke umhüllten Feuerstrahl in Tätigkeit. Scharen von sich ergebenden Engländern werden nach der deutschen Ausgangsstellung gewiesen und treten, sichtlich froh, der Hölle entronnen zu sein, den Marsch ohne Bedeckung an. Die feindliche Artillerie schweigt fast ganz, nur vereinzelte Schrapnells liegen auf der deutschen Stellung. Die deutschen Flieger beherrschen unangefochten die Luft. Um 8 Uhr 9 Minuten ist die dritte Stellung auf der ganzen Linie im Polder erreicht. Auch im Lombartzyde-Abschnitt ist fast zur gleichen Zeit die zweite und dritte feindliche Linie besetzt. Die Sturmtrupps dringen bis über die dritte feindliche Linie vor. Unsere dritten Wellen säubern die feindlichen Gräben und brechen jeden Widerstand. Die vierten und fünften Wellen bringen Munition, Material, Minenwerfer, Lichtsignalgerät, Drahthindernisse. Um 8 Uhr 30 Minuten ist die ganze feindliche Stellung östlich des Yserkanals in unserem Besitz. Bei der Räumung eines englischen Unterstandes wurde ein ganzer Regimentsstab mit seinem Kommandeur an der Spitze gefangen. Das ganze Büro mit allem Inventar, sehr wertvollen Akten, Befehlen, Geheimvorschriften, Brieftauben, Fliegeraufnahmen, mehreren Telefon- und Morseapparaten, Waffen mit Munition fielen in unsere Hände. In einem anderen unversehrten Unterstand fand man einen reich gedeckten Tisch mit den schönsten Speisen, Früchten und Getränken; auch wurden weitere Pro-

viantlager entdeckt, die zur Verpflegung unserer braven Mannschaften dienten. Die aufgefundenen Vorräte zeigten, daß die Engländer noch keine ‚Steckrübenzeit' hatten durchmachen müssen wie wir. Patrouillen drangen überall bis an die Yser vor, zerstörten die vornehmlich am rechten Flügel befindlichen großen Unterstände, stießen am Yserdeich auch noch weit über den Crique de Lombartzyde vor. Von allen Seiten strömten Trupps gefangener Engländer in unsere Stellungen zurück, wurden gesammelt und zur Sammelstelle im Kurhaus Middelkerke abgeführt. Die gestellte Angriffsaufgabe war um 8 Uhr 45 Minuten in ganzem Umfange gelöst."

Mit Stolz lasen wir den am nächsten Tage erschienenen amtlichen Heeresbericht: „Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Im Dünenabschnitt des Marine-Korps stürmten gestern Teile der kampfbewährten Marine-Infanterie nach planmäßiger wirkungsvoller Feuervorbereitung die von den Franzosen stark ausgebauten, seit kurzem von den Engländern übernommenen Verteidigungsanlagen zwischen der Küste und Lombartzyde. Der Feind wurde über die Yser zurückgeworfen. 1255 Gefangene und 31 Offiziere sind eingebracht worden. Die englischen Verluste in dem stark beschossenen Gelände zwischen Meer und Fluß sind sehr hoch. Der Angriff der Marine-Infanterie stellt einen großen und schönen Erfolg dar."

Wie unangenehm den Feinden diese Waffentat unserer Seesoldaten war, ging aus einem Artikel der englischen Zeitung „Observer" hervor, der lautete: „Auf den zweiten großen Tagesluftangriff auf London am 7. Juli folgte

ein häßlicher Rückschlag in den Dünen, der den Deutschen einen großen taktischen Erfolg gegen unsere Heere eintrug, wie sie ihn seit Monaten nicht erzielten. Die Nachricht, daß der Küstenabschnitt von den Franzosen auf uns übergegangen sei, wurde freudig bewillkommnet, weil damit sich die Aussicht engerer Zusammenarbeit zwischen Land- und Seestreitkräften zu ergeben schien. Schließlich schlugen die Deutschen zuerst los."

Natürlich setzten in den nächsten Tagen Gegenangriffe der wutschnaubenden Engländer ein, die aber abgewiesen wurden. Die feindliche Artillerie, die wesentlich verstärkt war, nahm unsere neuen und alten Stellungen unter ein schweres Feuer; besonders der Abschnitt Lombartzyde wurde damit überschüttet, die Laufgräben eingedeckt und das ganze Gelände schließlich in ein großes Trichterfeld verwandelt. Gewaltige Fliegermassen setzte der Feind in Bewegung, ungeheure Mengen von schwerer Artillerie und Minenwerfern wurden an der ganzen Flandernfront eingesetzt, die große Schlacht begann und tobte bis zum November 1917. Alle Gegenstöße bei Lombartzyde wurden vom Marine-Korps abgewiesen. Unsere Marine -Infanterie beteiligte sich dann von Mitte Oktober bis Mitte November, wie immer mit großer Tapferkeit, an den schweren Kämpfen – wohl den blutigsten im ganzen Weltkriege – mitten im Hauptfeld der Flandernschlacht. Die „Geschichte der Marine-Infanterie-Regimenter 1 und 2" berichtet alles Nähere darüber. Wir müssen auf die Wiedergabe dieser Kämpfe verzichten und gehen zu den Ereignissen an der Küste selbst über.

1917

Die aufgeräumte Netzsperre und die ahnungslosen Monitoren / Heftige Kämpfe von Land und See aus gegen Ostende / Feindlicher Erfolg gegen die Werft von Ostende / Die Stadt Ostende wird beschossen und die Kathedrale getroffen / Kurze Betrachtungen über das Schießen von Küstenbatterien gegen Monitoren / Die Rüstungen der Vereinigten Staaten von Amerika / Sorgen um den Ausfall des Krieges

Im Gegensatz zu den mit hohem Einsatz von Truppen und Material an der Landfront unternommenen Angriffen zum Durchbruch nach den Stützpunkten der U-Boote in Flandern hatte der Feind zur See keine weiteren ernsthaften Maßnahmen zur Unterbindung der U-Boot-Gefahr ergriffen. Er beschränkte sich lediglich darauf, eine neue Netzminensperre vor der Küste auszulegen und den nicht vom Netz abgesperrten Anmarschsektor bis an die holländischen Gewässer heran mit Minen zu verseuchen. Das Netz, dessen Lage etwa der des Vorjahres von den Sänden Nieuports bis nach Thornton Bank entsprach, war fester und engmaschiger als das frühere. Da eine Bewachung durch den Gegner nur während bestimmter Tagesstunden stattfand, konnten von unseren Torpedobooten etwa 2 Drittel der Netzsperre sowie ein Teil der Minen weggeräumt werden. Die englischen Bewachungsstreitkräfte patrouillierten 5 Seemeilen vom Netz in einer durch große Bojen bezeichneten Fahrstraße auf und ab und deckten sich auch hier stets durch vorausfahrende Minensuchdampfer gegen etwa von uns ausgelegte neue Minen.

Die Feinde sind außerordentlich vorsichtig; aber es berührt doch eigentümlich, wie weit sie diese Vorsicht treiben und wie groß ihre Dummheit und Nachlässigkeit ist; denn kaum war das Auslegen der Netzsperren von uns festgestellt, so begann auch bereits die Tätigkeit unserer Heinzelmännchen – der unerschrockenen, unermüdlichen, braven Besatzung der Minensuch- und -räumfahrzeuge. – Gleich beim ersten Zugreifen wanderten etwa 80 Minen und viele Kilogramm tadellosen, kostbaren Isoliermaterials und Kabel in unsere Werft zum alsbaldigen eigenen Gebrauch, jedoch nun gegen den Feind! Es wurde meistens abends geräumt, da bei Tagesanbruch die Bewachung einsetzte. Waren die Monitoren abends noch nicht fort, so genügten einige Schuß der schweren Batterien, um ihren Abmarsch nach dem Ruhe spendenden Hafen zu beschleunigen. So ging es Tag für Tag, bis die halbe Sperre fort war. Gewiß, es traten Beschädigungen unserer Boote durch Minen ein, doch diese bedauerlichen Verluste mußten in den Kauf genommen werden. Recht spaßhaft aber wirkte es, wenn nun die Monitoren mit ihrem großen Gefolge täglich herauskamen und an der vermeintlichen Sperre, die gar nicht mehr vorhanden war, auf und ab dampften. Unsere listigen Heinzelmännchen, die voller Schadenfreude den Feind scharf beobachteten, hatten nämlich die Bojen zur Bezeichnung der einzelnen Abschnitte liegenlassen. Der irregeführte Feind glaubte also, daß die Netzsperre auch noch da sei. Nun, uns konnte es recht sein!

Wenn die Engländer auch in diesem Falle wenig umsichtig handelten, um so verschlagener und geschickter

zeigten sie sich in der Küstenkriegführung. Stets arbeiteten sie mit Überraschungen, warteten wochen-, monatelang, ohne etwas zu unternehmen und um uns durch den anstrengenden eintönigen Wach- und Sicherheitsdienst mürbe und gleichgültig zu machen. Plötzlich waren sie da und hatten immer einen neuen Trick zur Hand. So ging es am 22. August schon in aller Frühe los. Um 4 Uhr morgens – es war noch dunkle Nacht, Neumond, aber sternenklar – erschienen eine Menge Flieger über Zeebrügge. In dem gleichen Augenblick, wo die Bomben auf die Molen fielen, feuerten feindliche Motorboote gegen eins unserer an der Mole liegenden Torpedoboote 3 Torpedos ab, von denen einer die Mole traf. Vorher waren Lichtsignale gemacht und auch unser Erkennungssignal vorgetäuscht, so daß die Molenbatterie ihr Feuer zurückhielt. Gegen 4 Uhr 30 Minuten wurde auch unser Standort Blankenberge von Fliegern angegriffen. Unmittelbar neben dem Gasometer fielen 3 schwere Bomben. Schaden entstand nicht.

Immer wieder versuchten die Monitoren, in eine passende Bombardementsstellung zu kommen. So fielen am 10. und 21. August einige schwere Granaten in die Nähe der Hafeneinfahrt von Ostende. Dem Feind gelang jedoch ein Einschießen nicht, da er durch das Feuer der „Tirpitz"- und „Deutschland"-Batterie vertrieben wurde. Im Monat September wurde besonders lebhaft gekämpft. Am 3. September um 3 Uhr morgens setzten starke Fliegerangriffe auf Ostende ein. Um 10 Uhr morgens kamen Monitoren, Torpedoboote, Dampfer in Sicht. Batterie „Deutschland" feuerte gegen diese An-

sammlung von Fahrzeugen auf 30 Kilometer einige Schüsse, die nach Fliegerbeobachtung 500 bis 1000 Meter vom Ziel einschlugen. Daraufhin entfernte sich der Feind. Um 6 Uhr nachmittags eröffnete Batterie „Tirpitz" das Feuer auf einen eingenebelt fahrenden Monitor auf 30 Kilometer Entfernung. Die zweite Salve deckte den Monitor ein, der mit hoher Fahrt abdrehte. Am 4. September 7 Uhr vormittags wurden erneut von See Abschüsse gehört, gleichzeitig erfolgten Einschläge im Gelände zwischen Batterie „Tirpitz" und „Oldenburg". Nun eröffnete „Tirpitz" auf Anforderung des Artilleriefliegers Feuer auf einen Monitor, der nicht zu sehen war, und gab im ganzen nach Fliegerbeobachtung 25 Schuß ab. Der Erfolg war ungewiß. Gegen Mittag kam unsere Batterie nochmals auf einen Monitor zum Schuß, der sich auf die Hafeneinfahrt einschießen wollte, dies Unternehmen aber dann aufgab.

Um dem Feind auf die hartnäckigen Angriffe an diesen Tagen nichts schuldig zu bleiben und ihm unsere artilleristische Schlagfertigkeit erneut vor Augen zu führen, erhielt die Batterie „Pommern" Befehl, gegen Mitternacht am 4. September Dünkirchen zu bombardieren. Nach Fliegerbeobachtung wurden 4 Schuß gefeuert, die gut im Hafengelände lagen. Wie groß der Schaden war, konnte jedoch nicht festgestellt werden. Der Feind entschloß sich zu einem Vergeltungsfeuer, und zwar zum ersten Male im Kriege gegen die Stadt Ostende selbst. Die Beschießung erfolgte von Land aus nachmittags am 4. September durch 34-cm-Eisenbahngeschütze. Das große Gebiet einer Stadt zu treffen, ist,

vom schießtechnischen Standpunkt aus gesehen, leicht zu lösen. Trotzdem wir das Gebiet so weit wie möglich einnebelten und Batterie „Tirpitz" die Eisenbahnbatterien unter Feuer nahm, fielen 3 schwere Granaten in den Bahnhof von Ostende, ohne allerdings viel Schaden anzurichten. Die Bauwerft erhielt einen Treffer in einer Werkstatt, der Seebahnhof 2, die Brüsseler Mühle 3 Treffer. Zwei Belgier wurden getötet, 5 verwundet.

Auch Batterie „Kaiser Wilhelm" hatte am 10. September Gelegenheit, auf die Seestreitkräfte an der Sperre zu feuern und beobachtete deckende Salven. Der Feind dampfte sofort aus dem Schußbereich. Am 12. September um 1 Uhr 30 Minuten nachmittags griffen große Fliegermassen Zeebrügge an; 50 Bomben fielen, die Molenwerkstatt wurde beschädigt. Auch am 20. September fanden im Westabschnitt erneute Kämpfe zwischen den Batterien und den Monitoren statt, und am 22. September glückte dem Feind ein Wirkungsschießen gegen die Werft Ostende. Der Verlauf war folgender: Gelegentlich der Morgenaufklärung 6 Uhr 50 Minuten meldete der Flieger, daß die übliche Sperrbewachung sich eingefunden. Da sonst nichts Verdächtiges zu berichten, landete der Flieger. Um 7 Uhr 23 Minuten eröffneten 2 feindliche Monitoren im Abstand von etwa 25 Kilometer auf die Hafeneinfahrt von Ostende das Feuer. Gleichzeitig wurden etwa 15 feindliche Flieger über Ostende gemeldet. Die Werft wurde sofort eingenebelt, Kampf- und Artillerieflieger, Beobachtungsfesselballons angefordert. Der „Tirpitz"-Flieger stürzte beim Aufstieg ab, der „Deutschland"-Flieger wurde auf

See, bevor er beobachten konnte, abgeschossen. Unsere Kampfflieger kamen nicht mehr zum Eingreifen. Damit war das Gefecht zugunsten des Feindes entschieden, der sich in bekannter Weise einschoß und dann das Feuer auf die Werft verlegte. Batterie „Tirpitz" eröffnete 7 Uhr 33 Minuten, „Deutschland" 7 Uhr 36 Minuten das Feuer durch Anschneiden des Mündungsfeuers der Monitoren und mit Unterstützung des Schallmeßtrupps, stellten es aber, da keinerlei Beobachtung möglich war, um 7 Uhr 45 Minuten ein. Um 7 Uhr 52 Minuten hörten die Monitoren zu feuern auf, nachdem etwa 36 Schuß abgegeben waren. Dann eröffneten unsere beiden Batterien um 8 Uhr 4 Minuten nochmals das Feuer bis 8 Uhr 13 Minuten und lagen gut am Ziel, nachdem Fesselballon „Steene" die Beobachtung übernommen hatte. Von den feindlichen Geschossen lag etwa die Hälfte im Wasser; die andere Hälfte aber richtete an Land große Verheerungen an. Zehn Treffer lagen im Werftgelände und zerstörten verschiedene Werkstätten, Unterstände, auch das Schwimmdock wurde getroffen und ein Nebenstand der Batterie „Oldenburg" eingeschossen. Die übrigen Treffer – auch wieder zehn – aber lagen in der Stadt mit einem für die belgische Bevölkerung recht traurigen Ergebnis. Eine große Zahl von Häusern wurde zerstört und mehrere Belgier getötet. Etwa 60 Landeseinwohner hatten sich zur Frühmesse in der Kathedrale – der Peter-und-Pauls-Kirche – versammelt und drängten, bereits stark beunruhigt durch die in der Nähe erfolgten Explosionen der Granaten, zum Ausgang, um möglichst schnell die Kirche

zu räumen. Da geschah das Unglück! Ein 15-Zoll- (38-cm-) Geschoß schlug hier ein, mit seinen Splittern, den zertrümmerten Stein- und Erdmassen die Kirchgänger überschüttend. Das Krachen der Detonation übertönte die Angstschreie der tödlich Getroffenen, das Stöhnen der Verwundeten, und als die gelbe Rauchwolke sich hob, bot sich unseren schleunigst zur Hilfe herbeieilenden Sanitätsmannschaften ein Bild des Grauens und Entsetzens. Zwei Frauen und 1 Kind waren tot, 5 Frauen und 2 Männer schwer verwundet. Wie durch ein Wunder waren alle übrigen mit dem Schrecken davongekommen. Doch ungeheure Empörung herrschte unter den Einwohnern Ostendes über diese Missetat ihrer eigenen Verbündeten. Wir Deutschen hatten wieder einmal Gelegenheit zu beobachten, mit wie ungleichem Maßstabe die durch Lügen und Hetzereien aufgepeitschte Weltmeinung urteilte. Man denke an die Übertreibungen und verbrecherischen Anklagen, mit denen die Feinde uns eine absichtliche Beschießung und Zerstörung der Kathedrale von Reims unterschoben, und an die Aufregung, in die die ganze Welt ob dieser abscheulichen Entstellung geriet. Trotzdem wir als Gegner das volle Recht der Zerstörung für uns hatten, da mit Sicherheit feindliche Beobachter auf der Kirche ausgemacht waren, haben wir die berühmte historische Kathedrale geschont, soweit das bei einer allgemeinen Beschießung möglich ist. Als aber die Ostende-Kathedrale von den eigenen Freunden angeschossen wurde und beklagenswerte Menschenopfer kostete, wurde diese Katastrophe in der feindlichen

Presse totgeschwiegen. Die Welt erfuhr nichts davon.

Sehr interessant ist es nun, zu vernehmen, was der britische Admiral Bacon zu dieser Beschießung berichtet. In der Vorrede zum Buch „The Dover Patrol" heißt es Seite XII, unterer Absatz, wörtlich:

„28 Bombardements der feindlichen Positionen wurden durchgeführt, ganz neue Feuerleitungs- und Beobachtungsmethoden entwickelt. Das Schießen war so genau, daß bei einer Entfernung von 15 Meilen und ohne überhaupt die Küste zu sehen, wir fähig waren, ohne Zaudern die Werft von Ostende zu beschießen, ohne befürchten zu müssen, daß ein Geschoß auf eines der Häuser fiel, die 300 Yards an jeder Seite vom Mittelpunkt des angegriffenen Gebietes lagen."

und Kapitel IV, Küstenbombardements, Seite 103, u. a.:

„Die Methode, die richtige Entfernung zu finden, war die, die ersten Schüsse etwa 2000 Yards kurz von der Ostmole zu legen, und wenn das Ergebnis durch den Beobachter festgelegt war, die Entfernung um 1500 Yards zu verlängern und, wenn jetzt auch die Richtung als genau erkannt war, das Feuer direkt auf das Ziel zu verlegen. Auf diese Weise wurde jeder Zufall, die Stadt mit den Einleitungsschüssen zu beschädigen, ausgeschaltet, und der Beobachter konnte die ersten Einschläge deutlich im Wasser sehen, usw."

So herrlich, wie der britische Admiral seine Schießkunst darzustellen beliebt, war sie nun in Wirklichkeit

nicht; denn die Hälfte der Treffer im Wirkungsschießen lag nicht im Werftgelände, sondern in der Stadt selbst. Gerade das, was er vermeiden wollte, traf ein, und der Schuß in die Kathedrale mit seinen bedauernswerten Folgen ist der beste Beweis dafür, wie falsch seine Voraussetzungen und Darlegungen gewesen sind.

Am 23. September um 7 Uhr 30 Minuten vormittags schoß Batterie „Pommern" wiederum 4 Schuß nach Dünkirchen. Die ersten 3 Schuß lagen gut, der vierte wurde nicht beobachtet. Da ungünstige Witterung einsetzte, mußte das Schießen abgebrochen werden. Der Feind, der sicherlich schon lange gewünscht, der gefährlichen Batterie den Garaus zu machen, unternahm nun am 24. September nachmittags einen Großangriff auf diese. Nicht weniger als 6 feindliche Batterien – 8 schwere Geschütze verschiedener Kaliber, hauptsächlich 30,5 cm, belegten von 1 Uhr 33 Minuten bis 6 Uhr 58 Minuten nachmittags die Batterie mit 355 Schuß. Die aufgewendete Munitionsmenge zeigt, welchen Wert der Feind dieser Beschießung beilegte. Erreicht hat er seinen Zweck nicht. Der Gesamtschaden war gering. Abgesehen von der Zerstörung von Telefonleitungen, schlug ein Blindgänger dicht unter dem Munitionsmagazin ein, ohne Schaden anzurichten. Also in Anbetracht des Kraftaufwandes ein klägliches Resultat! Eine Unzahl von Fliegern, die Sperre flogen, schützten die Beobachtungsflieger, welche das Schießen leiteten. Die feindlichen schießenden Batterien wurden einwandfrei von unseren Artilleriemeßtrupps festgestellt. „Pommern" selbst hatte sich eingenebelt und wehrte sich da-

durch, daß einige Schrapnells auf die feindlichen Batterien der Reihe nach gelegt wurden, die von den Meßtrupps als „gut am Ziel" beobachtet wurden. Am Abend desselben Tages gegen 9 Uhr begann bei Mondschein erneut die Beschießung von Dünkirchen. Der Artillerieflieger, welcher mit Schutzstaffel gedeckt wurde, konnte die ersten Schußreihen vorzüglich beobachten. Mehrere große Detonationen erfolgten in den Barackenlagern südlich des Hafens. Alle Schüsse lagen gut im Hafenbereich. Im ganzen feuerte „Pommern" 20 Schuß. Der Feind übte Vergeltung dadurch, daß er um 11 Uhr nachts die Stadt Ostende von Land aus mit 12 Schuß belegte. In der Nähe der Kathedrale wurden 11 Häuser zerstört, 14 Belgier getötet und 25 verwundet. Unsererseits waren alle irgendwie entbehrlichen Truppen aus der Stadt herausgezogen. Der Feind handelte also wenig klug, als er die Beschießung der offenen großen Stadt Ostende anordnete.

Am 25. September wurde die Werft von Ostende 4 Uhr 35 Minuten nachmittags nochmals beschossen. Die ersten Schüsse lagen kurz vor der Hafeneinfahrt und beschädigten die Ufermauern der Batterie „Friedrich". Die dann folgenden Aufschläge lagen im Werft- und Hafengelände; es wurden etwa 30 Schuß gefeuert. Wegen diesigen Wetters war von sämtlichen Leitständen aus von den Monitoren nichts zu sehen. Batterie „Tirpitz" und „Deutschland" erwiderten das Feuer nach Meldung des Schallmeßtrupps auf rund 30 Kilometer Entfernung. Um 4 Uhr 59 Minuten stellte der Feind sein Feuer ein; 5 Treffer lagen in der Werft und

beschädigten einige Werkstätten. Wie bei der Beschießung vom 22. September leitete das britische Flugzeugmutterschiff das Schießen durch 2 Wasserflieger. Da unter den vorliegenden Verhältnissen mit häufigen Beschießungen der Werft Ostende sowohl von See wie von Land aus gerechnet werden mußte und ein Abwehren der Monitoren durch die Küstenartillerie allein nicht möglich war, so wurde die Werft abgetakelt und alles Wertvolle nach Brügge bzw. Gent verlegt. Nur einige kleinere Reparaturwerkstätten und Ausrüstungsmagazine blieben bestehen. Der Feind hatte seine Absicht, die Werft Ostende außer Betrieb zu setzen, erreicht. Da dieser Hafen aber nur vorübergehend benutzt wurde, erfuhr der U-Boot-Krieg hierdurch keine Störung, ging vielmehr von Zeebrügge aus in gewohnter Weise und in vollem Umfange weiter.

Ende September und Anfang Oktober erfolgten weitere heftige Fliegerangriffe auf das ganze Hafengebiet von Zeebrügge, ohne ernstlichen Schaden anzurichten. Unsere zweite Befestigungslinie an der Küste wurde stark ausgebaut, unsere Artillerie durch 28-cm-Eisenbahnbatterien verstärkt und die Batterie „Deutschland" noch mit einem vierten 38-cm-Geschütz ausgerüstet. Größere Bombardements auf Ostende und Zeebrügge erfolgten nicht mehr. Der Winter nahte; die Gefechtstätigkeit an der Küstenfront ließ, nachdem der Großangriff in Flandern gescheitert war, wesentlich nach.

Wir wollen noch kurz die Ursachen angeben, wie es kam, daß die feindlichen Monitoren unter günstigeren Verhältnissen als unsere Küstenbatterien kämpften.

Dem Leser wird nicht entgangen sein, daß die moderne Kriegführung unter Verwendung von Rauchverschleierung und Fliegerbeobachtung mit bis dahin unbekannten großen Schußweiten der schweren Geschütze ein ganz anderes Gepräge erhalten hat als in früherer Zeit. Durch diese Neuerungen ist die Verteidigung einer Küste, die mangels eigener kampfkräftiger Seestreitkräfte vom Feind zur See beherrscht wird, wenn sie nicht über eine sehr starke und ebenbürtige Fliegerwaffe verfügt, in gewisser Beziehung dem Feinde unterlegen. Überraschend und gestützt auf ihre Flieger können feindliche Kriegsschiffe, unsichtbar bei günstigem Wetter und künstlichem Nebel, an der Küste gelegene Städte und Ortschaften, Häfen, Werftanlagen von größerem Umfange, auch Schleusen, Kanäle, sofern sie nicht besonders geschützt sind, durch andauernde Beschießungen von See aus zerstören, ohne selbst ernstlichen Verlusten ausgesetzt zu sein. Beispielsweise boten sich den Monitoren auf der Ostende-Werft besonders große Ziele – ein Gebiet von rund 300 mal 250 Meter, wenn man nur den wertvollsten Teil rechnet, der Docks, Werkstätten, Schleusenanlagen, Drehbrücken, in gedrängter Anordnung eine Anlage neben der anderen am Lande, aufwies. Dazu kamen dann noch öfters im Werftgebiet liegende Torpedo-U-Boote bzw. sonstige Fahrzeuge. Auf den Entfernungen von 30 Kilometer kann bei einer so großen Zielfläche mit 50 Prozent Treffer gerechnet werden. In Wirklichkeit haben die Monitoren bei der Beschießung am 5. Juni 1917 etwa 30 Prozent Treffer gehabt. Aber, wo sie auch hin-

trafen, überall waren lohnende Ziele auf engem Raum, die, wenn sie nicht direkt zerstört wurden, allein durch Splitter, Erdmassen sowie durch den Gasdruck der Detonation Erschütterungen und Schäden erlitten.

Wie ganz anders aber gestalten sich die schießtechnischen Verhältnisse für die Küstenbatterien! Auf die größten Hindernisse für ein sicheres Treffen eines auf See in Fahrt befindlichen Kriegsschiffes haben wir bereits früher hingewiesen und bringen die drastische Schilderung des Admirals Bacon über das Ausweichen (Seite 81) in Erinnerung. Sehen wir einmal vom Tarnen ab, das ja auf beiden Seiten erfolgt, aber für den Angreifer unter günstigeren Verhältnissen, da er sich Zeit, Ort und Witterung aussuchen kann; ausschlaggebend bleibt die Tatsache: Wie ist die Zielgröße? Ein Monitor ist 4 Meter hoch, 25 Meter breit und 100 Meter lang. Fährt er schräg auf die Küste zu, verkürzt sich seine Länge. Wir können also annehmen, daß die Ziellänge durchschnittlich höchstens 50 Meter beträgt bei einer Höhe von 4 Metern. Dies kleine Ziel, das noch dazu ständig in Bewegung ist, soll nun unter schwierigen Beobachtungsverhältnissen getroffen werden! Eine Aufgabe, die in Anbetracht der riesigen Entfernung und der großen Streuung der Geschosse kaum zu lösen ist. Dabei muß vorausgesetzt werden, daß ein Beobachtungsflieger der Küstenbatterie zur Verfügung steht und die Geschoßaufschläge am Ziel ohne Störung meldet. Auch dem mit artilleristischen Fragen nicht vertrauten Leser wird jetzt einleuchten, daß unsere Küstenbatterien im Kampf

mit den Monitoren stark benachteiligt waren. Andererseits lagen für uns bei Beschießung großer Ziele, wie Hafen und Stadt Dünkirchen, Furnes usw., gleich günstige Umstände vor. So konnten wir immer Gleiches mit Gleichem vergelten und sicherten uns infolge der größeren Schußweiten der schweren Geschütze die Feuerüberlegenheit. Der beste Beweis hierfür ist, daß bis zum Ende des Krieges die flandrische Küste fest in unserer Hand blieb.

Das Jahr 1917 war dahingegangen, ohne eine Entscheidung zu bringen. Wie würde das vierte Kriegsjahr aussehen? Diese Frage legten wir uns vor, als Ende 1917 ein Wechsel im Divisionskommando erfolgte. Bei ihrer Beantwortung spielten die Rüstungen der Vereinigten Staaten von Amerika eine große Rolle. Unser früheres Urteil, das wir beim Eingreifen Amerikas in den Krieg abgegeben, bedurfte einer sorgfältigen Nachprüfung. Hatten wir den neuen Feind nicht zu gering eingeschätzt? Waren wir nicht auf dem besten Wege, denselben Fehler zu begehen, der bei Beginn des großen Krieges betreffs Englands Landheer gemacht war? Damals war die Sorge hinsichtlich der Beteiligung namhafter englischer Streitkräfte auf den Schlachtfeldern Frankreichs auch nicht groß. Man nahm allgemein an, England könne kein großes Heer auf die Beine bringen. Und doch hätte die Erfahrung aus dem Burenkriege uns stutzig machen müssen. Gewiß, anfangs triumphierte das tapfere kleine Burenvolk in vielen Gefechten über die Engländer. Aber der zähe, reiche Engländer raffte im Laufe des Krieges seine großen Reserven an

Personal zusammen und brachte ein Expeditionskorps, geschützt durch seine, auf dem weiten Reiseweg verteilte Flotte, wohlbehalten ins Kapland und heran an den Feind. Da begann erst der eigentliche Krieg für England. Lange dauerte es auch nicht, und das wackere Burenvolk – gezwungen durch sonstige Kriegsnöte, man denke an die verruchten Konzentrationslager – mußte die Waffen strecken. So gelang es England auch im großen Kriege, ungehindert auf dem nahen Seeweg allmählich, durch die Tatkraft Kitcheners und Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, Millionen von Kämpfern auf den Kriegsschauplatz zu werfen. Als es nach der Marneschlacht zum Stellungskrieg kam, war zunächst eine verhältnismäßig einfache Ausbildung im Grabendienst nötig. Dann schritt die Kriegstechnik im Laufe der erbitterten Kämpfe immer weiter fort und leistete in der Vervollkommnung der modernen Waffen: Geschütz, Geschoß, Mine, Flugzeug, Gasangriff und -abwehr, Tanks, Nebelschutz usw., geradezu Staunenswertes. Nach jeder größeren Offensive und Kampfpause wurde die Taktik geändert und immer neue Erfahrungen gemacht. Die Gegner lernten voneinander, ahmten die Methoden der Kriegführung nach, suchten sich sowohl in den kleinen Listen des Schützengrabenkrieges wie in den gewaltigen Massenwirkungen des Trommelfeuers, den Feuerüberfällen mit Gas, Minen und den nachfolgenden Großangriffen zu überbieten. Je länger der Krieg dauerte, desto kriegserfahrener und infolgedessen auch ebenbürtiger wurden die Gegner.

Wird Amerika mit seiner weit größeren Bevölkerungszahl und gleicher angelsächsischer Zähigkeit nicht Ähnliches leisten können? Unendliche Hilfsquellen stehen ihm zur Verfügung; frische, unverbrauchte Mannschaften werden sich mit dem Schneid und der Tapferkeit, die ihnen angeboren, in den Kampf gegen unsere schlecht ernährten, abgebrauchten Truppen stürzen! Daß die Amerikaner sich ernsthaft am Kampf beteiligen wollten, zeigte sich bereits in der Entsendung von Zerstörerflottillen, kleinen Kreuzern, Flugzeugen, Sanitätsabteilungen und einer Division von 20000 Mann sowie im beschleunigten Bau von Motorbooten zur U-Boot-Abwehr und von Handelsdampfern für die Überfahrt der Truppen. Wurden nun die zahlreichen Menschenreserven militärisch organisiert und vorgebildet nach Frankreich gebracht, um hier unter Anleitung von französischen und englischen Offizieren den modernen Kriegsdienst kennenzulernen, so nahm die Teilnahme der Vereinigten Staaten am Kriege eine bedrohliche Form an. Dann konnte es wahr werden, was die Alliierten anstrebten und zur Auffrischung ihrer Moral täglich in die Welt hinausschrien, daß Amerika sich an den Kämpfen im Jahre 1918 mit einem Heer von mehreren Millionen beteiligen würde. Dann war die Zeit, wie die Engländer es in listiger Weise vorausgesehen und angestrebt, in der Tat der beste Verbündete unserer Gegner. Für uns Deutsche gab es unter diesen Umständen nur ein Mittel, um die drohende Gefahr abzuwenden. Das war eine große, siegreiche Offensive im Frühjahr 1918, bevor die amerikanischen

Truppen zum Eingreifen bereitstanden. Über 3 Jahre hatten unsere braven Krieger sich den Gegnern in allen Gefechtslagen überlegen erwiesen. Weshalb sollte ein solcher Vorstoß und Durchbruch im Westen nicht ebensogut gelingen, wie es im Osten der Fall gewesen?

Indes, da war noch eine andere Sorge, etwas Unheimliches, das uns Frontkämpfern nicht bekannt war und als drohendes Gespenst in unserem Rücken herumging! Was hatte der Kommandierende Admiral bei unserer Abmeldung gesagt, als wir ihm unser Bedauern aussprachen, das Ende des Krieges nicht an Ort und Stelle erleben und an seiner Seite nicht bis zur Entscheidung durchhalten zu dürfen?

„Seien Sie froh, daß Sie jetzt, wo wir noch auf der Höhe unserer militärischen Erfolge sind, den Kriegsdienst quittieren. Trügen nicht alle Anzeichen, so wird unsere Lage ernst, sehr ernst, ja, wir verlieren den Krieg!"

Unser Kommandierender war ein kluger Kopf und hatte einen scharfen Blick nicht nur für militärische, sondern auch für politische Fragen; Gut unterrichtet über die Zustände in der Heimat, galt sein warnender Ausspruch doch sicherlich dem Hader und Streit der Parteien und dem Schrei nach Frieden! Sollte Not, Elend und Hunger unser Volk schon so mürbe gemacht haben, daß es nicht mehr durchhalten konnte? Das wäre allerdings das Ende! Nein, das wollten wir nicht glauben! Als Soldaten gewohnt, nur vorwärts zu streben bis zum endgültigen Siege, kam eine solche

Möglichkeit nicht in Frage. An der Kriegsfront lag die Entscheidung. Hier stand das Volk in Waffen! Die Heimfront mußte sich fügen! Hier gab es kein feiges Nachgeben, sondern nur strengste Pflichterfüllung und Durchhalten bis zum Letzten!

1918

Ein harter Winter mit Sturmflut / Weitere Beschießungen der Küste / Tätigkeit der Küstenbatterien / Flieger und Seestreitkräfte / Die großen Blockversuche gegen Ostende und Zeebrügge am 23. April 1918 / Die Beurteilung des Unternehmens in der englischen und deutschen Presse / Lehren aus dem Blockversuch

Die wackeren Besatzungen hatten von neuem einen harten – nunmehr den vierten – Winter an Flanderns Küste durchzuhalten. Kurz waren die Tage, lang und finster die Nächte, selten erhellt durch Mondschein, häufiger durch Leuchtgranaten und Scheinwerfer, die bei dem geringsten verdächtigen Geräusch mit ihren tastenden Blitzen weit in die See hinaus leuchteten oder den Himmel nach Fliegern absuchten. Donnernd brachen sich die Wogen an der Küste, mit weißem Gischt sich überschäumend, viele Minen, unzählige Glaskugeln der englischen Minensperre, Wrackstücke aller Art – Zeugen des Kampfes zur See – an den Strand spülend. Ein stürmisches Wetter löste das andere ab; in eiligem Flug rasten die grauen Wolken dahin, die Wasserberge immer höher aufpeitschend; mit aller Kraft an der Küste rüttelnd und schüttelnd, die von Menschenhänden am Strande errichteten Werke wie Spielzeug zerbrechend und mit dem entfesselten Hochwasser Dünen und Vorgelände überflutend. So schlimm hatten die Winterstürme in früheren Jahren nicht gehaust. Große Schäden wurden in den Maschinengewehrbauten am Strande, in verschiedenen niedrig gelegenen Flankierungsbatterien

und Hauptständen einzelner Batterien angerichtet, die Ufermauern fortgerissen. Es gab viel zu tun, um die Gefechtsfähigkeit dieser Anlagen wiederherzustellen. Das Gute war nur, daß bei dem niederträchtigen Wetter auch der Feind keine Beschießung oder sonstige Unternehmungen ausführen konnte und damit der stets angespannte Bewachungsdienst eine wohlverdiente Ruhepause erhielt. Kaum aber hatte sich der Sturm gelegt, die See etwas beruhigt, so setzte die kriegerische Tätigkeit auf beiden Seiten sofort wieder ein, insbesondere die Flieger suchten sich durch kühne Taten für die unfreiwillige Wartezeit zu entschädigen.

Die zur Bewachung der Netzsperre an der Küste bestimmten feindlichen Seestreitkräfte – meistens 2 Monitoren, verschiedene Dampfer, Zerstörer und Motorboote – waren anscheinend dauernd, sobald das Wetter es erlaubte, auf ihrem Posten. Beschießungen der Küste wurden von den Monitoren im Winterabschnitt nicht vorgenommen. Einige Male feuerten unsere Batterien „Deutschland", „Tirpitz" und „Kaiser Wilhelm II." einige Schüsse gegen die Sperrbewachung in der Absicht, dieselbe zum Freimachen des Seeraumes zu zwingen, damit unsere Minensucher und Torpedoboote ihre Arbeit an der Sperre ungestört ausführen konnten. Der Zweck wurde auch erreicht. Erst am 19. Januar und am 17. Februar 1918 erfolgte seitens der feindlichen Monitoren in der bekannten Weise mit Einnebeln und Fliegerbeobachtung ein Feuerüberfall aus großem Abstand von der Küste gegen Hafen und Werft Ostende sowie den vermutlichen Standort der Batterie „Deutschland"

bei Breedene. Starke Kampffliegergeschwader deckten die feindlichen Artillerieflieger, so daß unsere Flieger der das Feuer sofort erwidernden Batterien „Tirpitz", „Deutschland", „Preußen" nicht zum Beobachten kamen und wir nur auf Schallmeßverfahren angewiesen waren. Dieser Nachteil der Küstenverteidigung wirkte sich immer wieder recht unangenehm aus; denn es ist ausgeschlossen, dem überraschend erscheinenden feindlichen Fliegergeschwader sofort gleichstarke oder überlegene eigene Luftkräfte entgegenzuschicken. Mittlerweile hat sich der Feind eingeschossen und kann alsdann, ohne Rücksicht auf die Flieger, das Wirkungsschießen vornehmen. Die einzige Möglichkeit, die schießenden Schiffe direkt von See aus anzugreifen, war nicht gegeben. U-Boote konnten wegen geringer Wassertiefen, Schutznetzen und starker Sicherheitspatrouillen an der von den Monitoren ausgewählten Kampfstelle nicht verwandt, Minen konnten an diesen Stellen auch nicht gelegt werden, weil dadurch unsere eigenen U-Boote beim Aus- und Einlaufen gefährdet waren, und eigene Seestreitkräfte, den Monitoren ebenbürtig an Gefechtskraft, standen nicht zur Verfügung. Bei beiden Schießen hatte der Feind keine Erfolge aufzuweisen.

Gewissermaßen als Einleitung der am selben Tage beginnenden großen Frühjahrsoffensive des Westheeres führten am frühen Morgen des 21. März unsere Torpedoboote ein Unternehmen gegen die feindliche Küste aus. Sie beschossen Dünkirchen, La Panne und Braydunes anscheinend mit gutem Erfolg; denn am selben Nachmittag wurde Ostende von 2 Monitoren mit

38 Schuß schwersten Kalibers unter Feuer genommen, und zwar dieses Mal offensichtlich die Stadt selbst. Früher hatte der Gegner die Werft und Bahnanlagen als Zielpunkt gewählt, dabei waren auch öfters Schüsse in die Stadt gefallen; dieses Mal aber wurden 38 Schuß schwerer Geschosse über die ganze Stadt gestreut. 27 Häuser fielen ein, ebenso viele wurden schwer beschädigt, viele Belgier getötet und verwundet. Die Wut der Bevölkerung über diesen neuen Gewaltakt der verbündeten Mächte, der ohne jeglichen Einfluß auf die Kriegführung, war durchaus verständlich. Natürlich hatten unsere schweren Batterien das Feuer sofort erwidert und auch gut am Ziel gelegen, wie Flieger- und Fesselballonbeobachtungen ergaben. Öfters wurde die Batterie „Pommern" nach Land zu eingesetzt. Die Hauptziele waren Dünkirchen, Ypern und Bergues (Bahnhof). Sie erhielt dann regelmäßig mehr oder minder starkes Vergeltungsfeuer, das aber keinen nennenswerten Schaden anrichtete. Bis zum Ende des Krieges ist diese treffsichere, tapfere Batterie stets gefechtsbereit geblieben. Auch die anderen Westbatterien sowie die 17-cm-Batterien „Schlesien", „Oldenburg" wurden mehrere Male auf Landziele angesetzt. Die schwere Küstenartillerie wurde Anfang März durch weitere 28-cm-Eisenbahngeschütze verstärkt. Außer der Batterie „Preußen" waren nunmehr noch die Batterien „Hessen" und „Braunschweig" gefechtsbereit und wurden sowohl nach See wie nach Land verwandt.

Feindliche Fliegerangriffe wurden bei gutem Wetter täglich mit großem Schneid ausgeführt. Ihr Hauptziel

waren Werft Brügge, Hafengebiet Ostende und Zeebrügge mit den militärischen Anlagen, sowie die Flugplätze Nieumünster, Uitkerke, Stalhille usw.; auch wurden Blankenberge, Rombacher Hütte, Heyst, Wenduyne, De Haan öfters heimgesucht. Fast alle Batterien wurden ab und zu mit Bomben belegt. Der angerichtete Schaden war durchschnittlich nicht groß; nur im Monat März erlitt die Seeflugstation bei Ostende mehrere Treffer, die einige Flugzeuge außer Gefecht setzten. Dagegen gelang es dem Feinde nicht, die große Seeflugstation auf der Mole Zeebrügge zu schädigen, obwohl er zahlreiche Angriffe dorthin richtete. Unsere eigenen Luftstreitkräfte hatten Gelegenheit, ihre gute Ausbildung und Tapferkeit zu bestätigen. Durch Verjagen feindlicher Einschießflieger verhinderten sie öfters Beschießungen der Küste; auch warnten sie unsere Minensuchfahrzeuge, so daß letztere sich vor feindlichen Zerstörern in Sicherheit bringen konnten. Am 11. Dezember schoß ein Seeflieger ein englisches Luftschiff, das einen Geleitzug von Holland nach England sicherte, brennend ab. Im übrigen machten die Seeflieger täglich Aufklärungsflüge bis zum Kanal, der englischen Ostküste, dem zugehörigen Seegebiet sowie Bombenangriffe auf feindliche militärische Anlagen und Häfen. Abgesehen von dem Sichern der aus- und einlaufenden Torpedo- und U-Boote beteiligten sich unsere Flieger auch am Kampf gegen den Handel durch Aufbringung und Versenkung von feindlichen Seglern. Unsere Artillerieflieger waren im Laufe des Winters stark vermehrt und hatten sich immer mehr vervollkommnet. Ihre Ausbildung war

einem Artilleriespezialisten übertragen. Bereitschaft und Schneid dieser Flieger, die bei dem ersten Anzeichen einer Beschießung sofort aufstiegen, um den schweren Batterien als Beobachter zu dienen, dabei stets den Angriffen feindlicher Kampfflieger ausgesetzt waren, müssen besonders anerkannt werden. Schossen unsere Batterien nach Land zu, so wurden sie ebenfalls als Beobachter verwandt und hatten mit starken Gegenangriffen zu rechnen. Dem Feinde war die Tätigkeit der Artilleriefflieger besonders unangenehm, ihr Flugplatz dicht bei Blankenberge wurde ständig angegriffen. So kam es immer wieder zu erbitterten Kämpfen, und große Verluste ließen sich bedauerlicherweise nicht vermeiden.

Es ist bereits früher darauf hingewiesen worden, daß der Feind infolge seiner Seeherrschaft jederzeit in der Lage war, uns mit einem Angriff auf die Küste zu überraschen. Das einzigste Mittel, uns hiergegen einigermaßen zu sichern, waren Erkundungsstreifen der Flieger und Torpedoboote. Da letztere an Geschwindigkeit und Kampfkraft den feindlichen Streitkräften bedeutend unterlegen waren, mußte bei allen Vorstößen große Vorsicht walten. Sie wurden aber trotzdem regelmäßig nachts gemacht und in der Morgendämmerung weit nach See zu ausgedehnt. Dadurch konnten verschiedentlich feindliche Unternehmungen rechtzeitig entdeckt und vereitelt werden. In der Nacht vom 13. zum 14. Februar stand die II. Torpedoboot-Flottille aus der Heimat zur Verfügung und führte einen Vorstoß aus gegen die Lichtsperre Dover–Calais, die unseren U-Booten ein ungesehenes Passieren fast unmöglich

machte. Lichtschiffe, 1 Mutterschiff, 1 Zerstörer und mehrere Motorboote wurden versenkt, ohne eigene Verluste. Die II. Flottille kehrte in der nächsten Nacht unbehelligt in die Heimat zurück. Eine erwünschte Verstärkung erhielten unsere Seestreitkräfte durch die 1. Minenräum-Division, die mit der Bahn aus Deutschland eintraf und deshalb besonders erwünscht war, weil es bisher an flachgehenden Räumbooten gefehlt hatte.

Öfters wurden in der Nacht Motorengeräusche auf See gehört, die eine erhöhte Bereitschaft einzelner Abschnitte und das Anfordern der Lichtsperre nötig machten. Trotz Feuern von Leuchtgeschossen wurde niemals etwas gesichtet. Es wurde angenommen, daß schnelle Motorboote unsere Wachtboote überraschen wollten, möglicherweise auch Minen legten. Der Untergang unseres Torpedoboots A 9 am 6. Februar durch Minen machte letzteres wahrscheinlich. Wie sich später herausstellte und durch Gegenaussagen bestätigt wurde, waren diese Motorbootgeräusche offenbar verursacht durch Vorbereitungen für die beabsichtigten Blockversuche der Häfen Ostende und Zeebrügge. Damit kommen wir zu dem militärisch und seemännisch bedeutsamsten Unternehmen in diesem Küstenkriege, die Ausfallhäfen für die U-Boote zu sperren, und zu dem tollkühnen Handstreich der Engländer auf die weit in die See hinausragende Mole von Zeebrügge.

Das Landungsgespenst ging wieder einmal um an der Küste! Hier in unseren Aufzeichnungen haben wir es ja endgültig zu Grabe getragen und konnten dies mit Recht tun, weil, rückschauend bis zum Ende des großen

Krieges, in der Tat große, mit gewaltigen See- und Landstreitkräften gegen die Küste angesetzte Angriffe nicht stattgefunden haben. Im Frühjahr 1918 hatte sich das Gespenst – wie immer in Nebelschleier gehüllt – eine neue Maske vorgebunden. Die Küstenbesatzung war darauf angewiesen, das Rätsel, das sich auf der ihr verborgenen feindlichen Seite abspielte, zu erraten. So verdichteten sich denn die Gerüchte immer mehr dahin, daß bei Eintritt besserer Witterung Versuche, die Häfen Ostende und Zeebrügge zu verblocken, mit größter Wahrscheinlichkeit bevorstanden. Lange genug hatten ja die Engländer Zeit gehabt, derartige Unternehmungen vorzubereiten. Wenn der Feind damit bisher gewartet hatte, so war er sich jedenfalls der Schwierigkeit der Ausführung bewußt; denn seine Fliegerphotographien zeigten unerbittlich die lange Reihe der Maschinengewehre, kleinen und großen Geschütze, mit denen die unmittelbare Umgebung der Häfen gespickt war. Nur zu gut bekannt war ihm des ferneren, daß unsere Matrosenartilleristen auf der Hut und zu treffen wußten. Jetzt, wo die große Frühjahrsoffensive des Landheeres gerade die Engländer in schwere Bedrängnis gebracht hatte, wollten diese wohl trotz alledem das Wagnis wagen und durch eine größere Unternehmung gegen die Küste, also im Rücken unseres Heeres, den Truppen Luft schaffen, zugleich aber der U-Boot-Pest und den Fliegern, die Handel und Häfen unmittelbar vor den Toren Englands bedrohten, einen Riegel vorschieben.

Aus der Kriegsgeschichte der letzten Jahrzehnte war der Blockversuch im Spanisch-Amerikanischen Krieg

noch in guter Erinnerung. Die Amerikaner erklärten damals den Hafen von Santjago de Cuba für „bottle up" durch das Versenken der „Merrimac" und feierten das Unternehmen als eine fabelhafte Leistung mit ungeheurem Jubel. In der Tat war das Ganze ein Bluff! Die Ein- und Ausfahrt war frei! An Flanderns Küste lagen die Verhältnisse für den Angreifer noch viel ungünstiger, auch wenn er sich durch künstlichen Nebel tarnte. Er mußte Witterung, Gezeiten-Stand und -Strömungen berücksichtigen; die Nächte durften nicht zu kurz werden, um den Schutz der Dunkelheit auszunutzen. Schwacher, auf die Küste zu stehender Wind, geringe Sichtigkeit, also diesiges Wetter und Hochwasser waren unerläßliche Bedingungen; denn nur bei steigendem Wasser durfte auf Erfolg gerechnet werden. Die vorteilhaftesten Monate für solche Angriffe waren daher März bis Mitte Mai. Schließlich kämpfte der Engländer bei diesem Unternehmen mit einem Gegner, der äußerst wachsam und für alle möglichen Fälle im Küstenkriege gründlich durchgebildet war.

In der Nacht vom 11. zum 12. April wurde starkes Motorengeräusch von See aus vernommen. Um 1 Uhr nachts beschossen mehrere Monitoren die Ostende-Batterien aus großer Entfernung mit etwa 60 Schuß, während Motorboote einen Nebelschleier vor die Küste legten. Gleichzeitig wurden unsere Westbatterien von der Landseite mit schwerem Kaliber beschossen. Unsere Gegenwirkung, stark behindert durch den dichten Nebel, setzte sofort ein. Die Batterien waren auf Planschießen nach Schallmeßverfahren angewiesen. Zeit-

weilig war es möglich, das Mündungsfeuer anzuschneiden und zeigten sich im Lichte der Leuchtgeschosse feindliche Fahrzeuge. Von einem regelrechten Schießen war aber nicht die Rede, und zwar auf beiden Seiten; denn auch der Feind erzielte keinerlei Erfolge. Plötzlich stieß ein feindliches Motorboot auf die Hafeneinfahrt von Ostende zu und beschoß den Scheinwerfer auf der Mole mit Maschinengewehrfeuer. Das Boot wurde durch einen Volltreffer der Batterie „Eylau" außer Gefecht gesetzt, die Mannschaft sprang über Bord, das Boot trieb an der Batterie „Eylau" an! Ein glücklicher Umstand! Das Boot wurde durchsucht und wertvolles Kartenmaterial gefunden, das Aufschluß über den beabsichtigten Angriff gab. Zur selben Zeit erfolgten im Ostabschnitt auf Zeebrügge und Umgebung starke Bombenangriffe, ohne Schaden anzurichten. Gegen 2 Uhr nachts warfen 2 feindliche Flieger zahlreiche Fallschirm-Leuchtkugeln zwischen De Haan und Knocke ab. Sie brannten etwa 10 Minuten, standen ziemlich fest an der Stelle und beleuchteten den Strand. Anscheinend war dies ein Versuch des Feindes, um festzustellen, ob die Helligkeit für die Beobachtung beim Nachtschießen genüge und ob die Hafeneinfahrten für die Blockschiffe mit genügender Deutlichkeit ausgemacht werden konnten. Man sieht aus diesen Schilderungen, mit welcher Sorgfalt unter Verwendung aller möglichen technischen Hilfsmittel der Feind seine Unternehmungen gegen die Küste vorbereitete. In dieser Nacht kam es zu keiner Entscheidung.

Die nächsten Tage verliefen verhältnismäßig ruhig.

Da unsererseits mit Sicherheit aus dem mißglückten Versuch am 12. April mit einer baldigen Wiederholung des Unternehmens gerechnet wurde, war für die ganze Küste vom genannten Tage ab „Kriegswachzustand für die Nacht" befohlen worden. Der Großangriff auf die Hafeneinfahrten von Ostende und Zeebrügge am 23./24. April überraschte uns daher nicht. Die Wetterlage war für das Unternehmen günstig; der ziemlich starke Wind und Seegang flauten am Abend des 22. April ab; darauf herrschte leichter nordwestlicher Wind; tiefhängende Wolken, diesige Luft hemmten die Sichtigkeit, zeitweise fiel Sprühregen; Hochwasser war um 12 Uhr 45 Minuten nachts.

In ähnlicher Weise wie bei den geschilderten Ereignissen setzte in der Nacht zum 23. April um 12 Uhr 15 Minuten Feuer schwersten Kalibers von See und Land gegen die östlich und westlich von Ostende gelegenen Küstenbatterien ein. Unsere Gegenwirkung durch die schweren Batterien nach Land und See zu erfolgte sofort. Leichte Streitkräfte des Gegners – insbesondere Motorboote – legten eine dicke Nebelwand vor die Küste, so daß vom Feind nichts zu sehen war. Unsere Leuchtgranaten und Scheinwerfer beleuchteten dauernd das Ostende-Seegebiet, während gleichzeitig in gewissen Abständen die Batterien den vorgesehenen äußeren und inneren Sperrgürtel vor die Einfahrt legten. Konnten feindliche Ziele ausgemacht werden, wurden sie mit direktem Feuer beschossen. Dieser Feuerkampf dauerte ohne Unterbrechung bis 2 Uhr 5 Minuten. Gegen Ende der Beschießung stießen eine Anzahl

größerer Schiffe gegen die Einfahrt von Ostende vor. Von unseren Batterien unter Feuer genommen, drehte ein Teil derselben nach Westen ab, während zwei von ihnen östlich der Einfahrt blieben und dort auf Strand liefen. Eins der nach Westen abdrehenden Schiffe ist unseren Wahrnehmungen nach stark beschädigt worden. An die aufgelaufenen Schiffe legten Motorboote an, in die die Besatzung flüchtete. Ob die Bergung in unserem starken Schrapnellfeuer gelungen ist, konnte nicht beobachtet werden. Bei Tagesanbruch stellten wir fest, daß die feindlichen Fahrzeuge die Kreuzer „Sirius" und „Brilliant" waren, die, mit Zement gefüllt, mit moderner Bestückung und reichlicher Munition versehen, die Aufgabe hatten, als Sperrschiffe die Hafeneinfahrt zu verblocken. Diese Aufgabe war nicht geglückt. Der eine Kreuzer war in Brand geschossen und brannte noch am nächsten Tage. Beide Kreuzer sind später im Seegang auseinandergebrochen. Durch die Beschießung wurde kein nennenswerter militärischer Schaden angerichtet, obwohl einzelne Treffer in allen Batterien zu verzeichnen waren. Die Stadt Ostende selbst aber hatte unter dem Feuer der Alliierten stark gelitten, viele Belgier fanden ihren Tod. Aus dem Nachrichtenblatt des Matrosen-Artillerie-Regiments 2 vom Dezember 1930 entnehmen wir die folgenden Schilderungen eines Augenzeugen von dem Gefecht: „Der Fernsprecher im Stand gab mir laufend seine Beobachtungen durch. Die feindlichen Kreuzer, umschwärmt von nebelnden Motorbooten, sind durch Scheinwerfer und Leuchtgranaten grell beleuchtet. Das Deck wimmelt von

Menschen. Schwarzer Qualm und Dampf entquellen den Schornsteinen. Treffer auf Treffer fegen über das Deck. Aus klaffenden Löchern in den Bordwänden entweicht weißer Dampf. Der vorderste Kreuzer mit 2 Schornsteinen, 2 Masten, 6 Geschützen dreht auf Südwestkurs, fährt auf Strand, sitzt fest. Auch der andere Kreuzer, noch auf Kurs nach der Küste, sitzt auf Sand. Das Wasser schäumt und kocht von den vielen Einschlägen. Die Zerstörer werden unter Feuer genommen und kommen mit Nordwestkurs außer Sicht. Erstes Motorboot sinkt durch Volltreffer, ein zweites brennt und verschwindet. – Mehr verstand ich nicht; denn ein betäubender Schlag ließ alles erzittern. Feuerrot flammte es hinter der Düne auf. Es hagelte Eisenplatten und Splitter. Auf dem einen Kreuzer, der inzwischen als der kleine Kreuzer ‚Sirius' erkannt war, ist die Munitionskammer getroffen. Eine Detonation folgt der anderen. Ungemindert dauert das Feuer der Batterien an. Motorboote haben an der geschützten Bordwand angelegt und die Besatzungen aufgenommen. Sie suchen zu entkommen. Den meisten, etwa 8 bis 10, gelingt dies. Drei Boote versinken mit Mann und Maus. Neue Detonationen lassen sich hören. Auch der zweite Kreuzer steht in Flammen. Das ganze Deck ist ein Flammenmeer. Rot glühen Decks und Bordwände. Krachend fliegt immer mehr Munition auf, stürzen die Masten um. Allmählich wird das Feuer der Strandbatterien ruhiger und langsamer. Einige schweigen. Noch mehrere Male blitzt es auf See auf, fahren schwere Granaten heulend über uns weg und graben sich tief in den Wiesenboden ein. Wir

nehmen noch einmal das Feuer auf und jagen 4 Salven auf den Gegner, bis auch der wieder schweigt und abzieht."

Im östlichen Abschnitt der Küste unternahm der Feind zu gleicher Zeit einen Großangriff auf die Mole Zeebrügge und die Kanaleinfahrt. Er begann mit einer Beschießung der Küstenbatterien östlich von Zeebrügge durch schweres Kaliber. Alle Einschläge lagen außerhalb der Batterien im Gelände zerstreut und richteten keinerlei Schaden an. Unsere schweren Batterien erwiderten das Feuer durch Planschießen nach Schallmeßangaben. Leuchtgranaten und Leuchtgürtel suchten den künstlichen Nebel zu durchdringen, der in außerordentlicher Stärke alle Bewegungen des Feindes verschleierte. Wegen der ungeklärten Lage wurde die vorgesehene Sperrfeuerwelle vor die Einfahrt von Zeebrügge gelegt.

Gegen 12 Uhr 50 Minuten sichtete der Kommandeur der Mole auf etwa 2000 Meter Entfernung mit Kurs auf Mole Leuchtturm ein Fahrzeug und ließ sofort Feuer eröffnen. Die Molenbatterie war mit drei 10,5-cm- und zwei 8,8-cm-Geschützen bestückt. Das Fahrzeug drehte auf Außenkante der Mole ab und wurde dauernd von der Molenbatterie bis auf Entfernung von 500 Meter beschossen. Zahlreiche Treffer der Salven wurden beobachtet, die große Zerstörung anrichteten, wie später von einem gefangenen englischen Offizier bestätigt wurde. Das Fahrzeug ging in dichtem Nebel an der Außenkante der Mole längsseit und legte sich an der Biegung der Mole genau in den toten Winkel

der Molenbatterie. Es war der englische Kreuzer „Vindictive", der Truppen auf die Mole setzte und aus einem die Mole überragenden Gefechtsmars mit Maschinengewehren und Kleinkalibergeschützen das Molengelände bestrich. Die gelandeten Truppen – etwa 40 an der Zahl – versuchten, mit Handgranaten, Flammenwerfern und Sprengmaterial ausgerüstet, gegen die Molenschuppen, Seeflugstation und die Torpedoboote vorzugehen, während ein Teil derselben mit einem leichten Maschinengewehr die Molenbatterie angriff.

Von dieser waren der mit Handwaffen und Handgranaten ausgerüstete Stoßtrupp und alle in der Nähe befindlichen verfügbaren Mannschaften schleunigst entsandt, um den Angriff abzuschlagen. Der Feind wurde überrannt, das englische Maschinengewehr erbeutet, dann gegen die übrigen gelandeten Truppen vorgegangen. Ein am inneren Molenrand liegendes Torpedoboot sowie die beiden, in gleicher Höhe stehenden 3,7-cm-Flak unterstützten durch ihr flankierendes Feuer den Ansturm unserer Mannschaften äußerst wirksam. Zahlreiche Engländer wurden getötet, die übrigen zurückgetrieben. Der Landungsversuch war abgeschlagen. Die Besatzung der Seeflugstation, an die der Feind nicht herangekommen war, sowie die Hafenkompanie beteiligten sich durch Stoßtrupps an der Abwehr. Als der Angriff nicht vorwärts kam, flüchtete der Feind auf den Kreuzer zurück. Dieser legte dann mit Hilfe zweier mitgebrachter Schlepper ab und verschwand im Nebel, unter Zurücklassung von 1 Offizier, 15 Mann, die zu Gefangenen gemacht wurden.

Kurz nach 1 Uhr bemerkte die Batterie „Württemberg", daß sich aus dem Nebel ein dunkler Gegenstand abhob in der Nähe vom Molenfuß. Der Scheinwerfer leuchtete dorthin, wurde aber unmittelbar darauf durch einen Treffer außer Gefecht gesetzt. Plötzlich erfolgte um 1 Uhr 10 Minuten eine mächtige Detonation, die eine etwa 35 Meter große Lücke in die Eisenkonstruktion der Mole riß. Dadurch wurde die Mole eine Zeitlang aller Fernverbindungen beraubt und von jeglicher Unterstützung durch die in der Ortschaft Zeebrügge liegenden Truppen abgeschnitten. Das hatte der Feind sicherlich mit Vorbedacht getan, um seinen eignen Truppen die Vernichtung der Seeflugstation und Molenbatterie zu erleichtern und jegliche Verstärkung der Verteidigung von Land aus auszuschließen. Später stellte sich heraus, daß die Sprengung durch ein mit Sprengladung gefülltes altes U-Boot ausgeführt war. Die Ladung wurde durch Zeitzünder in Brand gesetzt, die Mannschaften flüchteten in einem Ruderboot; letzteres wurde aber von der Batterie „Württemberg" abgeschossen.

Kaum war der Sturmtrupp der Molenbatterie zum Abschlagen der „Vindictive"-Truppen abgerückt, da tauchte aus dem dichten Nebel, mit Kurs auf den Leuchtturm, in kurzer Entfernung ein feindlicher Kreuzer auf. Die Friedrichsort-Batterie feuerte „Sperrfeuer: Hafen Zeebrügge". Nur 2 Salven konnten außerhalb des Leuchtturms abgegeben werden, so nahe war der Kreuzer infolge des Nebelschleiers unbemerkt herangekommen. Dann aber erhielt das Schiff – es war der englische

Kreuzer „Thetis" – Salve auf Salve auf kürzeste Entfernung. Der Blockkreuzer steuerte unsicher, kam in die Netzsperre und geriet vor der Einfahrt auf Grund.

Schnell hintereinander erschienen 2 weitere Blockschiffe – es waren die englischen Kreuzer „Iphigenia" und „Intrepid". So dicht war der Nebel, daß nur die Aufbauten gesichtet wurden. Die Schiffe liefen durch das Sperrfeuer hindurch, in scharfem Bogen um die Spitze der Mole herum, feuerten mit ihren Geschützen auf die Molenbatterie und wurden von letzterer, den Revolverkanonen auf dem Sperrprahm und von der Friedrichsort-Batterie in Zielfeuer beschossen. In Anbetracht der dichten Vernebelung und des Auftauchens von 3 feindlichen Zielen ist ein regelrechter Zielwechsel bei der Schnelligkeit, in der sich der Blockangriff abspielte, kaum durchführbar. So ist es erklärlich, daß die zuletzt erschienenen Kreuzer nicht so viele Treffer erhielten als die „Thetis". Sie erreichten die Kanaleinfahrt und wurden dort versenkt. Die 500 Meter innerhalb der Versenkungsstelle der Blockschiffe liegende Schleuse des Kanals, deren Zerstörung die vollkommene Verblockung des Kanalfahrwassers ergeben hätte, hat kein Sperrschiff erreicht. Die Besatzung entfloh im Schutze der Dunkelheit und des Nebels in Ruderbooten, die von Motorbooten geschleppt wurden. Diese Boote passierten 2 Uhr 10 Minuten dicht unter der Mole und wurden beide von unserem Feuer versenkt. Militärischen Schaden verursachte nur die Sprengung am Molenfuß. Durch vorzügliches Arbeiten der Fernsprechabteilung war jedoch die Verbindung in einer Stunde wiederher-

Feldmarschall von Hindenburg in der „Batterie Hindenburg“

3,7-cm-Maschinen-Kanonenbatterie auf dem Molenkopf in Zeebrügge

gestellt. In 24 Stunden war eine Schwebebrücke geschlagen, die den Fußgängerverkehr vermittelte. Bei Prüfung der Lage der versenkten feindlichen Blockschiffe stellte sich heraus, daß den Engländern nicht geglückt war, die Durchfahrt für unsere Seestreitkräfte zu sperren. Beim nächsten Hochwasser passierten 2 A-Boote der Torpedobootsflottille die Blockschiffe glatt; auch ein U-Boot wurde noch am selben Tage zur Probe an den Sperrschiffen vorbeigeschickt und lief wieder ein. Nicht eine einzige Unternehmung unserer Flandern-U-Boote ist durch den Blockversuch auch nur verzögert, geschweige denn ausgefallen. Gewiß, das ganze Unternehmen war seitens des Gegners mit großer Sachkenntnis vorbereitet, mit Schneid, Tapferkeit und seemännischem Geschick durchgeführt worden. Das änderte aber nichts an der Tatsache, daß der beabsichtigte Zweck, die Flandernhäfen zu verblocken, nicht erreicht wurde, das Unternehmen somit gescheitert war. Unsere Küstenverteidiger hatten sich glänzend geschlagen, sich nicht durch die blitzschnell folgenden Ereignisse, die Vernebelung verblüffen lassen, und den Feind geworfen, bevor er seinen Plan zur Zerstörung der Molenanlagen durchführen konnte!

Alle Einzelheiten über die Verblockung der Häfen, namentlich auch über den Kampf auf der Mole Zeebrügge sind aus dem 2. Heft „Wissen und Wehr" 1930, „Die englischen Angriffspläne und Angriffe auf die flandrische Küste 1914–1918 von Kapitän z. See Karl Schultz", zu ersehen. Wir entnehmen dieser Schilderung auch die nachstehenden Angaben über die Verluste usw.

An den Unternehmungen am 23. April 1918 nahmen teil: 9 Monitoren, 7 Kleine Kreuzer, 28 Zerstörer, 2 Schlepper, 2 Flugzeuggeschwader, 1 Scout, 57 Motorlaunches, 24 Motorboote und 2 alte U-Boote, die mit Explosivstoff gefüllt waren. Außerdem waren an der Sicherung beteiligt: 3 französische Zerstörer, 4 französische Torpedoboote und 4 französische Motorboote. An Fahrzeugen verloren die Engländer außer den für die Sperrversuche geopferten 5 Sperrkreuzern und dem alten gesprengten U-Boot durch unser Artilleriefeuer den modernen, im Kriege gebauten Torpedobootszerstörer „North Star", von dem am nächsten Morgen 5 Überlebende von der 2. Torpedobootsflottille Flandern gerettet und gefangengenommen wurden, 2 Torpedomotorboote und eine Anzahl kleinerer Boote. Der Zerstörer „Phoebe" wurde schwer beschädigt, während auf deutscher Seite ein Prahm und ein Bagger versenkt wurden. Auf den Block- und Angriffschiffen befanden sich 82 Offiziere und 1698 Mann. Der Totalverlust der Engländer betrug: 214 Tote, 383 Verwundete, 19 Gefangene. Die deutschen Verluste waren: 10 Mann gefallen, 16 verwundet."

Und was kündeten die Engländer ihrem Volk und den Verbündeten? Die tückische Art, mit der die englische Presse alle Tatsachen zu entstellen verstand, durch niederträchtige Lügen offenbare Niederlagen in glänzende Siege verdrehte, ist schon früher in diesen Aufzeichnungen gebrandmarkt worden. Auch jetzt lag der britischen Berichterstattung daran, die Stimmung, die durch die Niederlage bei der Frühjahrsoffensive

entstanden war, zu heben. Deswegen hagelte es faustdicke Lügen auf die vertrauensvollen englischen Bürger und die Deutschland hassende Welt. Dies Lügennetz wurde so geschickt gesponnen, daß noch jetzt, geraume Zeit nach dem Kriege, der Engländer das Unternehmen gegen Zeebrügge in Film, Bild und Wort als Heldentat und glänzenden Sieg darstellt. Auf den „Georg"-Tag (23. April ist der Geburtstag des Königs) Bezug nehmend, schilderte die Presse die tollkühne Tat der „Vindictive" und das schneidige Vorgehen der 3 Blockkreuzer „Thetis", „Iphigenia" und „Intrepid" im rasenden feindlichen Feuer bis zur erfolgreichen Versenkung mit allen Einzelheiten. Der Tag sei ein Wendepunkt in der Verteidigung des Handels gegen die U-Boot-Pest, da die U-Boot-Nester der Feinde in Flandern endgültig ausgerottet seien. Die Mole sei gesprengt, die große Fliegerstation auf der Mole sei verbrannt, der Kanal bei Zeebrügge gesperrt. Auch der Ostende-Hafen sei verblockt worden! Das war, bis auf die Teilsprengung an der Mole, bewußte Unwahrheit; denn die großen Verluste der Engländer zeigten klar den fehlgeschlagenen Angriff, und ihre Fliegerphotographien lehrten, daß Torpedo- und U-Boote ungestört tätig waren. Wie verhielt sich nun unsere eigene Presse? Mit Bedauern muß festgestellt werden, daß sie nicht das nötige Verständnis für die mißglückte Unternehmung des Feindes aufbrachte. Trotz unserer Meldung, daß Ostende und Zeebrügge nicht gesperrt, daß die Engländer blutig abgewiesen, war die öffentliche Meinung nicht überzeugt und traute den feindlichen Berichterstattungen mehr

als der eigenen. Mißtrauen und Zweifel regten sich, statt Freude über die schwere Abfuhr des Gegners zu empfinden. Welch ein Unterschied in der Behandlung der öffentlichen Nachrichten beider Länder! Der Engländer log wissentlich, um das Vertrauen zur Kriegführung zu stärken; der Deutsche nörgelte und zweifelte, das Vertrauen zur Kriegführung wurde untergraben!

Beim Morgengrauen erschien der Kommandierende Admiral, um die Aktion nachzuprüfen. Der Anblick der Blockschiffe in der Nähe der Kanaleinfahrt war ja peinlich, doch sah die Sache übler aus, als sie war. Der Beweis für die freie Durchfahrt wurde bald erbracht, und an Ort und Stelle konnte sich unser hochverehrter Vorgesetzter überzeugen, wie von allen Beteiligten mit Unerschrockenheit und Aufopferung gekämpft und ein jeder seine Pflicht bis zum äußersten getan hatte. So zollte er den wackeren Mannschaften auch volle Anerkennung.

Später trafen weitere höhere Vorgesetzte auch der Landkommandostellen ein, um sich über den Sperrversuch und die stattgefundenen Kämpfe zu unterrichten. Dabei fiel es auf, daß über die Vorgänge bei einem solchen Blockversuch eine gewisse Unklarheit herrschte. Zur richtigen Beurteilung der Sachlage gehört seemännische Routine, Kenntnis der Eigenheiten der Schiffsführung und der Schwierigkeit der Navigierung im unbekannten feindlichen Fahrwasser bei Nacht und Nebel. Es schien der Erfolg nicht überall voll befriedigt zu haben. Man hatte wohl erwartet, daß die Block-

schiffe durch das Artilleriefeuer weit vor der Einfahrt aufgehalten und zum Sinken gebracht wären, ähnlich wie bei einem Sturm auf eine befestigte Landstellung der Angriff durch starkes Artilleriefeuer zum Stehen gebracht wird. Man vergißt hierbei, daß Schiffe selbst durch das sicher am Ziel liegende, stärkste Artilleriefeuer nicht auf der Stelle zum Sinken kommen; es sei denn, daß durch einen Glückstreffer in die Munitionskammer eine gewaltige Detonation das ganze Schiff auseinanderreißt, oder ein riesiges Leck den Untergang herbeiführt. Ist dies nicht der Fall, behält die Schiffsleitung, d. i. der Kommandant, oder, wenn er fällt, seine Stellvertreter, trotz der aufregenden Augenblicke im feindlichen Feuer die Nerven, so hat das Schiff, wenn es nicht aus dem Ruder läuft, selbst beim Aussetzen der Maschine noch genügend Beharrungsvermögen und Schwimmkraft, um eine gewisse Strecke im Fahrwasser zurückzulegen und in die Einfahrt zu gelangen. Das Wagnis bei einem solchen Unternehmen ist groß, die Chancen sind gering, nur bei ganz seltenen Glücksumständen wird es gelingen! Den Engländern war dieser Erfolg versagt!

Unter der englischen Berichterstattung waren auch Stimmen, die sich nicht scheuten, sachliche Kritik zu üben und die Wahrheit auszusprechen. Hören wir, wie der englische Admiral Bacon, dessen vortreffliches Buch „The Dover Patrol" wir bereits öfters in diesem Werk angeführt haben, über die Blockversuche urteilt. Es sei hierbei bemerkt, daß durch ein zufälliges Zusammentreffen Bacon von seinem Kommando zur sel-

ben Zeit abgelöst wurde, als ein Wechsel im Kommando der 1. Marine-Division stattfand. Er hat sich aber nicht versagen können, die Blockversuche im April und Mai in seinem Buch zu erwähnen, weil die ersten Entwürfe des Unternehmens von ihm selbst stammen. Er lehnt vor allem die „Vindictive" für Landungszwecke ab, da das Deck zu klein, um eine große Zahl von Mannschaften aufzunehmen. Von der „Vindictive", wo die Leute keinen Schutz gehabt hätten, konnten sie nur einzeln mit Leitern auf die Mole gelangen, während sie gleich einer Lawine dieselbe hätten überfluten müssen. Die großen Verluste seien durch Fehlen des Nebelschleiers, des Panzerschutzes und dadurch herbeigeführt, daß die Molenbatterie nicht bekämpft wurde, wodurch das konzentrierte Feuer auf die „Vindictive" möglich gewesen sei. Die Landung auf der Mole sei ein „diaster" gewesen. Ein Monitor war das geeignetste Fahrzeug, um die Landungstruppen aufzunehmen, und durfte nicht längsseit der Mole gehen, sondern mußte senkrecht auf die Mole zufahren, ein zweiter Monitor die Schleusen beschießen. Admiral Bacon verurteilt den Blockversuch, der Mangel an Erfahrungen zeigte. Er meinte ferner, daß der kühne und fundamentale Teil seines Plans – nämlich das Landen an der „unmöglichen" Außenseite der Mole – angenommen wurde, aber die Details, um die Ausführung erfolgreich zu machen, wären geändert oder aus Unerfahrenheit unterlassen. Der Angriff wäre ein begeisternder und überwältigender Anlauf gewesen, dem der Erfolg aber leider nicht entsprochen hätte. Die Führung der Blockschiffe sei

ebenfalls glänzend gewesen. Allein die Blockschiffe seien tatsächlich nutzlos für ein wirksames Schließen der Häfen; denn eine Durchfahrt könnte rund um sie gebaggert werden. Andererseits würden durch Beschießung der Schleusentore diese wahrscheinlich zerstört und jeder Gebrauch des Kanals in wirksamer Weise verhindert worden sein.

Schließlich, nachdem die öffentliche Meinung der ganzen Welt durch die Kriegspropaganda gründlich zugunsten Englands vergiftet war, mußte auch das offizielle englische Seekriegswerk die Wahrheit bekennen. Es heißt dort im fünften Band:

„1. Daß die Angriffe auf Zeebrügge am 23. April 1918 und auf Ostende am 23. April 1918 und am 10. Mai 1918 mit großen Verlusten fehlschlugen!

2. Daß der falsche, der Nation von der Admiralität gegebene Bericht die Einbildung der Bevölkerung und den Lärm hervorrief, der diese unglücklichen Unternehmungen umgab."

Im Laufe der Kriegsjahre waren wir immer wieder darauf bedacht gewesen, uns das Vorgehen des Feindes bei einem Angriff auf die Küste vor Augen zu führen und alle möglichen Verbesserungen in unser Verteidigungssystem einzufügen. Jedoch, auch mit der größten Phantasie kann man nicht alle Listen und Kniffe eines erfindungsreichen, seemännisch durchgebildeten und todesmutigen Gegners erraten. Nur der Ernstfall entschleiert das Geheimnis des waghalsigen Unternehmens in allen seinen Einzelheiten. So war es auch bei diesem Blockversuch. Gewiß, unsere Maßnahmen waren

gut durchdacht und hatten Erfolg gehabt. Der Angriff war ohne große Verluste unsererseits abgeschlagen worden. Dennoch ergaben sich aus dem Verlauf der Kämpfe gewisse Erfahrungen, die eine Verstärkung der Verteidigungsanlagen nötig machten, um bei Wiederholungen mit einer noch größeren Zahl widerstandsfähigerer Schiffe das feindliche Vorgehen mit Sicherheit aufzuhalten. Einzelheiten der Verbesserungen wollen wir übergehen und nur anführen, daß die Truppen auf der Mole verstärkt, die Molenbatterie mit stärkerem Kaliber bestückt und noch besondere Geschütze zur Bestreichung des Hafengebietes aufgestellt wurden. Auch Minenwerfer wurden eingebaut und am Molenkopf eine Torpedobatterie angelegt, um gegen Blockschiffe eine größere Wirkung zu erzielen. In der Einfahrt von Ostende wurden gleichfalls Verstärkungen des Artilleriefeuers vorgenommen. Schließlich entschloß sich das Generalkommando dazu, das letzte und wirksamste Schutzmittel anzuwenden, auf das bisher trotz dringender Vorstellungen der Division wegen der Gefahr für die eigenen Streitkräfte, namentlich der U-Boote, verzichtet war. Es wurden sowohl im Hafen von Zeebrügge wie Ostende Minensperren gelegt.

SECHZEHNTES KAPITEL

1918

Verstärkte Fliegertätigkeit / Unsere Flakbatterien / Minenräum- und Schnellboote Erneuter mißglückter Blockversuch gegen Ostende am 10. Mai 1918 / Weitere Verbesserungen an den Verteidigungsanlagen / Das Urteil eines Engländers über die Auswirkungen des U-Boot-Krieges / Kämpfe der Monitoren und Küstenbatterien / Die Räumung der Küste Flanderns / Das Marine-Korps verläßt unbesiegt den 4 Jahre lang behaupteten Kriegsschauplatz

Der Feind war natürlich begierig, die Auswirkungen seines Angriffs auf Zeebrügge und Ostende kennenzulernen. So erschienen denn am Tage darauf Fliegermassen, teils um zu photographieren, teils um die Gelegenheit zu benutzen, Bomben in großer Zahl abzuwerfen. Überhaupt nahm die feindliche Fliegertätigkeit in dieser Zeit immer mehr zu. Hierbei wurde die Beobachtung gemacht, daß die Flieger die Wolkendecke als Schutz benutzten und dann plötzlich aus dieser hervorstießen, um ihre Bomben abzuwerfen oder in niedriger Höhenlage die sich bietenden Ziele unter Maschinengewehrfeuer zu nehmen. Unsere Maschinengewehrschützen säumten nicht, das Feuer sofort zu erwidern, und es gelang ihnen verschiedentlich, feindliche Flieger zum Landen zu zwingen. Das ganze Gebiet an der Küste wurde fast täglich zu allen Tages- und Nachtzeiten von den Fliegern heimgesucht. Hauptsächlich wurde binnenlands Brügge mit den ausgedehnten Werftanlagen angegriffen. Allgemein darf behauptet werden, daß in Anbetracht des großen Aufwands an Flugzeugen, Bombenmaterial und der durch Abschuß

gut durchdacht und hatten Erfolg gehabt. Der Angriff war ohne große Verluste unsererseits abgeschlagen worden. Dennoch ergaben sich aus dem Verlauf der Kämpfe gewisse Erfahrungen, die eine Verstärkung der Verteidigungsanlagen nötig machten, um bei Wiederholungen mit einer noch größeren Zahl widerstandsfähigerer Schiffe das feindliche Vorgehen mit Sicherheit aufzuhalten. Einzelheiten der Verbesserungen wollen wir übergehen und nur anführen, daß die Truppen auf der Mole verstärkt, die Molenbatterie mit stärkerem Kaliber bestückt und noch besondere Geschütze zur Bestreichung des Hafengebietes aufgestellt wurden. Auch Minenwerfer wurden eingebaut und am Molenkopf eine Torpedobatterie angelegt, um gegen Blockschiffe eine größere Wirkung zu erzielen. In der Einfahrt von Ostende wurden gleichfalls Verstärkungen des Artilleriefeuers vorgenommen. Schließlich entschloß sich das Generalkommando dazu, das letzte und wirksamste Schutzmittel anzuwenden, auf das bisher trotz dringender Vorstellungen der Division wegen der Gefahr für die eigenen Streitkräfte, namentlich der U-Boote, verzichtet war. Es wurden sowohl im Hafen von Zeebrügge wie Ostende Minensperren gelegt.

SECHZEHNTES KAPITEL

1918

Verstärkte Fliegertätigkeit / Unsere Flakbatterien / Minenräum- und Schnellboote Erneuter mißglückter Blockversuch gegen Ostende am 10. Mai 1918 / Weitere Verbesserungen an den Verteidigungsanlagen / Das Urteil eines Engländers über die Auswirkungen des U-Boot-Krieges / Kämpfe der Monitoren und Küstenbatterien / Die Räumung der Küste Flanderns / Das Marine-Korps verläßt unbesiegt den 4 Jahre lang behaupteten Kriegsschauplatz

Der Feind war natürlich begierig, die Auswirkungen seines Angriffs auf Zeebrügge und Ostende kennenzulernen. So erschienen denn am Tage darauf Fliegermassen, teils um zu photographieren, teils um die Gelegenheit zu benutzen, Bomben in großer Zahl abzuwerfen. Überhaupt nahm die feindliche Fliegertätigkeit in dieser Zeit immer mehr zu. Hierbei wurde die Beobachtung gemacht, daß die Flieger die Wolkendecke als Schutz benutzten und dann plötzlich aus dieser hervorstießen, um ihre Bomben abzuwerfen oder in niedriger Höhenlage die sich bietenden Ziele unter Maschinengewehrfeuer zu nehmen. Unsere Maschinengewehrschützen säumten nicht, das Feuer sofort zu erwidern, und es gelang ihnen verschiedentlich, feindliche Flieger zum Landen zu zwingen. Das ganze Gebiet an der Küste wurde fast täglich zu allen Tages- und Nachtzeiten von den Fliegern heimgesucht. Hauptsächlich wurde binnenlands Brügge mit den ausgedehnten Werftanlagen angegriffen. Allgemein darf behauptet werden, daß in Anbetracht des großen Aufwands an Flugzeugen, Bombenmaterial und der durch Abschuß

und Absturz unvermeidlichen Verluste der angerichtete militärische Schaden gering war. Immerhin wird bei Fliegerangriffen wie bei Artilleriebeschießungen die Menge der Geschosse den Ausschlag bringen, und Zufalls- oder Glückstreffer spielen eine große Rolle. Auch bei diesen häufigen Bombenwürfen blieben sie nicht aus. Beispielsweise erhielt nach fünfmaligen Angriffen auf Zeebrügge die Batterie „Friedrichsort" 2 Treffer, wobei die Straße aufgerissen, ein Raum eingedrückt und ein Munitionstunnel verschüttet wurde. Mannschaftsverluste traten jedoch nicht ein. Auch in Ostende zerstörte eine Bombe einen Schuppen der Seeflugstation mit 5 Flugzeugen. Am meisten hatten die Belgier zu leiden, von denen eine namhafte Zahl getötet oder verletzt wurde, wenn die Bomben in eine Ortschaft fielen. Durch einen Zufallstreffer, der in das Schutzdach eines U-Boot-Unterstandes an der Mole Zeebrügge einschlug, machten wir die wichtige Erfahrung, daß Berechnung und Ausführung der Schutzbauten stimmten; denn das darunter befindliche U-Boot war vollkommen unversehrt geblieben.

Der An- und Abflug der feindlichen Flieger fand manchmal über holländischem Gebiet statt, und dabei passierte es ihnen, daß nordöstlich von Middelburg mehrere Bomben abgeworfen wurden. Häufiger landeten auch unsere Gegner auf holländischem Boden, nachdem sie von unseren Flaks beschädigt waren. Die Holländer sahen sich deswegen gezwungen, längs der Grenze Flaks und Maschinengewehre aufzustellen, um ihre Neutralität zu behaupten. Ein feindlicher Bomben-

wurf verdient besondere Berücksichtigung. Am 28. Mai, frühmorgens, stieß ein Flieger in starkem Gleitflug über der Zeebrügge-Mole aus den Wolken auf die Schleuse und warf aus 30 Meter Höhe eine Bombe, die 1 Meter vor der Schleuse ins Wasser ging und das Schleusentor beschädigte. Der Flieger wurde durch Maschinenkanonen- und Maschinengewehrfeuer zum Niedergehen auf See querab von Heyst gezwungen. Das Flugzeug versank, die Insassen – ein Oberstleutnant und ein Feldwebel – wurden durch unsere Torpedoboote gerettet. Der Oberstleutnant war Kommandeur einer Fliegerabteilung und hatte sich zum Ziel gesetzt, die Schleuse zu zerstören. So führte er den Sturzflug aus großer Höhe aus und hätte fast Erfolg gehabt. Durch Auswechseln des Schleusentors wurde unsererseits der Schaden bald behoben. Es ist dies der einzigste Fall, bei dem es einem Flugzeug gelungen ist, einen Treffer zu erzielen, der vorübergehend das Ein- und Auslaufen unserer Seestreitkräfte störte. Auch ein Angriff auf den Flugplatz der Artillerieflieger in Uitkerke ist bemerkenswert. 20 Flieger kamen über Blankenberge von See, stießen bis auf geringe Höhe herunter und warfen etwa 30 Bomben auf den Flugplatz, hielten diesen dann unter Maschinengewehrfeuer. Eine Flugzeughalle wurde durch Brandgeschosse entzündet, 3 Flugzeuge schwer, alle anderen leicht beschädigt, auch Personalverluste traten ein. Ein Flugzeug stürzte beim Abflug brennend in die See, ein anderes Flugzeug wurde von Maschinengewehren abgeschossen, und eins mußte in Holland landen.

Auf die Fesselballone hatte der Gegner es besonders abgesehen. Namentlich der Ballon bei Steene schien ihm recht unangenehm zu sein, weil er die Beobachtung für die schweren Batterien von Ostende ausführte. Er wurde in den Sommermonaten sechsmal abgeschossen und fiel brennend nieder, während die Beobachter jedesmal mit Fallschirm absprangen und unverletzt landeten. Diese hartnäckige Tätigkeit gegen die Fesselballone ließ darauf schließen, daß feindliche Flieger sich das Abschießen der Ballone zur Spezialaufgabe gemacht und eine große Fertigkeit darin erlangt hatten; denn alle Abschüsse der Fesselballone an der Küste wie auch im nördlichen Teil der Landfront wurden fast ausschließlich durch dieselben Flieger ausgeführt.

Die Verluste der feindlichen Flieger, darunter auch Großflugzeuge, waren naturgemäß bei den häufigen Angriffen nicht gering. Es wurden an der Küste in jeder Woche mehrere abgeschossen, die teils auf Land, teils in See abstürzten oder auf unserem Gebiet bzw. in Holland landeten. Das Hauptverdienst daran gehörte unseren eigenen tapferen Fliegern. Um nur einige Gefechte herauszugreifen, sei erwähnt, daß Anfang Mai eine unserer Kampfstaffeln von 3 Flugzeugen 6 englische Flieger westlich Ostende angriff und 4 davon abschoß, fürwahr ein glänzender Sieg! In der Woche vom 26. Juni bis 3. Juli hatten unsere Flieger den größten Erfolg. Durch Abwehr an der Seefront wurden 10 feindliche Flugzeuge abgeschossen, eins zum Landen in Holland veranlaßt. Die Leistungen unserer Flieger sind um so anerkennenswerter, weil sie dem Feinde

gegenüber beträchtlich in der Minderzahl waren und die Aufklärungstätigkeit sie besonders stark in Anspruch nahm. Die Erkundung vor der Küste, auf den Anmarschwegen, an der englischen Südostküste, Themse, Kanal sowie gegen die französischen Häfen Boulogne, Dünkirchen war ganz unentbehrlich geworden, um vor Überraschungen gesichert zu sein. Sie meldeten jede auffallende Veränderung, Ansammlung von Schiffen in feindlichen Häfen, neugelegte Minensperren usw., kamen dabei oft in Gefechtsberührung mit dem Gegner, brachten ihm starke Verluste bei, hatten solche aber auch selbst zu verzeichnen. Mehrere Male gelang es ihnen, feindliche Flugzeuge zu zwingen, auf dem Flugplatz Uitkerke zu landen, Flugzeug und Besatzung unbeschädigt in Besitz zu nehmen. Gelegentlich konnte bei der Aufklärung auch von den Maschinengewehren Gebrauch gemacht werden. So wurde auf der Themse ein mit Truppen besetzter Transportdampfer ausgiebig mit Maschinengewehrfeuer belegt.

Nächst unseren Fliegern aber war es die Schießfertigkeit unserer Flakbatterien, denen wir die verhältnismäßig geringen Erfolge des Feindes verdanken. Um diese hervorragende Tätigkeit der Flaks richtig einzuschätzen, geben wir nachstehend eine kurze Schilderung wieder, die uns der Flak-Gruppenkommandeur „Brügge" eingesandt hat: „Die Flakbatterien unterstanden bis 1917 den einzelnen Matrosen-Artillerie-Regimentern, um dann 1917 zu einem Regimentsverband zusammengestellt zu werden, ‚Flakregiment Flandern'.

Drei Flakgruppen wurden gebildet:

1. Flakgruppe Brügge, Aufgabe: Verteidigung der Werft Brügge, der U-Boote und Torpedoboote, die dort lagen, und des Artillerie-Depots Steenbrügge. Zu dem Zweck wurden die Batterien massiert aufgestellt.

2. Flakgruppe Küste, zur Verteidigung der Anlagen von Ostende und Zeebrügge und zur Abwehr der See-aufklärungsflieger.

3. Flakgruppe West, zur Bekämpfung der Artillerie-Aufklärungsflieger und der nach Brügge zu durchbrechenden Bombengeschwader.

Mit der Beendigung der Flandernschlacht, deren unerreichtes Ziel war, die Deutschen von der Küste abzudrängen, setzten die Großangriffe der feindlichen Flieger auf die Werft und den U-Boot-Hafen von Brügge ein, um so die U-Boot-Pest zu vernichten, gleichzeitig erfolgten Angriffe auf die Seeschleuse in Zeebrügge, deren Unbrauchbarmachung das Auslaufen der U-Boote verhindern sollte. Zu diesem Zwecke wurden auch die erfolglosen Sperrversuche mit Torpedobooten und Kreuzern gemacht. Die Zahl der Angriffe wie die Stärke der Fliegergeschwader stiegen 1918 von Monat zu Monat.

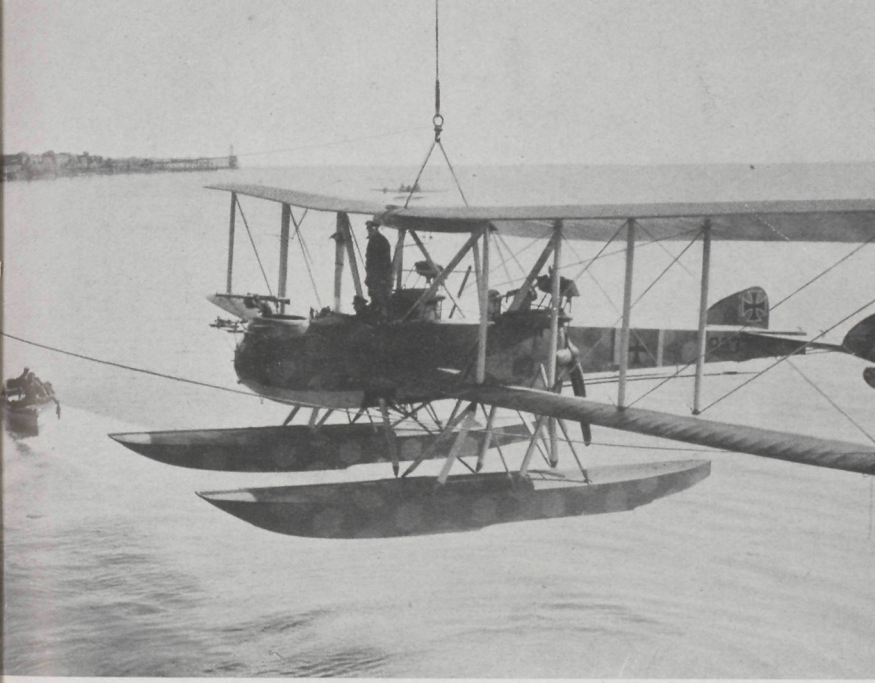
Dem ersten Frühangriff auf Brügge, 7 Uhr morgens, folgte der Angriff in den Mittagsstunden beim höchsten Sonnenstand, dann folgte der sogenannte Abendsegen um 5 bis 6 Uhr nachmittags. Flugzeuggeschwader von 40 Flugzeugen bei jedem Angriff waren der Durchschnitt. Von 10 bis 11 Uhr abends standen sämtliche Batterien Brügges wieder in Alarmbereitschaft. Der Tag

hatte für uns 24 Stunden, die Ruhezeit wurde benutzt, Munition heranzuschaffen. Ablösung der Geschützmannschaft gab es nicht. In einem Nachtgefecht wurde im Scheinwerferlicht ein großer Handley-Padge mit dem Kommandeur des Dünkirchen-Geschwaders abgeschossen. Das Flugzeug schlug einige hundert Meter vor der Werft Brügge auf den Kanaldamm. Zeebrügge schoß ein gleiches Flugzeug ab. Eine größere Anzahl feindlicher Tagbomber wurde schwer beschädigt und mußte im nahen Holland, das sie bei der durchschnittlichen Flughöhe von 5000 Meter bequem im Gleitflug erreichen konnten, notlanden. Zwei Amerikaner landeten vor der holländischen Grenze auf belgischem Gebiet, wo die Insassen von uns gefangengenommen wurden. Im September 1918 hielt die Flakgruppe Brügge mit 15 anerkannten Flugzeugabschüssen wohl den Rekord an der Westfront.

Die immer neue Taktik und die ungewöhnliche Höhe der Tagflieger erforderten neue Gegenmaßnahmen. In engster Zusammenarbeit mit den Jagdfliegern und den in Gent und Umgebung liegenden eigenen Bombengeschwadern wurde den Jagdfliegern in vielen Fällen ihre Beute zugeführt, auch bei Nachtangriffen. Die eigenen Bombengeschwader, die nicht selten von einem Nachtangriff auf England über Brügge zurückkamen, wenn gleichzeitig Angriffe auf Brügge erfolgten, wurden niemals gefährdet. Straffste Feuerdisziplin war nötig, alles hing dabei oft wie an einem seidenen Faden. Tagesangriffen über den Wolken wurde dadurch begegnet, daß das nächtliche Sperrfeuer auch für den Tag

und für alle Höhen ausgearbeitet und durchgeführt wurde. Das nächtliche Sperrfeuer konnte mit einem Fernspruch oder bei Störungen mit einem Leuchtpistolensignal auf die verschiedensten Höhen abgestellt werden, konnte westlich und östlich, nördlich und südlich massiert und gleichzeitig über das Artillerie-Depot gelegt werden. Das klingt einfach, bedeutet aber eine Unsumme Arbeit und schärfste Feuerdisziplin. Auf die Sekunde mußte das Feuer der fast 100 Geschütze beendet sein, um hören und vielleicht im nächsten Augenblick wieder feuern zu können. Die Verteilung der Scheinwerfer auf die vielen, gleichzeitig anfliegenden Gegner, der Übergang bestimmter Batterien von Sperr- auf Zielfeuer, sobald ein Flieger im Scheinwerferlicht erschien, erforderte schnellste Entschlußkraft und eine oft ans Wunderbare grenzende Feuerdisziplin der Batterien. Doch die erfahrenen Flak-Batterieführer hatten ihre Batterie jederzeit in der Hand.

Neben den zahlreichen 8,8-cm-Batterien wurden 15-cm-Haubitzen, Dutzende von 3,7-cm-Batterien und MG. für die Verteidigung eingesetzt, dazu 30 große Scheinwerfer. Die Beobachtungsgabe und das Hörvermögen einzelner Kameraden waren geradezu phantastisch geschärft. In den ganzen Jahren ist kein Flieger unbemerkt an die Angriffsobjekte in Brügge herangekommen. Batterien und Scheinwerfer lagen häufig im MG.-Feuer und unter den Bombenwürfen der feindlichen Nachtflieger, die hierzu Tiefflieger bei den Angriffen ansetzten. Die Anzahl der auf Brügge abgeworfenen etwa 6000 Bomben, die Schaden anrichteten, war



Marineflugzeug startklar

Wachtposten in den Dünen

gering. Nur 2 Bomben richteten Schaden an Booten an, der jedoch sofort an Ort und Stelle behoben werden konnte. Die Stadt Brügge selbst erhielt allerdings allerlei ungewollte oder aus Not abgeworfene Bombentreffer und hatte im Laufe der Zeit eine große Anzahl Toter, überwiegend Belgier.

Bis zum bitteren Schluß haben die gesamten Flakbatterien des Flakregiments Flandern vollauf ihre Pflicht getan, die Batterien der Küste unter nicht seltenem Feuer der Monitoren, die der Flakgruppe West unter dem feindlichen Feuer der Front, Brügge unter den Tausenden von Bombenabwürfen der Flieger. Unbesiegt räumten wir Brügge auf höheren Befel und bauten unsere Batterien um Antwerpen neu auf. Schußbereit erwarteten sie dort die neuen Angriffe der immer stärker gewordenen feindlichen, zuletzt insbesondere amerikanischen Fliegergeschwader. In Marschbataillonen zusammengefaßt marschierten die Bedienungen der tapferen Marine-Flaks in die Heimat und lösten sich in der Gegend von Gronau i. W. an der holländischen Grenze auf."

Unsere Zerstörer und Torpedoboote arbeiteten, wenn sie nicht zu Aufklärungszwecken größere Vorstöße machten, eifrig weiter an der Aufräumung der feindlichen Netz- und Minensperre. Leider mußten unvermeidliche Verluste an Personal und Material in den Kauf genommen werden. Die Hauptaufgabe der Zerstörer blieb, die eigenen U-Boote hinaus und hinein zu begleiten und die Anmarschwege für die U-Boote unter ständiger Kontrolle zu halten. Dies ist ihnen auch gut

gelungen, und soweit bekannt, ist kein U-Boot durch feindliche Minen beim Ein- und Auslaufen beschädigt worden. Die im Frühjahr eingetroffenen Minenräumboote bewährten sich trefflich und leisteten Vorzügliches. Sobald das Wetter und die feindliche Gegenwirkung es irgendwie gestatteten, waren sie bei der Netz- und Minensperre tätig. Sie haben oft mehrere Seemeilen Netze an einem Tage geborgen und manchmal 60, ja an einem Tage (18. Juni) sogar über 100 Minen fortgeräumt, trotz Störung durch feindliche Flieger mit Bomben und Maschinengewehr. Häufig wurden sie bei ihrer Arbeit durch feindliche Torpedoboote oder Schnellboote angegriffen, wobei es auch Tote und Verwundete gab, allein die Boote selbst erlitten merkwürdigerweise keinen Schaden.

Auch einige Schnellboote waren im Frühjahr in Blankenberge-Hafen untergebracht, sie wurden vor allem zur Abwehr feindlicher Schnellboote verwendet. Am 7. Juli wurde ein amerikanisches Schnellboot versenkt und die Besatzung gefangengenommen. Außer anderen Unternehmungen machten 7 solcher Boote mit gutem Erfolg einen Vorstoß auf die vor Dünkirchen ankernde Sperrbewachung.

Es war anzunehmen, daß die Engländer infolge des Mißlingens ihrer Blockversuche vor einer Wiederholung der Unternehmungen nicht zurückschrecken würden. Am 9. Mai war günstiges Hochwasser in der Nacht um 1 Uhr 30 Minuten, starke Dunkelheit, leichter Nordwestwind auf die Küste zu, ruhige See – somit Vorbedingungen für ein Gelingen des Angriffs. In die-

ser Nacht lagen unsere Vorpostenboote wie immer zur Sicherung vor Ostende und Zeebrügge und gaben um 1 Uhr 45 Minuten das Alarmsignal. Kurz vorher fanden heftige Bombenangriffe auf beide Hafeneinfahrten statt, dann setzte schweres Feuer von See und Land aus auf die östlich, vorwiegend aber auf die westlich Ostende gelegenen Batterien ein. Die Beschießung erfolgte anscheinend ohne Fliegerbeobachtung und verursachte keinerlei ernstliche Verluste und Schäden. Unsere Batterien antworteten, sobald das Mündungsfeuer der Monitoren angeschnitten werden konnte. Die Beschädigung eines Monitors durch unser Feuer ist mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen. In dem Leuchtgranatengürtel, der gleichzeitig gefeuert, wurden künstliche Nebelwolken, die sich rasch der Küste näherten, beobachtet. Einzelheiten außer kurz aufblitzenden Lichtern waren nicht zu erkennen. Nebelwolken und Lichter wurden unter Sperrfeuer und Zielfeuer genommen. Der künstliche Nebel war außerordentlich dick und wurde noch durch aufkommenden natürlichen Nebel verstärkt. Scheinwerfer und Leuchtgürtel waren hierdurch in ihrer Wirksamkeit stark beeinträchtigt. Von feindlicher Seite ließen Flieger Fallschirmbomben mit Leuchtsatz fallen, die die Hafeneinfahrt hell erleuchteten.

Gegen 3 Uhr wurden größere Schiffe vor Ostende gesichtet. Erkannt wurde ein Schiff mit 3, eins mit 4 Schornsteinen. Nach englischen Angaben handelt es sich um die Kreuzer „Vindictive“ und „Sappho“. Beide Schiffe hatten augenscheinlich im Sperrfeuer die

Hafeneinfahrt verfehlt, kamen mehrfach in Sicht und aus Sicht und wurden unter Feuer genommen. „Vindictive" gelang es schließlich, die Einfahrt zu finden, der feindliche Kreuzer kam bei der Ostmole in Längsrichtung der befahrbaren Rinne fest. Das Fahrwasser war in keiner Weise gesperrt. „Sappho" kam nicht in die Einfahrt. Eine durch unser Granatfeuer hervorgerufene schwere Explosion mag hiermit im Zusammenhang stehen. „Vindictive" – voll Wasser gelaufen – bot bei Morgengrauen das Bild einer argen Verwüstung. Das ganze Deck war mit Trümmern und Splittern übersät, darunter lagen die Körper mehrerer gefallenen Heizer, die nicht rechtzeitig hatten flüchten können. Der Kommandant des Kreuzers war am Peilkompaß oberhalb der Kommandobrücke getötet worden, bei ihm wurden die mit seinem Blut getränkten Operationsbefehle gefunden. Nach diesen waren an dem Unternehmen 6 Monitoren – unter ihnen wahrscheinlich „Prinz Eugen", „General Wolff", „Erebus" und „Terror" –, 15 Zerstörer, 2 Blockschiffe und 40 Motorboote beteiligt. Auf dem Oberdeck war achtern ein Reserve-Gefechtsstand aus Eisenplatten und Matten hergerichtet, der einen Volltreffer erhalten hatte, durch den 1 Offizier und 1 Mann getötet waren. Auf der „Vindictive" waren nur die zur Führung, zur Bedienung von Maschine und Ruder notwendigen Offiziere und Mannschaften an Bord – nach Aussage der Gefangenen etwa 20 an der Zahl. Davon wurden 4 Gefangene gemacht, 12 der Besatzung sind gefallen. Die das Versenken der „Vindictive" Überlebenden wurden mit einem Motorboot

abgeholt. Dies Motorboot konnte aber unter gut liegendes Feuer genommen werden. Voraussichtlich sind also alle tapferen Engländer, die das Wagnis unternommen haben, umgekommen. Zwei Motorboote sind außerdem gesunken, aber zahlreiche treibende Wrackstücke lassen es als wahrscheinlich erscheinen, daß die gegnerischen Verluste viel größer waren. Wir selbst hatten 3 Tote, 4 Schwer- und 4 Leichtverwundete.

Auch dieser Blockversuch war mißlungen. Die vorgenommenen Verbesserungen der Verteidigungsmittel hatten sich glänzend bewährt. Wohl jeder Schuß der 15-cm-Batterie „Schleuse" und des Prahmgeschützes in der Einfahrt mit einem vorzüglichen Schußfeld hatte die „Vindictive" getroffen. Der Kommandierende Admiral erließ folgenden Tagesbefehl:

„Der feindliche Sperrangriff gegen die Hafeneinfahrt Ostende am 10. Mai früh ist an der Aufmerksamkeit der Küstenbesatzung und der vernichtenden Wirkung der beteiligten Küstenbatterien gescheitert. Blutige Verluste der zusammengeschossenen „Vindictive" und die Vernichtung mehrerer Schnellboote sind das Ergebnis der mit starken Seestreitkräften durchgeführten Unternehmung. Ich spreche deshalb sämtlichen Dienststellen, insbesondere den Küstenbatterien, meine volle Anerkennung aus und bin überzeugt, daß auch weitere, mit Sicherheit zu erwartende Versuche des Feindes, unsere U-Boot-Basis in Flandern zu sperren, an der Hingabe und dem Schneid der Küstenbesatzung scheitern."

gez. v. Schroeder.

Der Blockversuch ergab die bereits aus dem Unternehmen gegen Zeebrügge festgestellte Tatsache, daß ein Versenken von Blockschiffen – das heißt Schiffe, die, als solche hergerichtet, keinerlei Explosivstoffe an Bord haben – durch Geschützfeuer während der kurzen Zeit des Durchlaufens der Sperre und Verschleierung durch künstlichen Nebel kaum möglich ist. Die „Sappho" scheint allerdings dem Zielfeuer zum Opfer gefallen zu sein, aber wohl nur, weil das Schiff die Hafeneinfahrt verfehlte und nun in günstiger Schußweite für unsere Artillerie vor derselben umherirrte. Ohne Nebelschutz hätte auch die „Vindictive" die Einfahrt nicht erreicht. Wie kam es, daß die Engländer durch ihren eigenen Nebel nicht behindert schienen? Die erbeuteten Papiere gaben die Aufklärung: Die Fliegerleuchtbomben erhellten die Umgebung und die Einfahrt in der für den Blockversuch festgesetzten Zeit. Dicht vor den Blockschiffen fuhren 2 Motorboote, die den Nebel erzeugten. Der Nebel – aus Phosphor und Chlorsulfit bestehend – wurde durch die eigene Fahrt der Boote nach achtern getrieben. Die Boote, von denen nur der kleine Bug aus dem Nebel hervorlugte, waren schwer zu erkennen, hatten aber selbst ein gutes Sichtfeld. Sie führten durch Winksignale mit grünen und roten Laternen, durch die Kursänderungen nach achtern angezeigt, die Schiffe heran. Der erste Anlauf mißlang, er wurde dann im Schutze des Nebels wiederholt, als bereits unser starkes Feuer eingesetzt hatte.

Zum Schluß unserer Betrachtungen wollen wir auf Admiral Bacons Plan eingehen, die Hafeneinfahrt Ost-

endes zu verblocken. Wie er im Buch „The Dover Patrol" auseinandersetzt, beabsichtigte er einen Kreuzer („Apollo") mit 2 Dampfern längsseits – und zwar diese über den Achtersteven geschleppt in der Mitte der Fahrrinne zu verankern. Durch den Strom sollten nun die am Bug losgeworfenen Dampfer querschlagen und so die ganze Breite des Fahrwassers sperren. Gewiß ein gut ausgeklügelter Plan! Im Falle des Gelingens wäre die Einfahrt gründlich gesperrt und ein Wegräumen der Hindernisse schwierig gewesen. Indes scheint die Durchführung kaum möglich. Einmal konnte der große Komplex von Schiffen nur langsam vorwärtskommen, schlecht manövrieren und bot eine große Zielfläche, so daß viele Treffer durch unsere gut schießenden Batterien sicher waren. Durch die schwere Beschädigung eines Schiffes wären auch die anderen in Mitleidenschaft gezogen. Aller Wahrscheinlichkeit nach wäre dieser Sperrversuch schon vor der Einfahrt durch unser Feuer zum Stehen gekommen. Eins muß man den Engländern lassen! Sie haben mit großer Kühnheit und Sorgfalt ihre Pläne aufgestellt, vorbereitet und durchgeführt. Daß sie gescheitert sind, lag an der Unmöglichkeit des Gelingens so waghalsiger Aktionen, wenn der Gegner auf der Hut ist und geeignete Abwehrmaßnahmen getroffen hat.

Da immer noch die Wahrscheinlichkeit bestand, daß die Engländer alle ihre Kräfte einsetzen würden, um die Mißerfolge bei den Blockversuchen auszugleichen, die Schleusen bei Zeebrügge eventuell durch einen überraschenden Handstreich zu zerstören, wurden Ver-

stärkungen der Verteidigungsfront durch Heranziehung weiterer Feldbatterien, Maschinengewehre und Maschinenkanonen an den bedrohten Punkten vorgenommen. Das ganze Schleusengebiet, einzelne Teile der großen Mole von Zeebrügge erhielten außerdem ein starkes Drahthindernis. Wo es angängig war, brachten wir die bei Nachtangriffen besonders gefährlichen Stolperdrähte an. Schließlich beschäftigten wir uns auch mit der Abwehr von Tanks, die bei Handstreichen und Landungen gegen die Küste vorgehen konnten. Alle Aufgänge und Rampen zwischen den Dünen, die zum Strande führten, wurden durch einbetonierte Pfähle und eiserne Pfosten gesperrt, so daß Tanks nicht passieren konnten. Hierzu kamen noch an geeigneten Stellen Tank-Fallgruben und alle nur möglichen Abwehrmaßnahmen gegen diese neuartige Waffe. Die Truppen waren über die Bekämpfung von Tanks eingehend unterrichtet. Man sieht aus diesen Angaben, wie die Verteidigung unausgesetzt bemüht war, dem Feinde die Aussichten, Flandern von der Seeseite mit Gewalt wieder in Besitz zu nehmen, ganz unmöglich zu machen.

Wir wollen in diesem Kapitel, das den Abschluß der Kämpfe des Marinekorps an der Flandernküste bringen wird, nochmals der unermüdlichen Tätigkeit der U-Boot-Besatzungen gedenken. Die Marineleitung hat durch die amtliche Bearbeitung des U-Boot-Krieges allen U-Boot-Kämpfern ein Denkmal gesetzt, das in der Geschichte des deutschen Volkes fortleben und Zeugnis geben wird von ihrem Heldenmut, ihrer see-

männischen Geschicklichkeit und ihren großartigen Erfolgen. Der beste Beweis für den Wert der U-Boot-Waffe, die, zu Anfang des Weltkrieges noch erprobt, erst durch Deutschland zur vollen Höhe ihrer Leistungsfähigkeit in technischer und militärischer Beziehung emporgehoben wurde, ist längst dadurch erbracht, daß alle Seemächte nach dem Kriege schleunigst diese verpönte Waffe als bestes Verteidigungsmittel eingeführt haben. Auch die kleinsten Nationen machen von den Tauchbooten Gebrauch; Raumgehalt, Geschwindigkeit und Bewaffnung werden immer mehr vervollkommnet. Als Deutschland aber in bitterster Not infolge des vorangegangenen Bruchs der völkerrechtlichen Blockadebestimmungen durch Großbritannien gezwungen wurde, die U-Boot-Waffe zu seiner Existenz gegenüber den übermächtigen Feinden einzusetzen, schrie die Welt in maßloser Empörung auf und beschuldigte uns der lästerhaftesten Verfehlungen bei der Führung dieser Waffe. Alles, was Deutschland tat, war verfemt, wurde als grausame, barbarische Kriegführung gebrandmarkt; wissentlich mußte der böse Feind in den Augen der Welt auf die gemeinste Weise verleumdet und geschmäht werden. Schließlich wurden Deutschland im Vertrag von Versailles die U-Boote verboten. 20 Jahre hat dieser unhaltbare Zustand gedauert. Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht ist der erste Schritt gewesen, uns von der Schmach des Vertrags zu lösen. Auch zur See haben wir uns durch die – dank der Entschlossenheit des Führers – mit England geführten Flottenverhandlungen von den Fesseln

befreit, die, von Feindeshand arglistig angelegt, alle Verteidigungsmaßnahmen in der deutschen Bucht und der Ostsee auf das empfindlichste schädigen mußten.

Da amtliches Material über die Fortführung des U-Boot-Krieges 1917/1918 noch nicht vorliegt, geben wir statt dessen das Urteil eines ehemaligen Feindes über die Auswirkung des U-Boot-Krieges[1] wieder: „Der englische Oberst R. H. Beadon, der militärischer Sachverständiger der englischen Friedenskommission und später als Mitglied der Kontrollkommission die großen militärpolitischen Zusammenhänge kennengelernt hat, schreibt unter anderem, daß der deutsche U-Boot-Krieg wohl die größte Gefahr gewesen, von der England seit seinem Bestehen bedroht gewesen wäre. Im Weltkriege habe die englische Hungerblockade und der deutsche U-Boot-Krieg alle anderen Kriegshandlungen überschattet. Hätte Deutschland von vornherein begriffen, daß die einzige Abwehr der Hungerblockade – dem Griff nach der Kehle des deutschen Volks – in dem unbeschränkten U-Boot-Krieg bestand, so wäre die Lage für England sehr bedenklich geworden. Da Deutschland das aber nicht begriffen hätte, sei die Hungerblockade mit ihrem Vorsprung von mehreren Jahren knapper Sieger geblieben. Das U-Boot sei niemals geschlagen worden. Der innere Zusammenbruch Deutschlands sei infolge der Hungerblockade erfolgt, ehe eine Entscheidung im U-Boot-Krieg gefallen sei. Der

[1] Auszug aus einer Abhandlung. „Ein Engländer über die Auswirkungen des U-Boot-Krieges, von Konteradmiral a. D. Seebohm." (M. O. V.)

U-Boot-Krieg sei sehr nahe daran gewesen, sein Ziel zu erreichen. Im Jahre 1917 sei er auf dem Gipfel seiner Leistung gewesen. Die Verluste an Handelsschiffen betrugen 1917 nach Beadon die enorme Summe von 6,6 Millionen Tonnen, das heißt rund ein Viertel der gesamten Welttonnage. Dies Ergebnis wurde von 135 U-Booten, die durchschnittlich in See waren, erreicht. Dabei betrug im Jahre 1917 der Verlust an U-Booten 66 Boote. Wenn das zwar bewiesen hätte, daß die Abwehrmittel besser wurden, so hielt doch der Neubau von U-Booten Schritt mit den Verlusten; denn im Jahre 1917 wurden 83 deutsche U-Boote fertiggestellt. Im Jahre 1918 hätte die Zerstörung von Handelsschiffen noch 42 Prozent von der des Jahres 1917 betragen. Wenn man daraus folgere, daß die Gefahr gemeistert war, so sei das ein Trugschluß. Einmal gab es nicht mehr so viel Handelsschiffe wie 1917, es konnten also auch nicht ebenso viele wie 1917 versenkt werden, dann begann sich in Deutschland, das nach allen Seiten Krieg zu führen hatte, Mangel an Rohmaterialien und gelernten Arbeitern fühlbar zu machen, so daß nicht mehr so viel U-Boote wie 1917 fertiggestellt werden konnten. Die Annahme, daß die Abwehrmittel 1918 vollkommener gewesen wären, sei trotz der Hilfe von Amerika, Japan, Frankreich und Italien nicht ganz richtig; denn das nunmehr eingeführte Konvoisystem hätte zwar viele Handelsschiffe gerettet. Dieses System sei aber an sich eigentlich als Erfolg der U-Boote zu buchen, da es die lebensnotwendigen Zufuhren nach England verlangsamte und beschränkte. Die englische Admiralität sah

sich auch 1918 mit Recht zu der Feststellung gezwungen, daß die Lage sehr ernst sei. Dazu hätten damals die neuen deutschen U-Boot-Kreuzer mit großem Aktionsradius – als zweite Phase des noch in den Kinderschuhen steckenden U-Boot-Krieges – ihre Tätigkeit auf hoher See erst begonnen, gegen die das Konvoisystem in der Nähe der Küste kein Gegengift war. Schließlich sagt Beaton, daß, falls England allein, ohne Bundesgenossen, Deutschland gegenübergestanden hätte, nichts die Deutschen gehindert haben würde, ihre Seestreitkräfte so auszubauen, daß sie mit England reinen Tisch gemacht hätten auch hinsichtlich des Überwasserkrieges. Die Begegnung mit den besseren deutschen Typen in der Skagerrakschlacht wäre schon alles andere als ermutigend für die Engländer gewesen!"

Ein besseres Zeugnis für die glänzenden Waffentaten unserer Marine, insbesondere der jungen unerschrockenen U-Boot-Kämpfer, kann es nicht geben als diese Beurteilung und Anerkennung durch einen gegnerischen Fachmann. Nie wird im deutschen Volk die Erinnerung an ihren Wagemut verblassen und den zukünftigen Geschlechtern ein leuchtendes Beispiel sein, es ihnen gleichzutun an Vaterlandsliebe und Opferfreudigkeit!

Wenden wir uns nun unseren alten Küstenfeinden – den Monitoren – zu, so ergibt sich im Frühjahr und Sommer 1918 annähernd dasselbe Bild, wie es in den Vorjahren öfters eingehend geschildert worden ist. Zahl und Armierung der englischen Monitoren waren

jedoch gewachsen, und auch unsere Fernkampfbatterien waren zahlreicher und stärker geworden. Kräfteverhältnis und Kampfkraft der Schiffsartillerie gegenüber der Küstenartillerie waren wohl ziemlich ausgeglichen. Allein die Feuerüberlegenheit unserer Fernkampfbatterien war doch dadurch bewiesen, daß die Monitoren sich immer in großem Abstand von der Küste hielten, niemals wagten näher heranzukommen und daß auch in diesem letzten Kriegsjahr nennenswerte militärische Schäden durch Monitorbeschießungen nicht angerichtet wurden. Der Verlauf der Küstenkämpfe war immer der gleiche. Eröffnete der Gegner das Feuer aus großen Entfernungen, wurde von unseren schweren Batterien eine Granate in die Gegend der Bombardementsstellung gesandt. Der Feind hatte einen solchen Respekt vor unserer Schießfertigkeit, daß er oft schon, wenn der erste Schuß in seine Nähe kam, die beabsichtigte Beschießung nach wenigen Schüssen aufgab. Hielt er durch und konnten wir unsere Artillerieflieger zur Beobachtung einsetzen, so wurde der Kampf etwas länger hingezogen. Sehr bald jedoch brach der Feind seine Beschießung als aussichtslos und zu gefährlich für die eigenen Schiffe ab und verließ unter Nebel das Kampffeld.

Die lebhaftesten Feuerkämpfe setzten im Mai ein. Besonders Ostende und die Westbatterien waren das Ziel der feindlichen Angriffe von See und Land aus. Ob unsere schweren Batterien „Tirpitz", „Preußen" und „Deutschland", die das Feuer erwiderten, Wirkung hatten, konnte wegen des Einnebelns des Gegners nicht festgestellt werden. Letzterer hatte keinen militärischen

Erfolg zu verzeichnen, nur die Stadt selbst erlitt erheblichen Häuserschaden, unter den Belgiern gab es zahlreiche Tote und Verwundete. Als Ende des Monats Monitoren unsere an der Sperre arbeitenden Seestreitkräfte beschossen, wurden sie durch die „Kaiser-Wilhelm-II."-Batterie vertrieben. Die Ballonbeobachtung meldete am 1. Juni bei einer weiteren Beschießung Ostendes einen Treffer auf einem Monitor. Auffallend war es, wie die Genauigkeit des Schießens der Monitoren in diesen Sommermonaten nachließ. Nur einmal fand noch eine längere Beschießung von Zeebrügge, um 2 Uhr morgens am 9. Juni, statt, die wohl der Schleusenanlage galt. Diese Unternehmung wurde durch feindliche Artillerieflieger geleitet, die sich in großer Höhe außerhalb unseres Flakfeuers hielten. Es wurden etwa 48 Schuß gefeuert. Unsere Batterien erwiderten mit Planschießen und Anschneiden von gelegentlichem Mündungsfeuer, da vom Feinde nichts zu sehen war. Die feindlichen Aufschläge lagen meistens weit im Gelände verstreut. Nur ein Zufallstreffer gelang in das Schleusengebiet und verursachte hier eine Störung, die den Verkehr über Zeebrügge für einige Wochen unterbrach. Von Mitte Juni bis Mitte Juli trat eine Pause in den Feuerkämpfen ein, die vielleicht dadurch entstand, daß die Monitoren ihre, von den häufigen Bombardements im Frühjahr stark beanspruchten Rohre auswechselten.

Als die Beschießungen der Küste Ende Juli wieder begannen, waren meistens Middelkerke, Westende und Ostende heimgesucht. Am 29. Juli stellte der Monitor,

als unsere Salven ihn eindeckten, nach 9 Schuß sofort das Feuer ein und dampfte außer Reichweite. Militärischer Schaden war nicht angerichtet, indes 8 Häuser in Ostende zerstört, 10 erheblich beschädigt, 9 Belgier getötet, 7 schwer und 15 leicht verwundet. Das Fazit dieser Unternehmungen des Feindes war also recht zweifelhafter Art. Wir selbst wurden dadurch nicht beunruhigt und kaum geschädigt, die Landsleute der Verbündeten aber mußten die schwersten Opfer bringen! Im August wurden Batterie „Tirpitz", „Oldenburg" und „Cecilie" häufiger gegen Landziele verwendet und alle Westbatterien auf die ihnen zugeteilten Sperrfeuergebiete eingeschossen. Am 27. September erfolgte seit langer Zeit zum ersten Male wieder eine größere Aktion gegen die Küste. In etwa 18 Seemeilen Abstand wurden 2 Monitoren und 3 große Fahrzeuge sowie weitere Rauchwolken gesichtet. In der Nacht zum 28. September setzte dann von See aus schweres Feuer auf beide Hauptabschnitte sowohl bei Ostende wie bei Zeebrügge ein. Von 2 Uhr 30 Minuten bis 3 Uhr 15 Minuten wurden die Schleusenanlagen bei Zeebrügge mit etwa 40 Schuß schweren Kalibers belegt; gleichzeitig wurde der Westabschnitt von See und Land mit schwerem Kaliber eingedeckt. Alle Fernkampfbatterien nahmen den Gegner unter Feuer. Von 4 Uhr 10 Minuten bis 4 Uhr 50 Minuten wurde die Küste bei Zeebrügge mit leichtem Kaliber ohne erkennbare Wirkung beschossen. Sobald sich feindliche Ziele zeigten, wurden sie von den Hauptbatterien „Kaiser Wilhelm II.", „Hessen", „Braunschweig", „Hertha",

„Freya", „Friedrichsort" unter Feuer genommen, während die Batterien „Kaiserin Augusta", „Mittelbatterie", „Hamburg", „Württemberg" und die „Kanalbatterie" das Seegebiet ableuchteten. Bei diesen Beschießungen schienen etwa 6 große und kleine Monitoren mit schwerem und mittlerem Kaliber beteiligt zu sein. Es entstanden weder Personal- noch Materialschäden. Auch in Ostende hatte der Feind zunächst keinen Erfolg. Der größte Teil der Aufschläge lag im Watt. Von 6 Uhr 25 Minuten ab erhielt Batterie „Tirpitz" Feuer von einer Landbatterie und blieb fast den ganzen Tag unter schwerem Feuer von Land und See bis 5 Uhr 26 Minuten nachmittags. Das 2. Geschütz erhielt einen Treffer und war für einen Tag nicht gefechtsklar. Auch die Seestellung der 2. Marine-Division wurde durch Monitoren beschossen, die zwischen den schützenden Sänden östlich von Dünkirchen vor Anker lagen. Die Nacht verlief ruhig. Jedoch wurde am 29. September das Bombardement gegen das Hintergelände der 2. Marine-Division bei Oudenburg und in den folgenden Tagen auch gegen Middelkerke und Westende wieder aufgenommen. Kein Zweifel! Der Feind suchte mit allen zur Verfügung stehenden Kräften von See aus die Landfront zu erschüttern. Unsere Stellungen südlich des Marine-Korps hielten nicht mehr, wir wurden allmählich zurückgedrängt. Auch die flandrische Küste wurde dadurch bedroht und mußte mit einem Aufgeben der Stellungen gerechnet werden. So lag für uns kein Grund vor, die Geschützrohre zu schonen. Die schweren Küstenbatterien wurden deshalb häufiger und mit

großen Schußreihen auf wichtige Landziele und Anmarschwege bei Dixmuiden, Ostkerke, Esen usw. angesetzt. Auch die Nieuport-Schleusen wurden öfters beschossen, die Yser-Schleuse durch einen Treffer zerstört. Vom 9. Oktober galt das Feuer von Land und See aus hauptsächlich den Batterien „Tirpitz", „Pommern" und den Westbatterien. Verluste traten nicht ein. Am 15. Oktober warf der Gegner eine große Menge Leuchtbomben ab, während Flieger Blankenberge, Zeebrügge und Batterie „Deutschland" mit Bomben belegten. Auch jetzt traten keine Verluste ein, jedoch wurden 4 Belgier getötet, 20 verwundet und 2 verschüttet.

Als Ende September in der Landfront der Kemmel wieder verlorenging und die Stellungen südlich Ypern immer mehr zurückgedrängt wurden, kam der Befehl, Flandern zur Räumung vorzubereiten, die Werftanlagen usw. abzubauen, möglichst viel Material und Gerät abzutransportieren, so daß Anfang Oktober mit der Räumung begonnen werden könne. Da schien sich aber die Landfront nochmals zu behaupten, und die Räumung, die fest beschlossen war, um mit unseren geringeren Kräften eine kürzere Front – die Antwerpen-Maas-Stellung – zu halten, wurde erst auf Mitte Oktober verlegt. Entsprechend dem Räumungsbefehl waren unsere Seestreitkräfte zum Teil schon in den letzten Septembertagen nach der Heimat abgegangen. Die kleineren Fahrzeuge und die in Reparatur befindlichen Torpedoboote wurden zerstört. Am 16. Oktober 1918 vormittags wurden die Westbatterien zum letztenmal auf Landziele angesetzt und dann – gesprengt, weil die

Räumung der gerade 4 Jahre lang innegehabten Stellung in der Nacht beginnen sollte. Die Batterie „Deutschland" beschoß am Nachmittag noch die Schleusenübergänge bei Lombartzyde. Am 17. Oktober trat die Rückwärtsverlegung der Front in die Linie Zeebrügge–Brügge planmäßig ein. Alle Batterien zwischen Ostende und Zeebrügge wurden gesprengt. Am 18. Oktober traten die Küstenbatterien des Ostabschnitts zum letztenmal in Tätigkeit. Vor Ostende zeigten sich feindliche Torpedoboote, um vor der Einfahrt Minen zu räumen, und 3 Zerstörer, die Truppen landen wollten. Sie wurden von den Batterien „Hertha" und „Kaiser Wilhelm II." unter Feuer genommen. Die feindlichen Fahrzeuge fuhren schleunigst in westlicher Richtung ab. Noch ein letzter Erfolg der Batterien! Auch sie verfielen dann ihrem Schicksal und wurden gesprengt! Damit fielen die letzten der Befestigungen, die technisch das Vollkommenste darstellten, was die Kriegskunst geschaffen und durch die Kriegstüchtigkeit des Personals auf eine außergewöhntliche Höhe der Leistungsfähigkeit gebracht waren! Diese nie bezwungenen Festungen zu schleifen, damit keins der Geschütze gebrauchsfähig in die Hände der Feinde kam, war ein hartes Gebot der Pflicht... Mit schwerem Herzen führten unsere wackeren Marinemannschaften alle Anordnungen der Räumung, dem Zwang der allgemeinen Kriegslage entsprechend, befehlsgemäß durch. Auch nicht ein einziges der Geschütze der Küstenbatterien ist gebrauchsfähig in die Hände des Feindes gefallen. Alle Geschütze sind so gründlich zerstört

worden, daß sie auch nicht wieder hergerichtet werden konnten.

Die 1. Marine-Division, der bisher die Verteidigung der Küste oblag, wurde für den Bewegungskrieg auf dem Rückzuge umgestellt durch Eingliederung der Matrosen-Artillerie-Regimenter als Infanterietruppen. Die erforderlichen Pferde und Bagagewagen wurden beschafft, aus den Radfahrkompanien, den Bootskanonen- und Maschinengewehrkompanien ein 6. Matrosen-Regiment gebildet. Beim Abmarsch wurden alle Brücken und sonstigen militärischen Anlagen, die dem Feinde nützlich sein konnten, zerstört. Nachhuten und Offizierspatrouillen blieben im Vorgelände in der Linie Wenduyne–Nieumünster. Der Feind folgte nur ganz langsam. Als belgische Radfahrer Ostende besetzten, waren unsere Nachhutpatrouillen noch im Ort. Da die Übergänge über den Kanal schon gesprengt, wurde der Rückmarsch sehr erschwert. Hier halfen ihnen belgische Männer, die Trümmer zu überklettern, oder setzten sie mit Booten über. Auch später, beim Verlassen Blankenberges, wurde unseren Mannschaften aus freien Stücken geholfen und sie schließlich noch mit Erfrischungen versehen. Gewiß ein gutes Zeichen für das harmonische Verhältnis, das zwischen Besatzung und Bevölkerung geherrscht hatte!

Mit dem Verlassen der Küste von Flandern erlischt die dem Marine-Korps im Weltkriege gestellte Aufgabe. Durch den Zusammenbruch der Westfront des Heeres mußte auch der Eckpfeiler an der See einstürzen. Allen feindlichen Gewalten hatte er unentwegt getrotzt. Kein

Feind hat die Küste im Besitz gehabt seit dem Tage, wo das Marine-Korps Flanderns Boden betrat und die gewaltigste Festung schuf, die die Welt je gesehen. Das Schicksal hat uns den Endsieg und die Behauptung des in Besitz genommenen feindlichen Gebiets versagt. Deutschland hat es nicht verstanden, das Ausfallstor so nahe der englischen Küste auszunutzen und entschlossen seine volle Kampfkraft zur See zur Abrechnung und Entscheidung mit dem stärksten seiner Gegner einzusetzen. Die günstigste Gelegenheit dazu bei Beginn des Krieges und in den ersten Kriegsjahren wurde verpaßt. Die Politik des Zauderns und Abwartens hat sich bitter gerächt!

Ihr aber, tapfere Kameraden vom Marine-Korps, habt keine Schuld an dem unglückseligen Ausgang des Weltkrieges und den furchtbaren Folgen für Deutschland. Ihr habt den Krieg nicht verloren, sondern kehrtet unbesiegt in die Heimat zurück! Trutzig habt ihr die lange Dauer des Krieges überstanden, seid treu und tapfer geblieben bis zur letzten Stunde! Der Geist der Pflichttreue und Aufopferung fürs Vaterland, der Unterordnung des eigenen Ichs unter das Gemeinwohl des Volks hat euch nie verlassen! In diesem Geist verkörpert sich die Wiedergeburt unseres Volks durch die junge Generation, vollzieht sich die Schaffung des neuen, dritten deutschen Reichs! Das sei euer Stolz! Das bleibe euer Ruhm für alle Zeiten!

443.
Lacy 4.80